

als Kirche für diesen schweren Dienst gerüstet zu sein, wurde ein umfassendes Schulprogramm entworfen. Alle schriftlichen Unterlagen wurden vernichtet. Nur ein einziges Exemplar des Protokolls wurde tief im Keller zwischen den alten Akten der Goßner-Mission deponiert. Es ist beim Brand des Hauses mit allen Akten der Goßner-Mission mitverbrannt. Aber einer der Teilnehmer mußte wohl doch eine Kopie mit nach Hause genommen haben: nach dem Kriege wurde dieses Schulprogramm der Bekennenden Kirche Deutschlands in einem schweizerischen Schulblatt veröffentlicht.

Die Tatsache, daß das Goßner-Haus nach und nach rein räumlich zu einem Zentrum der katechetischen und pädagogischen Arbeit der Bekennenden Kirche geworden war, führte nach dem Kriege dazu, daß Bischof *D. Dr. Dibelius* den Direktor der Goßner-Mission zugleich mit der Leitung der Kirchlichen Erziehungskammer-Berlin beauftragte. So hat denn die Goßner-Mission gerade in den allerersten Anfängen beim Aufbau des katechetischen Dienstes und der evangelischen Schulen in Berlin erhebliche persönliche und finanzielle Opfer gebracht. Jetzt, nachdem diese Arbeit als kirchliches Werk ganz ausgebaut ist und in die volle kirchliche Verantwortung übergeht, soll dies wenigstens an einer Stelle öffentlich zum Ausdruck gebracht werden.

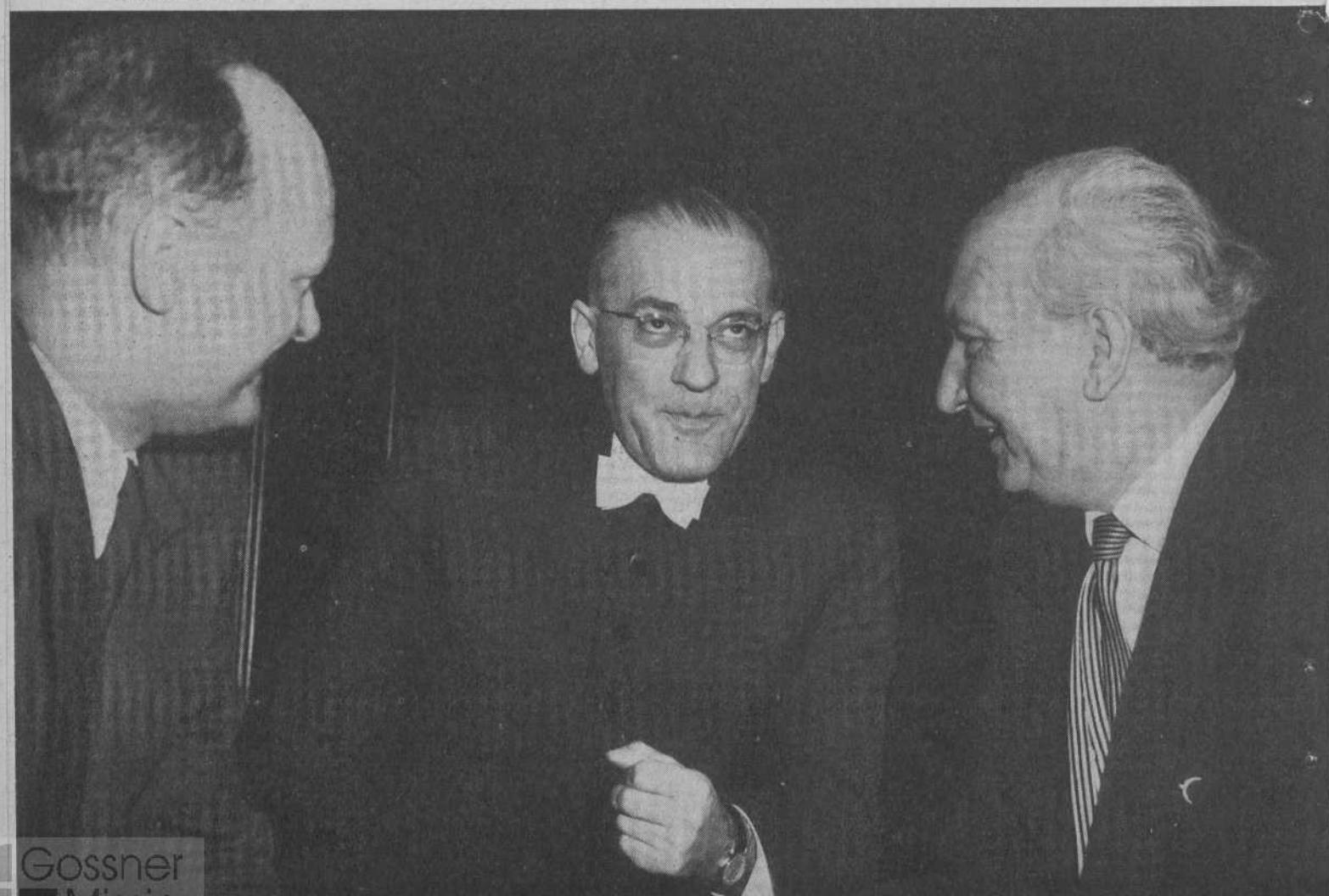
Der Grundsatz, daß die Heimatarbeit der Goßner-Mission auch in der Kirche daheim die Verantwortung für eine missionarische Arbeit tragen müsse, bleibt auch in Zukunft bestehen. Das ist nicht so gemeint, daß eine Missionsgesellschaft alle Arbeitszweige der Landeskirche, der sie zugeordnet ist, mit dem Missionsgedanken umspinnen sollte, sondern so,

daß sie sich als einen lebendigen Ast in den Stamm der Kirche aufpropfen, mit ihr zusammenwachsen, leiden, kämpfen und siegen muß, damit Kirche und Mission eine Einheit bilden. Aus diesem Anlaß heraus sind in der Goßner-Mission nach dem Kriege zwei neuartige Zweige ihrer Heimatarbeit erwachsen: die Goßner-Mission in Mainz-Kastel und die Goßner-Mission-Ost.

Was in Mainz-Kastel geschehen ist, darf man als das Lebenswerk von Pastor *Horst Symanowski* ansehen. Es geht dort um den kirchlichen Dienst an den Menschen in der Industrie. Nach großen Anfangsschwierigkeiten und trotz mancherlei Verkennung bis auf den heutigen Tag hat sich dieses Werk nach und nach auch die Anerkennung der Kirchenleitungen erworben. Es werden dort in jedem Jahr „das Seminar für den Kirchlichen Dienst in der Industrie“ und die „Praktikanten-Kurse für Theologiestudenten“ durchgeführt, zu denen fast alle Landeskirchen Teilnehmer entsenden. Am 1. Dezember d. J. begann in Mainz-Kastell auch der erste Kursus für die jungen Techniker, Handwerker und sonstigen Facharbeiter, die sich im Rahmen der Aktion „Brot für die Welt“ freiwillig für den Dienst in Übersee gemeldet haben. Pastor *Jaeckel* und Diakon *Weissinger* stehen *P. Symanowski* in dieser Arbeit treu zur Seite.

Die Arbeit der Goßner-Mission-Ost in der DDR wird von Prediger *Schottstädt* und dem Jugendsekretär *Gutsch* geleitet. Sie stellt einen missionarischen Versuch dar, überall dort, wo das alte Parochialsystem im Zusammenprall mit einer neuen Gesellschaftsordnung zusammenbricht, Gemeinde neu zu sammeln. Das geschieht in elastischem Vorstoß mit Hilfe der verschiedensten, manchmal erstmalig er-

Dr. Kandeler und Missionsdirektor Lokies besprechen mit unserem Kuratoriumsmitglied Prälat Dr. Kunst-Bonn Baupläne für ein indisches Studentenheim in Berlin





Missionsinspektor Pastor Julius Elster

probten Arbeitsweisen. Zu der alten Wohnwagenarbeit, der Zeltmission, den ökumenischen Arbeitslagern, den Begegnungen zwischen Ost und West ist vor allem die Team-Arbeit hinzugekommen. Sie besteht darin, daß Arbeitsgruppen von Theologen und Laien eingesetzt werden, die gemeinsam an der Sammlung und dem Aufbau einer Gemeinde arbeiten. Wir gedenken dieser Arbeit mit besonders herzlicher Fürbitte.

Da die Goßner-Mission keine landeskirchliche Mission ist, sondern sich auf die freiwillige Mitarbeit der Pastoren, Gemeinden und Freundeskreise in den verschiedensten Landeskirchen angewiesen sieht, ist sie in besonderer Weise Rückschlägen, vor allem während eines Krieges und nach einem verlorenen Kriege ausgesetzt. Ihre finanzielle Struktur ist so empfindlich, daß z. B. ihre Einnahmen nach dem letzten Kriege durch den Verlust ihrer Hilfsgebiete im Osten von einer durchschnittlichen Einnahme in Höhe von etwa 200 000 DM im Jahre auf 35 000 DM jährlich zurückgingen.

Wenn unsere Jahreseinnahmen heute wieder ihren normalen Stand zurückgewonnen haben, so ist das vor allem dem aufopferungsvollen Dienst unserer hauptamtlichen Heimatarbeiter zu verdanken: Pastor Dr. Willi Heß, jetzt in der Gemeinde Westkilver, der nach dem Kriege unsere Heimatarbeit in Westdeutschland wieder aufzubauen begann; P. Dr. Kurt Thude, jetzt Gütersloh; den inzwischen heimgegangenen Brüdern Pastor Graetsch und Pastor Grothaus; dem jungen Pastor Heinz Eckart, der kurze Zeit in unserem Heimatdienste stand; im besonderen auch den aus Indien heimgekehrten Missionsgeschwistern, die vorübergehend, ehe sie ins Pfarramt übergingen oder ihren Lebensberuf wechselten, in den mit uns verbundenen Gemeinden einen befruchtenden Besuchs-, Predigt- und Vortragsdienst durchführten: Pfarrer Radsick, Schwester Irene Storim (jetzt Frau

Braun-Hamburg), Pfarrer Klimkeit, Pfarrer Borutta und nicht zuletzt dem ersten indischen Pastor, der für 5 Jahre hauptamtlich in der Heimatarbeit eingesetzt wurde, Pastor Hanukk Minz, mit dem Sitz in Espelkamp.

Mit großer Dankbarkeit gedenken wir auch der unermüdlichen treuen Mitarbeit unserer Vertraulente: Pastor Linnemann-Ostfriesland, Pastor Gohlke-Westfalen, Pfarrer Fielitz - Bayern und Pfarrer F. W. Otto - Berlin.

Eine Lücke, die sich nicht wieder geschlossen hat, ist der unersetzliche Verlust eines Bruders und Mitarbeiters, an den wir immer in wehmütiger Dankbarkeit denken und den wir nie vergessen werden: Missionsinspektor Julius Elster.

Der Dienst einer Missionsgesellschaft beginnt zu Hause; er setzt sich aber in der Welt fort. Er ist ökumenischer Dienst! Der Raum, den die Goßner-Mission mit ihrem Dienst zugeordnet ist, ist Indien und die Goßner-Kirche in Indien. Um diese Kirche geht es ihr — auch in dem jetzt höchst aktuell gewordenen Gespräch über Kirche und Mission in Deutschland. Was wird in Zukunft aus der sogenannten Ev.-Lutherischen Goßner-Kirche von Chota-Nagpur und Assam, die gegenwärtig die zweitgrößte lutherische Missionskirche in Indien ist? Wir stehen unter dem Eindruck, daß man bei dem gegenwärtigen Stand der Diskussion über „Kirche und Mission“ darunter „die Verlandeskirchlichung“ der Mission versteht: Landeskirche und landeskirchliche Mission werden eins. So ist es einfach selbstverständlich, daß die Landeskirchen im Rheinland die Patenschaft für Nias, in Westfalen für Sumatra, in Bayern für Neu-Guinea übernehmen usw. Aber was wird aus einer Kirche, wie z. B. der Goßner-Kirche in Indien, die in hundert Jahren aus dem Opfer und der Fürbitte von Pastoren, Gemeinden und Mitarbeiterkreisen in vielen Landeskirchen hervorgegangen ist? Soll sie einfach unter den Verhandlungstisch fallen, nur weil sie bisher nicht einer Landeskirche offiziell zugeordnet war? Wohlverstanden, es geht uns dabei um die Goßner-Kirche, nicht um die Goßner-Mission. Die kann einmal, wenn Gott es will, aufhören. Aber die junge — einmal von der Goßner-Mission begründete — indische — Kirche! Was wird aus ihr? Wir sind nun sehr dankbar dafür, daß einige Landeskirchen auch ihr zu helfen angefangen haben: die Hannoversche Landeskirche, die Kirche Berlin-Brandenburg und früher als alle andern, aber mit großer Vorsicht und Zurückhaltung auch die Landeskirche Westfalen.

Das Verhältnis der Goßner-Mission zur Goßner-Kirche in Indien ist, obwohl es mancherlei Krisen durchgemacht hat, vertrauenvoll, ja herzlich bis auf den heutigen Tag. Ihre Zusammenarbeit erfolgt in der Form einer engen Partnerschaft und ist von zwei Tatsachen bestimmt.

1. Die Goßner-Kirche ist eine Adivasi-Kirche, d.h. ihre Glieder kommen überwiegend aus der Urbevölkerung Indiens, den „Adivasi“, die vor abertausend Jahren von den indogermanischen Eroberern ausgerottet, z. T. aus den fruchtbaren Tälern des Indus und des Ganges in den unfruchtbaren Dschangal zurückgedrängt wurden. Seitdem haben sie in bewußter Opposition gegen die Nachkommen der alten Eroberer, die Hindus, und ihre hinduistische Kultur und

2



1



Unsere treuen Helfer aus dem Lutherischen Weltbund, Abt. Weltmission, denen wir in der Kriegs- und Nachkriegszeit viel zu danken haben

**1** Kirchenpräsident Dr. F. Schiottz — USA

**2** Direktor Dr. A. Sovik — Genf

**3** Bischof Dr. R. Manikam — Südinien

**4** Pastor Hanukh Minz und Frau Alomani

**5** Pastor Joel Lakra

**6** Pastor Jilo Tiga

3



5



4



6





1

1 Begrüßung zwischen Schwester 5  
Ilse Martin (links) und Schweste-  
rer Anni Diller



2 Schw. Marlies Gründler (links)  
und Schw. Maria Schatz fahren  
zum Außendienst

3 Besuch der Kirchenleitung im  
Hospital Amgaon (von links nach  
rechts: Dr. Gründler, Frau Jung-  
hans, Frau Gründler, Schwester  
Ursula von Lingen, P. Kloss...  
mit der Trommel: Kirchenpräsi-  
dent Joel Lakra)

4 Hospital Amgaon — Teilansicht

5 „Hallo, hallo! —  
hier Schwester Hedwig Schmidt!“

6 Schwester Auguste Fritz mit den beiden Lehrerinnen der Tabita-Schule  
Bahalen Bage (links) und Seteng Happadgara

7 P. Kloss und Frau Rita

8 Daisy Hemrom, Leiterin der Tabita-Schule, mit ihren Schülerinnen

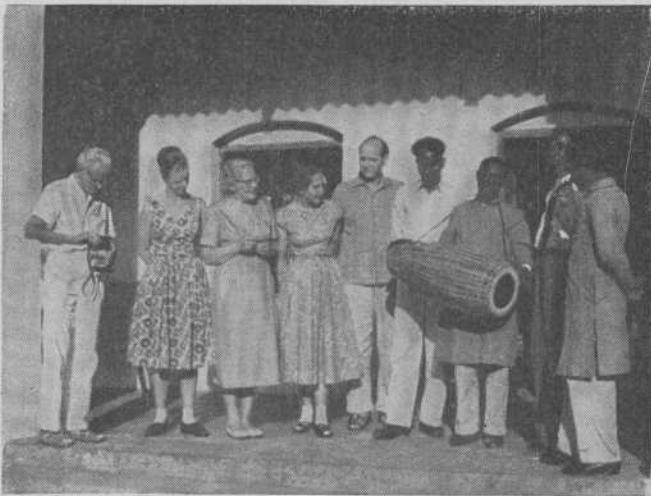
6



2



7



3



8



4



Religion gelebt, bis sie von der Goßner-Mission geradezu entdeckt wurden. Die Mission stieß ihnen die Tür zu einer neuen Zukunft auf. Heute steht die ganze Adivasi-Bevölkerung vor der Frage, ob sie sich weiter hinter dieser Isolierung verschanzen und an ihre uralte patriarchalische Lebensform als Dorf- und Stammesgemeinschaft festklammern oder sich einer neuen Zeit öffnen soll, die nicht mit Fäusten — das wäre zu harmlos ausgedrückt —, sondern mit Trekkern, Erdbaggern, Bohrmaschinen, Sprengstoff, Kraftstromwerken, Staudämmen und Hochöfen an ihre Türe donnert. Das bedeutet aber Zusammenarbeit mit den Hindus, die unaufhaltsam auf einer letzten Welle — jetzt nicht der gewaltsamen Eroberung, sondern der Industrialisierung — über das Land der Adivasi hereinbrechen. Die Frage ist, wie sie mit den Hindus zusammenarbeiten und sich trotzdem als Adivasi und, soweit sie zur Kirche Christi gehören, auch als Christen behaupten können.

Die Aufgabe der Goßner-Mission, ja, der ganzen deutschen „Mutterkirche“ besteht darin, die Adivasi-Christen in dieser Situation nicht allein zu lassen. Daher kommt der neuen Entwicklungsarbeit, die die Goßner-Mission mit der großzügigen Hilfe der Aktion „Brot für die Welt“ im Raum der Goßner-Kirche angefangen hat, eine alles entscheidende Bedeutung zu: die Musterfarm in Khuntitoli, die mit einer landwirtschaftlichen Schule verbunden wird, und die technische Schule in Phudi sollen nicht nur den christlichen, sondern auch den heidnischen Adivasi, ja auch den eingesessenen Hindus helfen, die Möglichkeiten und Gefahren der modernen Wirtschaftswelt zu meistern. Dazu kommt im Kampf gegen die Krankheitsnot das Missionshospital Amgaon, um dessen Aufbau (angefangen 1953) sich besonders Schwester *Ilse Martin* verdient gemacht hat. Das alles geht — nüchtern betrachtet — nicht nur die äußere, sondern auch die innere Existenz der Goßner-Kirche an und ist echte, von der Liebe Christi getriebene Missionsarbeit.

## 2. Das Ringen der indischen Kirchenleitung um echte Autorität

Die alten Missionare besaßen echte Autorität, auch wenn sie von außen her kam und eine fremde Autorität blieb. Die patriarchalische Leitung der Missionsgemeinden durch die Missionare kam mit dem ersten Weltkriege zu ihrem Ende. Die Goßner-Kirche wurde als die erste auf einem deutschen Missionsfelde entstandene Kirche selbständig (schon 1919) und die Kirchenleitung ging sofort ganz in indische Hände über. Man kann nicht sagen, daß die „autonom“ gewordene Kirche die an eine selbständige Kirche gestellten Bedingungen nicht erfüllt hätte. Welche „junge“, ja sogar „alte“ Kirche bringt denn 90 % ihres Etats selbst aus kircheneigenen Mitteln auf?

Später, in der schwierigsten Zeit, als die Goßner-Kirche sich in zwei Gruppen gespalten hatte und es geteilte Gottesdienste gab, waren selbst die geteilten Gottesdienste überfüllt. Und was die Missions-tätigkeit angeht, so suchte jede Gruppe die andere durch ihren Missionseifer zu überbieten. Nur die Kirchenleitung selbst versagte. So rief die Goßner-Kirche um Hilfe von außen. Sie lud Präs. Lic. *Stosch*, der als der ehemalige Lehrer ganzer Pastoren-genera-tionen, immer noch eine gewachsene, echte Autorität besaß, wiederholt nach Indien ein, um in Ordnung zu bringen, was inzwischen in der Kirche in Unord-

nung geraten war — zuletzt noch 1938. Damals übertrug ihm die Generalsynode der Goßner-Kirche in krassem Widerspruch zu ihrer Verfassung die Gesamtleitung der Kirche mit zusätzlichen, außerordentlichen Vollmachten auf fünf Jahre. Die Durchführung dieses Beschlusses wurde durch den Ausbruch des zweiten Weltkrieges verhindert. Zwar blieben die deutschen Missionare und Missionsschwestern — anders als im ersten Weltkriege — noch längere Zeit auf freiem Fuße, allerdings unter sehr beschränkten Arbeitsbedingungen; aber Präs. Lic. *Stosch* durfte frei durch die Gemeinden reisen und hat diese Möglichkeit, Kirchenleitung bis im entferntesten, letzten Urwalddorf auszuüben, voll wahrgenommen. Aber dann wurde auch er — als letzter — 1942 interniert. Er übertrug noch vor seinem Abgang die Leitung der Kirche dem Mann, den er für am meisten geeignet hielt: Pastor *Joel Lakra*. Das Vertrauen, das sein Präs. ihm entgegenbrachte, war durchaus gerechtfertigt. P. *Joel Lakra* wurde, obwohl er der kirchlichen Minderheit angehört, für 3 volle Wahlperioden als Präsident der Kirche wiedergewählt.

Als ich zum ersten Male nach dem Kriege (1953/54) die Goßner-Kirche besuchte, fand ich sie noch im Zustand der Einheit vor; aber unter der Oberfläche gärt es, und schon im Jahre 1955 wurde Präsident *Joel Lakra* von der Generalsynode abgesetzt. Es bildete sich unter Pastor *Silo Tiga* als Präsident eine neue Kirchenleitung, die sich als die „legale“ verstand, während Rev. *Lakra* die Führung einer höchst aktiven Opposition übernahm. Beide Männer sind den deutschen Missionsgemeinden von ihren Besuchen in Deutschland wohlbekannt. Die Gründe für den offenen Bruch waren persönlicher Art, hingen mit Stammengegensätzen zusammen und waren der Ausdruck von kirchenpolitischen und politischen Spannungen.

Auch der neuen Kirchenleitung gelang es nicht, sich Autorität zu verschaffen. Als die Lage sich so weit verschärfte, daß eine Kirchenspaltung drohte, baten beide Gruppen das Kuratorium der Goßner-Mission, mich nach Indien zu entsenden, um einen letzten Einigungsversuch zu unternehmen (1959). Ich machte von einer Verhandlungsgrundlage Gebrauch, die bereits Bischof *Dr. Manikam* von der Tamulen-kirche in Südinien als der „ehrliche Makler“ im Streit der Goßner-Kirche gelegt hatte. Zuletzt gelang es mir mit Gottes Hilfe, nochmals eine legale, gesamtkirchliche Synode zusammenzubringen, zu der alle Gruppen ihre Vertreter schickten. Der wichtigste Beschuß der Synode bestand darin, den Lutherischen Weltbund um die Einsetzung einer ökumenischen Kommission zu bitten, die der Goßner-Kirche eine neue Verfassung geben und damit den Frieden und die Einheit in der Kirche wieder herstellen sollte. Diese ökumenische Kommission hat nun Ende April bis 1. Mai 1960 unter dem Vorsitz der beiden Bischöfe *Dr. Manikam* und *Dr. Meyer-Lübeck* getagt, wobei die schwierigste Aufgabe, nämlich die des präzisen Formulierens, Bischof *Dr. Meyer* zufiel. Das Ergebnis war eine auf die gegenwärtige Situation der Goßner-Kirche zugeschnittene Verfassung, die erste wirklich indische, in der z. B. alle Fachausdrücke der europäischen Verfassungssprache durch indische ersetzt worden sind (mit Ausnahme der Bezeichnung „Synode“). Die neue Verfassung wurde von der General-synode angenommen und am 1. November 1961 ein-

geführt. Aber die praktische Anwendung der Verfassung stößt an den verschiedensten Stellen, vor allem in Ranchi, dem Hauptsitz der Goßner-Kirche selbst, noch auf große Schwierigkeiten. Darum hat Bischof Dr. Meyer, der an der Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi teilnimmt, noch eine — wie wir hoffen, letzte — Sitzung der ökumenischen Kommission einberufen und sucht die noch schwelenden Brandstellen in der Kirche persönlich auf, um an Ort und Stelle den noch immer aufflackernden Kirchenzwist zu löschen. Er hat die Absicht, nach der Neu-Delhi-Konferenz auch die Orissa-Synode zu besuchen, um auch dort noch die letzten strittigen Fragen zu lösen. Die Goßner-Mission und die Goßner-Kirche können ihm für diesen aufopferungsvollen, brüderlichen Dienst nicht dankbar genug sein. Vielleicht muß erst die alte Generation abtreten und eine neue Generation aufwachsen, damit die Goßner-Kirche ihre Vergangenheit — und dazu gehört ganz gewiß auch die Zeit der Missionare — bewältigen und zu echter Autorität in der Kirchenleitung heranreifen kann. Die Goßner-Kirche braucht eine neue Führungsschicht. Darum hat die Goßner-Mission schon längst damit angefangen, Studenten und Studentinnen aus der Goßner-Kirche zum Studium nach Deutschland einzuladen. Es sind bereits vier junge Inderinnen zu Bibelschul-Lehrerinnen in der Bibelschule in Salzuflen aus-

gebildet worden. Sie sind inzwischen nach Indien zurückgekehrt und haben die Leitung der Tabita-Bibelschule in Govindpur übernommen, die unsere beiden Schwestern *Anni Diller* und *Hedwig Schmidt* gegründet und in jahrzehntelanger treuer Arbeit zur Blüte gebracht haben. Zwei Theologen haben ein fünfjähriges Studium in Deutschland absolviert und stehen jetzt im Dienst ihrer Heimatkirche. Der eine ist mit dem Doktor der Philosophie von der Freien Universität in Berlin, der andere mit dem Master of Theology von der Kirchlichen Hochschule in Berlin nach Indien zurückgekehrt. Zwei theologische und zwei technische Studenten halten sich gegenwärtig zum Studium in Deutschland auf. Zehn weitere Studenten aus allen Fakultäten werden in Kürze im Goßner-Haus in Berlin erwartet, das sich in ein indisches Studentenheim verwandelt.

Dringender aber als alles andere braucht die junge Goßner-Kirche in Indien, was die alte Kirche in Deutschland erst unter Glaubensdruck und Verfolgung während der Zeit des Kirchenkampfes neu gelernt hat. Möge die Goßner-Kirche es nicht erst dann, wenn Zeiten der Drangsal auch über Indien kommen, lernen, was ihr und uns not tut, wenn wir lebendige Kirche Christi in der Welt sein wollen:

Auf Gottes Wort zu hören  
und ihm zu gehorchen!

wie vor

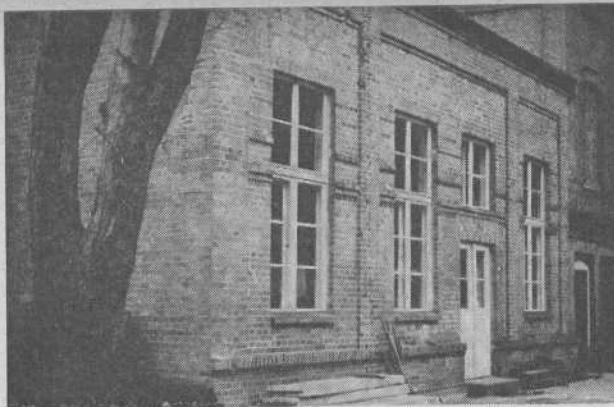
Pfarrer Dr. Wilhelm Jannasch



## Der Goßnersaal

Einen alten Pfarrer verbinden viele Erinnerungen mit den Räumen, in denen er seines Dienstes gewartet hat. Im Goßnersaal mit seiner vergleichsweise nur kurzen Geschichte tätig gewesen zu sein, gehört zweifellos zu den ganz besonderen Erinnerungen meines Pfarrerlebens. In diesem Saal hat sich ein Stück der Geschichte des Kirchenkampfes in Berlin abgespielt, nicht im Sinne ungehemmter Polemik, sondern in positiver, stiller, auf die Zukunft hin ausgerichteter kirchlicher Arbeit und in einer sich auf die Verkündigung des Evangeliums gründenden kleinen Bekenntnisgemeinde und der ungehemmten Entfaltung ihres Lebens. Hier nahmen einst, um zuerst vom Umfassenderen zu sprechen, die Katechetischen Kurse von Pfarrer Dr. v. Rabenau ihren feierlichen Anfang. Hier ist so manche Veranstaltung ähnlicher Art gehalten worden, die nicht nur Teilnehmer aus der Bekennenden Kirche von Berlin umfaßte. Hier haben wir das Zehnjahresgedächtnis der Barmer Erklärung begangen. Hier hat die Theologische Gesellschaft getagt. Es mag verwunderlich erscheinen, daß keine „höhere“ Hand in all’ dies je störend eingegriffen

hat, doch wohl, weil eine noch *höhere* den Saal und seine Gäste davor behütete. Auch die aus ihrer Kirche ausgewanderte Bekenntnisgemeinde „Zum Guten Hirten“ hat das Gleiche erfahren. Ich bezweifle, daß sie je „abgehört“ worden ist! Aber daß das ewige Wort Gemeinde baut, heut, wie in den Tagen der Apostel, war wohl zu wenig sensationell. Um so dankbarer durften wir sein, die wir das durch Jahre hindurch immer neu erfahren haben. Schon die niedrige vorgeschobene Kanzel und die damit gegebene Nähe von Prediger und Gemeinde waren etwas Einzigartiges. Der ehrwürdige Superintendent *Diestel* empfand sie bei gelegentlichen Vertretungen als etwas fast Bedrängendes. Der Händedruck am Saalausgang war etwas Natürliches, fast Unentbehrliches; aber bezeugte er nicht im tiefsten Grunde die Nähe zu dem Worte, das wir miteinander gehört hatten? Da hatten sie eben noch nebeneinander gesessen, die mit dem Judenstern, die oft unter körperlichen Anstrengungen zu uns gekommen waren, weil sie ja nur zu ihrer Arbeitsstätte fahren durften, und wir anderen von der „Edelrasse“, und das gepredigte Wort so gut



Anbau im Goßner-Saal

wie unser Beieinandersein bezeugte es uns, daß der zu uns gekommen war, der die Scheidewand weggenommen und aus den beiden „Völkern“ eines gemacht hat, so daß auch Besternte und Unbesternte froh nebeneinander vor dem Abendmahlstisch knien konnten. Die Monotonie des immer gleichen Predigers, lange Zeit übrigens gemildert dadurch, daß ein Mann wie *Günther Dehn* einmal im Monat die Predigt hielt, erlaubte gelegentlich Reihenpredigten über ganze biblische Bücher oder Auszüge daraus und gewöhnte die Gemeinde an eine gewisse Einhelligkeit der Verkündigung, von der freilich *Dietrich Bonhoeffer* fragte, ob sie nicht in ihrer biblischen Konzentration die Hörer überfordere. — Der Goßnersaal war auch die Stätte unserer monatlichen Gemeindeabende, an denen — es waren nur die eingeschriebenen Mitglieder der Bekennenden Kirche zugelassen — die kirchliche Lage behandelt wurde. Hierhin konnten auch die Namen unserer Gefangenen gerettet werden, nachdem die Gestapo ihre Nennung im Hauptgottesdienst verboten hatte und wir uns dort mit einem stillen Gebet und einer entsprechenden Liedstrophe begnügen mußten. — Der Goßnersaal war auch der Rahmen unserer gemeindlichen Geselligkeit; ließ er sich doch so leicht „umbauen“, und an den langen Tafeln fehlte es dann nicht an leiblicher Nahrung wie an besonderen geistigen Gaben, z. B. Professor *Bartnings* eindrucksvollem Vortrag über „biblische Träume“, der ein Glaubenszeugnis besonderer Art bedeutete. Anders als wir Alten und Alten gestaltete die Jugend ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, bei denen Ernst wie Fröhlichkeit sich verbanden. Und wer auch immer, ob Alt ob Jung, sich bei Goßner zusammenfand, nie waren es die Glieder oder der Nachwuchs einer Sekte, sondern eben evangelische Christen, die weiter der Landeskirche ihre Steuern entrichteten und zugleich am monatlichen „Opfersonntag“, wenn die Sammelkörbchen durch die Reihen der Kirchenbesucher gingen, für ihre „Notgemeinde“ aufbrachten, was sie an Saalmiete, Gehältern u. a. zu bezahlen nötig hatte. Selbst der Bau einer Orgel ist so möglich geworden.

Merkwürdig genug, daß der NS-Staat dies still wachsende Gemeindeleben nicht gestört hat, daß wir nie eine Bewachung zu spüren bekamen, daß selbst die Judensterne, die man uns einst auf den Weg von der Straße bis zum Saaleingang zeichnete, nichts Böses veranlaßt haben. Gewiß, es ging auch mancher „hinter sich“, der zu uns gehört hatte: Ein Vater schickte seine Kinder nicht mehr in unseren fröhlichen, von unserem unvergesslichen Fräulein *Liebich* geführten Kindergottesdienst, weil dort „Juden in den Saal kamen“, oder Gehaltsbeziehern wurde um ihre



Bischof D. Dr. Dibelius segnet im Goßner-Saal Dr. Bage und Magister Surin nach Abschluß ihres Studiums nach Indien aus

Zukunft bange. Anderer Plätze wurden — manchmal trotz starker Gegenbemühungen — leer, weil ihre Inhaber für die Vernichtung ausersehen waren. Aber die Gemeinde als Ganze blieb, und rückschauend werden wir sagen: es war eine freundlich-bewahrende Hand, die das so gefügt hat. Trotz des Krieges hatten wir es auch nie nötig, einen Gottesdienst ausfallen zu lassen; denn immer waren die jeweiligen Bombenschäden, besonders der Schutt von der Decke, so rechtzeitig beseitigt, daß die Gemeinde sich getrost versammeln konnte; und nur ganz selten ist der Gottesdienst durch Alarm vorzeitig beendet worden. So hat der Goßnersaal endlich auch eine letzte äußere Gefahr höchst wunderbar überstehen dürfen, als in der bösen Russennacht das ganze Missionshaus ein Opfer der Flammen wurde und der Brandschutt unmittelbar vor der Saaltür niederging, ohne daß dem Saal selbst ein Leid geschah. Schon vierzehn Tage später konnten wir wieder Gottesdienst darin halten. Ein kostbares Gefäß evangelischen Gemeindelebens und kirchlicher Planungs- und Aufbauarbeit war uns erhalten worden, wirklich wie ein Brandeis aus dem Feuer.

Manches einzelne Menschenschicksal besonderer Art ist mit dem Goßnersaal verknüpft gewesen, vielleicht bis heute geblieben. Von den uns gewaltsam Entführten oder rechtzeitig Geflüchteten sind einzelne — freilich wie wenige! — zurückgekehrt. Einer, ein längst Getaufter, hat bekannt, daß er erst hier wirklich ein Christ geworden sei. Die wirkliche innere Geschichte des Goßnersaals und derer, die hier zusammenkamen, kann freilich kein Mensch schreiben. Man sah bisweilen Träger bekannter Namen, *Theodor Heuß* und seine Frau, *Dietrich Bonhoeffer*, Dr. *Walter Bauer-Fulda*. Von der Jugend, die den Saal einst füllen half, ist mancher schneller vom Glauben zum Schauen gekommen, als wir Alten; das gehörte zum furchtbaren Schicksal des Krieges. Der letzte unvergessliche Eindruck, den der Schreiber dieser Zeilen aus dem Goßnersaal mitgenommen hat, war — bald nach Kriegsende und mit jener Zeit zusammenhängend — der gottesdienstliche Abschied von *Sabine Lokies*. Daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi ein Vater der Barmherzigkeit und ein Gott alles Trostes ist, hat die Goßner-Gemeinde damals noch einmal in neuer Kraft erfahren dürfen.

Nun soll der Goßnersaal, einst für eine Notzeit der Kirche gebaut, in festerer Gestalt neu erstehen. Wir, die wir den „alten“ Saal gekannt und geliebt haben und weiter lieben, können einem erneuerten nur das EINE wünschen, daß Gott sich zu ihm bekenne und zu denen, die in ihm zusammen kommen werden, wie ER sich, so meinen wir, hundertfältig zu dem alten Saale und den Versammlungen darin bekannt hat.



Superintendent Wulf Thiel

## Das katechetische Seminar der Bekennenden Kirche im Goßner-Haus

### I

Aus der gemeinsamen Arbeit in der Schulkammer der Vorläufigen Leitung der Bekennenden Kirche entstand der Plan, ein katechetisches Seminar für Vikare der Bekennenden Kirche zu gründen. Bruder *Lokies* bat das Kuratorium der Goßner-Mission, das Missionshaus in der Handjerystraße hierfür zur Verfügung zu stellen. Nach raschen Vorbereitungen, zu denen die Möbel-, Sach- und Geldspenden der Friedenauer Bekenntnisgemeinde und der ganzen Bekennenden Kirche beitrugen, konnte im Januar 1937 die Arbeit im Goßner-Haus beginnen.

Die Vikare hatten im dritten Stock des Hauses ihre sehr bescheidene Unterkunft. Man konnte in den sehr schmalen einfenstrigen Zimmern, in denen je zwei Brüder hausten, die prächtigsten Stilmöbel aus den verschiedensten Epochen bewundern. Bruder *Hammelsbeck* als Pädagoge und ich als theologischer Leiter hatten auch jeder eine Stube dort. Eine Hausmutter war in Schwester *Maria Laube* gewonnen worden, die für unser leibliches Wohl treulich sorgte.

Am Unterricht im Seminar waren auch andere beteiligt. Besonders wertvolle Hilfen in allen unterrichtlichen Fragen, zumal in der Frage „Mission und Unterricht“, gab uns der damalige Missionsinspektor *Carl Paeschke* vom Berliner Missionshaus. Die Vikarin *Christa Müller* arbeitete mit uns über das Gesangbuch und über die Kirchenlieder im Unterricht.

Erfahrene Friedenauer Lehrer ließen uns trotz der Gefährdung, die das für sie bedeuten konnte, in ihrem Religionsunterricht an den Schulen hospitieren. Wir hatten immer wieder Gastdozenten bei uns, die uns theologisch und katechetisch viel gegeben haben: *Günter Dehn*, *Hans Asmussen*, *Friedrich Delekat*, *Martin Albertz*, *Wilh. Niesel*, *E. F. von Rabenau* u. a.

Eine Gruppe von getreuen Friedenauer Gemeindekindern mußte manches aushalten, wenn die allerersten katechetischen Gehversuche der Vikare in den Probestunden im Goßner-Haus gemacht wurden. Unvergeßlich ist mir z. B. aus dieser Gruppe *Jutta Wermuth*

nicke, die Tochter eines unserer Friedenauer Kirchenältesten, deren bibelkundliche Kenntnisse die der Kandidaten bei weitem übertrafen, und die durch ihre regen und gescheiten Fragen unsere jungen Brüder ganz schön in Verlegenheit bringen konnte.

Mitten in die Arbeit hinein griff immer wieder der Kirchenkampf mit seinen Nöten, Aufgaben und Verheißungen.

Für alle Vikare, die im Hause *Lokies* ein und aus gingen, war die Haft von Bruder *Lokies*, die in jene Zeit fiel, von besonderer Bedeutung. Besonders aber auch für mich, der ich bei manchem der Besuche im Gefängnis Frau *Lokies* begleitete. Oben in der Nähe des alten Missionismuseums war im Goßner-Haus auch immer wieder der Vervielfältigungsapparat im Gange, der mit Hilfe unserer Vikare die notwendigen Benachrichtigungen für die Berliner Bekenntnisgemeinden druckte. Das Röhrensystem, das seit den Zeiten von Vater *Plath* die Wände des Hauses durchzog, (ich glaube: einmal als Haustelefon gedacht) diente zur schnellen Benachrichtigung der Drucker, wenn die GESTAPO im Anzug war. Später, als ich im Wannseer Pfarramt Bruder Präses *Stosch* vertrat, leitete Bruder *Hammelsbeck* das Seminar gemeinsam mit *Erich Klapproth*, einem unseren getreuen „Jungen Brüder“, die uns unvergessen bleiben. Als wir alle miteinander die Vorladung zum Alexanderplatz bekamen, lehnte *Erich Klapproth* es für uns alle ab, auf eigene Kosten dorthin zu fahren. Wir erwarteten also, Bekenntnislieder singend, den Polizeiwagen und fuhren zusammen hin. Auf die Dauer ließ sich eben der Kreis der Jungen Männer im Goßner-Hause nicht gut tarnen. Im Verlauf der schärferen Maßnahmen gegen die als „illegal“ verfolgte Bekennende Kirche kam es nach knapp drei Jahren zur staatlichen Schließung des katechetischen Seminars. Aber die freiwilligen Laienkurse zur Vorbereitung auf die Christenlehre konnten im Goßner-Haus, im Haus der Stadtmission in der Lenastraße und an einigen anderen Stellen noch länger durchgehalten werden.



Professor Dr. Oskar Hammelsbeck

## II

Ob mir unsere Missionsfreunde verzeihen werden, daß ich über 37 Jahre alt geworden bin, ehe ich den Namen der Goßner-Mission zum erstenmal vernahm? Und das kam auf eine überraschende und abenteuerliche Weise. Ich lebte in Saarbrücken, hatte dort sieben Jahre die Volkshochschule geleitet, bis die Nationalsozialisten mich hinauswarfen; dann war ich still und bescheiden „Aushilfslehrer“ geworden. Aber das behagte ihnen auch nicht, weil ich einen Lehrerkreis der Bekennenden Kirche zusammengebracht hatte und mich weigerte, in die Partei einzutreten. So war es im November 1936 aus mit dem Schulehalten, mit Gehalt und Auskommen für meine Familie, und ich wollte versuchen, noch Theologie zu studieren.

In diese Erwägungen platzte kurz vor Weihnachten eine Anfrage von Superintendent *Albertz*-Spandau, der in der Vorläufigen Leitung, wie es damals hieß, für die Bekennende Kirche zuständig war, was Unterricht und Ausbildung anging. Er bat mich nach Berlin und legte den Plan dar, ein Katechetisches Seminar zu errichten, um die Vikare, die sich dem

Kirchenregiment der Bekennenden Kirche unterstellt hatten, für zwei Monate in einem Internat mit katechetischen, pädagogischen und psychologischen Fragen vertraut zu machen, ehe sie in den Pfarrdienst gingen. Wo sollte das sein? „In Friedenau, im obersten Stockwerk des Goßnerschen Missionshauses!“ Die Aussprache mit Bruder *Albertz* ergab, daß er meinte, mich dazu brauchen zu können, dieses Seminar gemeinschaftlich mit dem jungen Pastor *Wulf Thiel* zu leiten. Es blieb nur noch, daß ich mich mit Bruder *Lokies* an Ort und Stelle besprechen und, wenn ich zusagen wollte, mit ihm alles Nähere abmachen könnte. Ich wollte. In der Handjerystraße fand ich eine so fröhliche „familiäre“ Arbeitsgemeinschaft vor, da *Lokies* mit Frau und Schwiegermutter drei Tage vor dem Fest den oberen Flur und alle Zimmer für den Empfang von 16 Kandidaten und ihre beiden Lehrer in Unordnung und neue Ordnung versetzten. Mit *Thiel* hatte ich mich schon besprochen und vertragen. Mich als Letztes mit der Familie *Lokies* zu vertragen, das ging in einem Fünfminutensturm von Herzlichkeit und Übereinstimmung vor sich. Die ein-

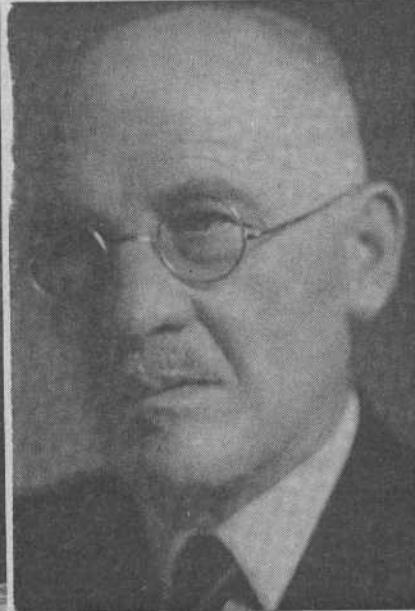
Prof. D. Günter Dehn



Prof. D. Martin Albertz und Frau Marianne



Pfarrer Dr. von Rabenau



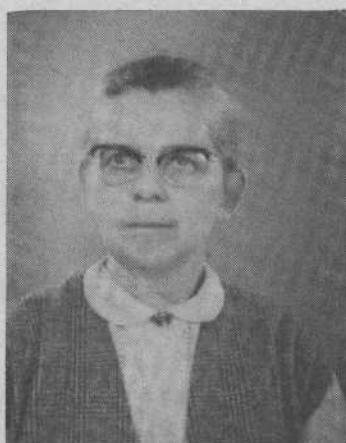
zige Auflage: 3 Monate Probe und Miteinanderversuchen bei freier Wohnung und Verpflegung und etwas mehr als ein Taschengeld. Im März 1937 ward dann der Bund perfekt, der Bund von Gewißheit im Glauben und aller Unsicherheit der Kirche in der Welt. Ich fand eine Wohnung in Zehlendorf und holte Frau und Kinder in die uns fremde Stadt und die brüderliche Gemeinschaft. Das Haus in Saarbrücken mußte verkauft werden; das neue „Gehalt“ mußte fortan und die folgenden acht Jahre auf die freiwilligen Kollekten der Notgemeinden gestellt werden; es kam nicht immer regelmäßig ein: Wir haben nie Mangel gehabt.

Es wurde ein schönes, gesegnetes Arbeiten. Die „Jungen Brüder“, alle in derselben Unsicherheit des Lebens, alle immer ausgesetzt den Störungen oder schlimmeren Maßnahmen der Gestapo, wuchsen mit uns zu einer arbeitsamen Gemeinschaft des Lehrens und Lernens zusammen. Kinder der Gemeinde Friedenau wurden die „Opfer“ unserer Unterweisungsversuche. Gastdozenten gingen hin und her zwischen der Kirchlichen Hochschule und uns. Ich arbeitete mich weiter hinein in Pädagogik und Psychologie und in den Notstand der Unterweisung, des „kirchlichen Unterrichts“, im Austausch mit mancherlei anderen Gemeindediensten und -aufgaben. Einigermaßen ungestört blieben wir nur ein halbes Jahr bis zu jenem berüchtigten „Himmler-Erlaß“, durch den der Bekennenden Kirche jegliche Aus- und Weiterbildung des Theologennachwuchses verboten wurde. Es gelang uns bis in den Sommer 1938, mit allerlei Vorsichtsmaßnahmen und von uns so harmlos wie möglich ausgelegte, und darum unbefolgte Verbote durchzulavieren, bis nach Haussuchungen, Verhören, Verhaftungen das endgültige und radikale Verbot die Weiterarbeit im Goßner-Hause unmöglich machte.

Ich ging auf Reisen in die provinziell verstreuten Sammelvikariate — in Ostpreußen, Pommern, Westfalen und anderswo. Immer aber blieb Berlin und

blieb das Goßner-Haus die Arbeitszentrale. Die Zusammenarbeit mit *Wulf Thiel*, mit *Lokies* blieb ungetrübt und voller Gewinn, ebenso mit denen „draußen“, so *Albertz*, *Rott*, *Gollwitzer*, *Bonhoeffer*, *Jannasch*, von *Rabenau*, *Dehn* sowie mit *Fritz Müller-Dahlem* und *Niesel*, nachdem *Martin Niemöller* verhaftet war und verhaftet blieb. Auch fast alle die anderen Genannten wanderten zwischen Gefängnis und Haft hin und her.

Ich denke mit großer und bleibender Dankbarkeit an diese Jahre zurück. Sie waren eine Zeit des Wagnisses, sozusagen „allein aus Glauben“ — „allein aus Gnaden“. Kirche war in keinem Augenblick institutionell spürbar, obwohl sie korrekt und handfest geleitet wurde; in allem siegte die Brüderlichkeit über Konventionen, Titel und Rangstufen. Die „Barmer Erklärung“, und aus ihr für uns insbesondere die 2. These, war unser tägliches „Geschäft“. Wir werden — ohne in falscher Weise „alte Kämpfer“ zu sein — darauf achten müssen, daß diese Gnadenzeit erinnerlich und wirksam bleibt in den Nachfolgezeiten, die uns ihr gegenüber immer wie restaurativ, ja fast reaktionär anmuten. Aber wir sind ja alle mit drin in der Restauration und Institution und im täglichen Vergessen der großen Taten Gottes! Was wir damals in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gelernt, miteinander gelernt haben, in der Mission, um die Mission herum, müssen wir auf neue Weise weiter tun. Wir haben damals auch den Weg gefunden, wie in guten Ansätzen schon vorher, „äußere“ und „innere“ Mission zu verbinden, „zurück“zumissionieren in die Heimatkirche, in die „christliche“, gottlose Welt. Daß Mission jeden Tag bei unserer eigenen Gottlosigkeit anfängt und wir in der Solidarität mit aller Gottlosigkeit um uns an das Wunder Gottes in seiner vergebenden Liebe, mit der er uns liebt, glauben gelernt haben und deshalb „etwas zum Lobe seiner Herrlichkeit tun“ dürfen, verläßt uns nicht mehr. Seitdem ist mir der Name Goßner teuer geblieben!



## WIE ERINNERUNGEN

Mathilde Petri

Berlin

I

Der Bitte, etwas aus der Erinnerung an die Kursusarbeit im Goßner-Haus während der Zeit des Kampfes der Bekennenden Kirche zu schreiben, komme ich gerne nach. Gerade während dieser Kampfzeit habe ich das Goßner-Haus als einen Ort des Friedens, des Vertrauens und des guten Rates erlebt. Alles, was mit den Kursen zusammenhing, ging ja um unsere Gemeinden, unsere Kollegen und vor allem um un-

sere Kinder! Für mich gehört die Mitarbeit in den „Kursen für kirchlichen Unterricht“ — so hießen sie damals — zu den schönsten Erinnerungen, weil sie mir nicht nur für die spätere Christenlehre, sondern auch für mein eigenes Leben das gute Rüstzeug und die Freudigkeit gab. — Wir hatten damals keine Gelegenheit, mit Kindern zu arbeiten, bis die Kinder aus dem Michaels-Kinderheim zu uns kamen, und das war erst später. Ich erinnere mich noch genau, daß ich die Prüfungs-Bibelarbeit vor einigen meiner Kursusmitarbeiter halten mußte.

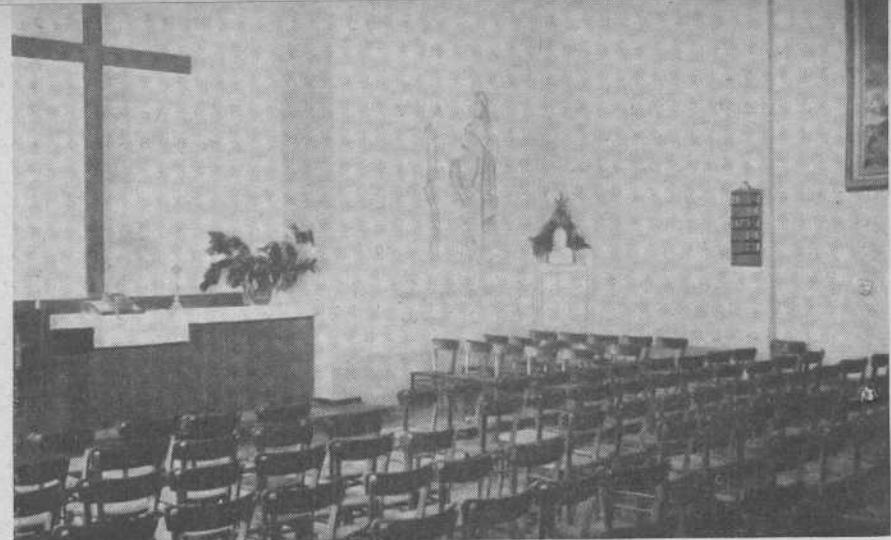
Aus dem großen Kreis unserer Dozenten denke ich an den Musiker, Organist *Dr. Fischer* zurück. Er hat uns durch das viele Choralsingen gut vorbereitet auf die mannigfaltigen Änderungen unseres lieben Gesangbuchs! Leiter unseres Kursus war Pfarrer *Dr. von Rabenau*. Mit ihm zusammen waren in der Prüfungskommission Herr *Dr. Hammelsbeck* und Pfarrer *Jaenicke*. Die Bibelarbeit, die Stunden über den Kate-

chismus und die Barmer Sätze haben mich wie Konfirmandenunterricht, aber auch wie ein Angesprochenwerden auf meine Konfirmation berührt. Die Kirchengeschichte bei Pfarrer *Jaenicke* war besonders gegenwartsnah.

Auch aus unserem Kursus wurden einige Dozenten verhaftet — von den Hörern war es *Senta Laue* —, aber die Arbeit wurde trotzdem nicht im Stich gelassen.

Unter den Brüdern und Schwestern, die mit mir im Kursus waren, werde ich nie das alte Fräulein *Wolf* vergessen. Sie und ein ehemaliger Offizier, dessen Namen ich leider nicht mehr weiß, bereiteten sich auf die furchtbare Zeit und das Schicksal in Theresienstadt vor. Sie wollten dort bis ans Ende unter den Leidensgenossen das Evangelium weitersagen. Die stillen Gespräche, zu denen es damals unter uns kam, und die uns bis ins Innerste erschütterten, wird keiner von uns vergessen haben!

Unter den ganz klaren Erinnerungen ist auch folgendes: Durch meinen Schulleiter war ich in eine Situation geraten, die mir große Not machte. Damals gab man mir den Rat, mit *Dr. Perels*, dem Juristen der Bekennenden Kirche, über mein Anliegen zu sprechen. Deutlich steht mir der Weg mit Herrn Pfarrer *Jannasch* noch vor Augen, auf dem das Gespräch über das Überschlagen, ob man den Turm bauen könnte, ging. Ebenso deutlich steht mir das kleine Bodenstübchen vor Augen (in einer Villa in Lichterfelde), in dem dann das Gespräch stattfand, aus dem ich einen so klugen und guten Rat mitnehmen durfte, der mir in vielen Lagen später immer zuverlässig geholfen hat. Auch andern hat er geholfen! —



Altarraum des Goßner-Saals

Ebenso wertvoll wie unvergänglich ist mir eine Anweisung zur Bibelarbeit von Pfarrer *von Rabenau*: „Nehmen Sie niemals zum Anfang neben den Text einen Kommentar; Sie bringen sich um das Beste, nämlich um das Alleinsein mit dem Wort Gottes, das unmittelbar zu uns reden will.“ —

Und noch eine Erinnerung: Es war bei unserm letzten Zusammensein vor dem Zusammenbruch 1945, am 8. April, einem Sonntag, im Goßner-Haus, wo uns Pastor *Lokies* die Schlussandacht hielt. Der Text war: „Selig sind eure Augen, daß sie sehen.“ Und die Auslegung dem Sinne nach ungefähr so: „Unsere Generation sieht jetzt in besonderer Weise die furchtbare Hybris, zu der die Menschen fähig sein können, ihre ganze Auswirkung! Und dieselbe Generation sieht nun auch, daß das Gericht Gottes eingreift. Beides zu sehen ist unserer Generation gegeben. — Welch' eine unheimliche Aktualität hat dieses Wort nach sechzehn Jahren.



Charlotte  
Reuter  
Berlin

## II

Frühjahr 1950 — Goßner-Saal

Wenn dort keiner mehr predigt, werden die Wände reden. — Warum? — Um der vielen brennenden Gebete der „Besternten“, die dort im Saal ihre Zuflucht fanden und ihre Andacht voll dankbaren Herzens mit uns halten durften. — Diese Gottesdienste hielt immer unser alter, fürsorgender Seelsorger *D. Jannasch*. Um der Trost spendenden Abschieds-Gottesdienste,

die gehalten wurden, wenn wieder einer unserer sterbten Glieder vor dem Abschiednehmen von uns, und meistens auch von dem Leben, stand. — Um ihrer innigen Dankes-Segens- und Vergeltungswünsche, die unter vielen Tränen gesprochen wurden. — Um der Wirklichkeit halber, daß wir hier den Heiligen Geist hatten und uns alle Glieder an dem einen Leib Jesu Christi fühlten. Die Lücke war schmerhaft groß, wenn am nächsten Gottesdienst wieder ein Platz leer blieb, von dem aus sonst starkes, flehendes Gebet im Herzen gesprochen wurde, dessen geistige Wellen uns segenspendend umgaben.

Nicht von uns, der Bekennenden Kirche, ging diese geistige Gemeinschaft aus. Zwischen uns war schon der Unfriede gesät.

Die Gebete der „Besternten“ schufen die *Gemeinschaft*, und sie sollten uns stets in Erinnerung bleiben.

Die *böse Flamme*, von den Russen entfacht, hat das ganze Goßner-Haus in eine Ruine verwandelt. Sie hat aber vor den Segenswünschen der einst rassistisch Verfolgten kapitulieren müssen. Der Kirchsaal blieb erhalten wie durch ein Wunder. — Ach mögen doch viele Beter dort im Saal Heimat finden, daß der Segen nicht weicht. —



wie vor

Industrie

Pastor Horst Symanowsky

## Ein Zehntel von 125 Jahren

— das ist die Zeit, auf die das jüngste Kind der Goßner-Mission zurückblicken kann. Vor 12½ Jahren wurde ich vom Kuratorium der Goßner-Mission hierher an den Rhein geschickt, um die Zweigstelle der Goßner-Mission mit einem ökumenischen Missionsstudentenheim aufzubauen. Der 1946 eröffneten Johannes Gutenberg-Universität mit einer Evangel. Theol. Fakultät hatte die Goßner-Mission einen Lehrstuhl für Allgemeine Religionskunde und Missionswissenschaft gestiftet. Er wurde mit einem Mitarbeiter der Goßner-Mission, Prof. lic. Holsten, besetzt. Am 7. März 1949 hielt ich vor der Fakultät in der Universität einen Vortrag über „die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland“. Er ist noch ganz unter dem Eindruck der Arbeit mit dem ersten Wohnwagen im Oderbruch verfaßt: „Eine Kirche, die nicht gewillt ist, sich in die Trümmer und Kellerlöcher zu den Menschen zu setzen, hat das Recht verspielt, später an die Türen der Häuser zu klopfen. Diese Menschen bewegen uns und lassen uns keine Ruhe; nicht nur die Menschen im Oderbruch, sondern genauso die in den Fabriken und Bergwerken des Westens, alle Menschen, die nicht mehr verstehen können, was wir hinter den Kirchenmauern tun. Wir müssen es ihnen sagen, aber nicht so, daß wir darauf warten, daß sie zu uns kommen, sondern wir müssen zu ihnen gehen, uns mit ihnen an den Tisch setzen, vielleicht ihre Arbeit tun. Wir möchten in Deutschland wieder Boten, Herolde unseres Herrn sein, die zu den Unwissenden, zu den Fernstehenden gehen...“ Dieser Ruf wurde verstanden: es kamen noch im selben Monat Studenten verschiedener Fakultäten, arbeiteten auf unserem Bauplatz am Rhein und gingen später in die Fabriken, um das Baumaterial für das Goßner-Haus zu fabrizieren. Über 500 junge Christen aus allen Erdteilen kamen in die ökumenischen Aufbaulager nach Mainz-Kastel. In kurzer Zeit war der Name „Goßner“ zwischen Mainz und Wiesbaden bekannt. Was bedeutet er?

Die Zeitungen schreiben damals, daß sich hier Menschen zusammenfinden, die dem Frieden dienen und anderen helfen wollen. Vorübergehend sprechen sie von „Idealisten“ und „Völkerverständigung“. In kirchlichen Kreisen versteht man die Anfänge in Mainz-Kastel als einen neuen volksmissionarischen Versuch. Andere sprechen von einer Beeinflussung

durch die französischen Arbeiterpriester. Es gibt auch Stimmen, die das ganze Unternehmen — finanziell gesehen — für Hochstapelei und — kirchlich gesehen — für Schwärmerei halten. Aber diejenigen, die sich an die Arbeit gemacht hatten, fanden keine Zeit für Selbstbetrachtung und Analyse, es sei denn, daß sie vor Gemeinden standen und nun erklären mußten, in wessen Auftrag sie kamen. Ein junger Genfer Student erklärte bei einem Missionsfest in Krumbach bei Gießen: „Wir haben viele Botschafter in Genf, die mit großen Wagen durch die Straßen fahren. Wir 50 junge Christen aus aller Welt auf dem Bauplatz der Goßner-Mission am Rhein haben nur Schubkarren, Pickel und Schaufel, aber wir sind auch Bot-

Auf dem Wege zur Arbeit. In der Mitte P. Symanowski





1

1 Das neue Goßner-Haus am Rhein wird gebaut



3

2 Das Missionshaus in Mainz-Kastel steht fertig da  
3 Schwere Fracht (Zement) rechts P. Symanowski  
4 Pastoren-Arbeitslager  
5 „Dienste in Übersee“. Die ersten Mitarbeiter der Goßner-Mission: Gunnhild Erler, und Horst Müller werden abgesandt. Rechts: Diakon Fritz Weissinger



2



6



5

schafter, und zwar Botschafter an Christi Statt, und versuchen auf unsere Art zu bezeugen: laßt euch versöhnen mit Gott.“ Und so hat es in diesen Jahren viel Vergebung und manchen Neuanfang gegeben, oft erst nach Jahren erkannt, noch öfter wohl bis zum heutigen Tage unserem Blick verborgen. Diese Jahre des Anfangs waren schwer, aber herrlich.

Mit den Häusern und der Zahl der nun nicht mehr nur vorübergehend in ihnen wohnenden Menschen wuchsen auch die Probleme. Wieviele junge Menschen, Lehrlinge, Jungarbeiter und Studenten haben wir nicht vor Fehlritten und bösen Wegen bewahren können? Wieviele haben im Goßner-Haus Jesus Christus nicht kennengelernt? 12 ½ Jahre können eine drückend lange Zeit angesichts von Versagen und Schuld gegenüber Menschen sein, besonders wenn man mit ihnen nicht nur vorübergehend zusammen ist, sondern in jahrelanger Hausgemeinschaft miteinander lebt. Wer heute im Goßner-Haus das allwöchentliche Herrenmahl mitfeiert, der begreift, woher die Kraft zu immer neuem Anfang trotz dauern dem Schuldigwerden an den Menschen kommt. Je länger wir in diesem Haus arbeiten, umso mehr verstehen wir, daß wir täglich das Wort von der Versöhnung durch Gott brauchen, um unsere Arbeit zu tun.

Sie erstreckt sich nicht nur auf die etwa 130 im Haus zusammenlebenden Menschen, sondern auch auf die vielen anderen, die am „kleinen“ Freitagabend und einmal im Monat an dem „großen“ Freitagabend sowie den „Goßnersonntagen“ teilnehmen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Angestellte und Beamte finden sich zusammen, um über gemeinsamen oder sie trennenden Fragen „das geistliche Brot zu brechen“, wie es einmal Rosenstock-Huessy als Wesen einer Arbeitsgemeinschaft beschrieben hat. Wie man miteinander redet; ob man es auch noch tut, wenn der andere nicht der eignen Meinung zufällt; was man selbst aufzugeben bereit ist, um mit dem andern ein Stück Weges zusammengehen zu können: zeigt, was man selbst von Versöhnung und Vergebung, von Hingabe und Bruderschaft verstanden hat. Nicht in Wörtern, sondern in der Verwirklichung zeigt sich dann, ob die Kraft Gottes hinter uns steht oder fehlt.

Ist das Goßner-Haus durch die ökumenischen Aufbaulager schon mit vielen Menschen und Kirchen in der Welt verbunden, so werden die nun im Goßner-Haus am 1. Dezember beginnenden Seminare für „Dienste in Übersee“ noch einmal diesen Weg fort-

setzen. Unter der Leitung des seit 10 Jahren im Haus als Heimleiter wirkenden Diakon Weissinger und von Pastor Jaeckel mit seiner über 2 Jahrzehnte reichen Erfahrung in Asien werden Handwerker für ihre Aufgaben in Übersee zugerüstet, zu denen sie sich von Gott gerufen wissen. Sie wollen mithelfen, daß Hunger, Armut und Elend in den Entwicklungsländern verschwindet. Sie gehen nicht hinaus, um zu verdienen, sondern um zu dienen. Das ist weltweite gesellschaftliche Diakonie, die ihren Grund in dem Wort des Apostels Paulus hat: „Die Liebe Christi dringet uns also.“

Durch das „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ und die „Industriepraktika für Studenten“ wirkt das Goßner-Haus in die verschiedenen Landeskirchen hinein. Durch ehemalige Teilnehmer an den Seminaren sind Modelle kirchlicher Sozialarbeit in 4 Landeskirchen entstanden. Umgesetzt in die jeweils andere Situation einer Landeskirche, wird in solch einem Modell der Versuch gemacht, die missionarische Grundlinie des Goßner-Hauses bis in die Einzelgemeinde auszuziehen. Mit großer Freude sehen wir diese Arbeit wachsen und sind dankbar, daß sie mehr und mehr die Anerkennung der Kirchenleitungen sowie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland findet. Daß sie auch Gegner hat, ist wohl nur recht; daß sie scharf unter die Lupe genommen wird, gehört wohl zu der apostolischen Mahnung, alles zu prüfen und das beste zu behalten.

Am Schluß zurück zum Anfang: im Referat vom 7. 3. 1949 heißt es: „Wir werden gewiß nicht aufhören zu den Heiden in Indien oder, wo es sonst sei, zu gehen. Wir werden ihnen aber nicht predigen dürfen und selbst verwerlich werden. Auch die Heidemission im fernen Land gibt uns keine Absolution für unser Schweigen gegenüber dem Heidentum im eigenen Lande. Wir werden mehr lernen müssen, daß unser Botendienst in anderen Erdteilen und in unserem eigenen Land ein und dieselbe Sache ist, in der man nicht das eine tun und das andere lassen kann. So möchten wir „die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland“ verstanden wissen. Wenn die Goßner-Mission ihres Anfangs vor 125 Jahren gedenkt, so fragen wir uns nach einem Zehntel dieser Zeit in Mainz-Kastel, ob auch wir dem Anfang treu geblieben sind und bitten Gott, daß er die Arbeit des Goßner-Hauses in Kastel so segnen möchte, wie die der ganzen Goßner-Mission bisher.“

Unser Mitarbeiter (fraternal worker) aus USA Pastor Bob Starbuck mit seiner Frau Jo und seinem Söhnchen Erik



#### DANK, DANK, DANK:

Dank zuerst Gott und dem Vater Jesu Christi, der uns täglich unsere Schuld vergibt und mehr als ein Jahrhundert unsere Arbeit gesegnet und behütet hat;

Dank den Kirchenleitungen daheim und in der Ökumene, die uns von Kirche zu Kirche geholfen haben;

Dank den Pfarrern und Pfarrfrauen, den Gemeinden und Missionsarbeitskreisen, die uns in unserem Dienst durch ihre Fürbitte, Mitarbeit und Gabe getragen haben.

#### DANK, DANK, DANK!

Die Goßner-Mission



P. Bruno Schottstädt

DDR

## Funktionsstelle der Kirche

ist die Zentrale der Goßner-Mission in der DDR von Jahr zu Jahr mehr geworden. Funktionsstelle für ganz bestimmte Dienste, die neu in Angriff genommen werden.

Es wird heute viel geschrieben und geredet von der „anders gewordenen Welt“, von Säkularisierung und modernem Leben und damit auch von der Abwanderung der Menschen aus der Kirche. Volk und Kirche sind nicht mehr deckungsgleich, dennoch wird von manchen versucht, die bisherigen kirchlichen Verhältnisse unbedingt festzuhalten, auf keinen Fall aber zu ändern. „Wir dürfen die Volkskirche nicht zerschlagen“, so sagen sie. Auch wir wollen das nicht. Wir meinen aber, daß eine Kirche Jesu Christi begreifen muß, in welcher Situation sie sich befindet, wenn sie in der Welt ihren Zeugendienst ausrichten will. Und darüber sind wir uns doch alle klar: Wir sind zum Zeugendienst bestimmt. Wir haben als Einzelne und als Gemeinde mit unserem Leben anzudeuten: Jesus Christus ist unser persönlicher Herr, wir glauben auch, daß Er der Herr der Welt ist.

Dies heißt nun aber, daß wir gerufen sind, Gottes Welt, in der wir Zeugnis geben sollen, zu entdecken. Gottes Welt ist unsere Welt, die Welt mit den alten und neuen Verhältnissen, mit den alten und neuen Staaten, die Welt der Säkularisierung, der Atomwissenschaft und Atomtechnik, des Kapitalismus und Sozialismus. Gott ist inmitten! Seit Jesus Christus ist Gott nicht außerhalb dieser Welt zu finden, sondern mitten in ihr. Er ist für diese Welt gestorben, und seine Gemeinde hat dieser Welt zu dienen, d. h. in ihr liebend und ansteckend-menschlich zu leben. Die Gemeinde kann sich nicht zurückziehen in einen frommen Bereich, sie kann gegen diese Welt nicht ankämpfen und alte Verhältnisse wieder herstellen wollen. Sie kann sich auch nicht nur stark machen mit einer kirchlichen Organisation, und so auf das Leben der Menschen einzuwirken versuchen. Sie kann auch nicht die Weltanschauungen der anderen Menschen mißachten oder gar „bekämpfen“: Nur durch das Ernstnehmen der Menschen in allen Verhältnissen, mit allen ihren Ideen und Weltanschau-

ungen kommt die Gemeinde zum Liebeszeugnis. Sie kann nicht mehr Weggelaufene nur in kirchliche Institutionen zurückholen, sondern sie muß Erneuerung leben. Um Erneuerung geht es, um Erneuerung des eigenen Lebens und des Gemeindelebens. Nur wer sich heute durch Christus erneuert, wird morgen unter seiner Führung leben. Und wer sich so führen läßt, wird die „Neue Welt“ nicht beklagen oder gar ablehnen, sondern er wird mutig um des Menschenbruders willen in ihr unterwegs sein. Und eine Gemeinde, die so lebt, stellt fest: Wir sehen Gott am Werke unter den Menschen unserer Tage und lernen durch ihn unsere Menschenbrüder lieben. Wir bezeugen ihnen durch unser menschliches Dabeisein unser Verständnis von Dienst; wir reden, wenn wir gefragt werden von dem, was Gott an uns getan hat. Und zweitens drängt es uns zueinander. Wir brauchen die Gemeinschaft, die Bruderschaft.

Es geht unseres Erachtens nicht um das Halten frommer Reden bei besonderen Gelegenheiten, es geht nicht allein um gutes biblisches Wissen und erst recht nicht um Moral. Es geht vielmehr um den Versuch, solidarisch zu leben und doch ein anderer zu sein — einer, der eine andere Hoffnung hat — der aber alles daran setzt, in der Welt sich menschlich mitzuteilen. „In der Mitteilung des Lebens fängt die Mitteilung der Botschaft an“ (Hoekendijk). Wer aber um Christi willen in der Welt solidarisches Leben versucht, der kann nicht allein sein, der kann nicht allein leben. Ein Christ allein ist kein Christ. Er braucht ein Zentrum, eine Gemeinschaft, in der er „per Du“ leben kann, in der er mitteilt, was er mit Christus in der Welt erfahren hat, in der er kommuniziert, das Wort Gottes in Gemeinschaft hört und von da sich wieder senden läßt in seine Berufswelt.

In diesem Sinne verstehen wir unsere Arbeit, die wir 1948 mit Wohnwagen im Oderbruch begonnen haben, und die dann in neuen Unternehmungen in Industriegebieten mit Gruppen und Teamfarrätern seinen Fortgang gefunden hat. Die Wohnwagenarbeit, von der in der „Biene“ oft berichtet wurde, existiert in der alten Weise nicht mehr. Die Wohnwagen sind

Zeltmission



Der erste Wohnwagen



Ökumenisches Arbeitslager in Ost-Berlin



„Gemeindehäuser“ geworden. Unsere Hauptaufgabe liegt aber jetzt darin, in neuen Pfarrämtern in der Industrie und auf dem Lande Gruppendifferten zu entwickeln, d. h. das Einmann-System ganz aufzugeben und bruderschaftlich zu arbeiten. In solchen Gruppen bekommt der Theologe einen ganz besonderen Platz, er ist aber nicht mehr der „al-round-man“, der erste Christ in der Gemeinde, sondern der „theologische Diakon“. Es zeigt sich jetzt schon, daß diese Gruppendifferten viel besser Leute anziehen als der einzelne Amtsträger. Und zweitens wird deutlich, daß Christenleben niemals im Allein-Gang möglich ist, auch und gerade nicht im Pfarramt.

In 10 verschiedenen Gemeinden sind solche Gruppendifferten entstanden, in allen Gruppen ist „Freiheit zum Experimentieren“ von der Kirchenleitung her gegeben, Gottesdienste dürfen in freier Form gehalten werden, ebenso wird der Unterricht an den Kindern mehr und mehr eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit den Kindern.

Mehrere Theologen verdienen ihr Geld in weltlichen Berufen und sind auch vorläufig nicht gewillt, Pfarrer zu werden.

Eine zweite große Arbeit, die von uns seit 1955 betrieben wird: Ökumenische Aufbaulager. Im letzten Jahr wurden sie durchgeführt in Johanngeorgenstadt, Dresden, Gotha und Magdeburg. Die insgesamt 60 Teilnehmer aus verschiedenen Freikirchen und Landeskirchen halfen Gemeinden bei der Vorbereitung und Errichtung dringend benötigter neuer Gemeindezentren oder arbeiteten im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes an der Gestaltung einer Parkanlage. Von „Kirche“ und „Welt“ wurden sie ständig nach dem Warum ihres Tuns befragt, da es im verdienten Urlaub und ohne Bezahlung geschah. Viele hielten es für sehr idealistisch, andere für erstaunlich, manche steckten sich an und arbeiteten mit. Neben der Arbeit gestalteten sie Gottesdienste und Gemeindeabende, besuchten Gemeindeglieder und suchten engere Verbindung mit Freikirchen und Gemeinschaften am Ort. Bibelarbeiten und die Beschäftigung mit den Aufgaben und Problemen zur Vorbereitung der 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen standen im Zentrum ihrer Gemeinschaft. Mit ihrer Arbeit wollten sie helfen

OKR Erich Andler, Vorsitzender des Goßner-Kuratoriums-Ost



Unser Mitarbeiter Wolf-Dieter Gutsch,  
Delegierter der deutschen evangelischen Jugend für Neu-Delhi

und anderen Mut zum eigenen Tun machen, zugleich aber lernen für ihr Christsein im Alltag und in der Gemeinde.

Seit Herbst 1960 führen wir Seminarwochen mit Pastoren und Studenten durch. Sie sind streng ausgerichtete soziologische und theologische Studienwochen. Der Strukturwandel in Welt und Kirche wird untersucht. In vier Seminarwochen haben ca. 100 Pastoren und Studenten bereits teilgenommen, die sich auf diese Weise zurüsten für den Dienst in ihren Gemeinden. Soziologen und Theologen, die auch im Seminar für kirchlichen Dienst in Mainz-Kastel mitgearbeitet haben, waren in diesen Wochen unsere Helfer. Auf diese Weise besteht eine Brücke zwischen der Arbeit in Mainz-Kastel und unserer hier in der DDR.

Pastorenarbeitslager führen wir bereits 4 Jahre lang durch; sie haben eine vierfache Zielsetzung:

1. In 3 Wochen sind Pastoren nicht allein; sie arbeiten und leben gemeinsam.
2. Durch ihre körperliche Arbeit geben sie eine sichtbare Hilfe und entdecken selber, was heute solche Arbeit bedeutet.
3. Sie arbeiten theologisch in Gemeinschaft und erproben neue Formen in Gottesdienst und Gemeindeveranstaltung.
4. Regen sie eine bestimmte Gemeinde zu neuem Leben an.

Das letzte Pastoren-Arbeitslager fand in Premnitz-Havel vom 12. bis 31. 7. 61 statt (siehe letzte Biene).

Tagungen und Begegnungen mit Christen aus der Bundesrepublik gehören zu unserem Tun hier in Berlin. Bei solchen Begegnungen geht es in den Diskussionen immer um das spezifische Verhältnis von Christen in der DDR und in der Bundesrepublik. Uns verbindet die gemeinsame Kirchen- und Glaubensgeschichte, und mit derselben zugleich die gemeinsame Schuld. Heute leben wir in zwei deutschen Staaten. Es ist immer die Frage: Welches ist unser spezieller Auftrag, und wie leben wir als die eine Gemeinde Christi in beiden Staaten. Wir meinen, daß die Goßner-Mission in der DDR in Verbindung mit Mainz-Kastel und Rudolf Dohrmann in Wolfsburg weiterhin diese Möglichkeiten der Begegnungen nutzen muß, um der Kirche Christi im getrennten Deutsch-

land dahin zu helfen, daß sie in Ost und West das überlegene Zeugnis Jesu Christi deutlich machen kann. Diese Überlegenheit jedoch zeigt sich in der Niedrigkeit. Und hier werden gerade wir in der DDR neu lernen müssen, daß Christus der Herr der Niedrigen ist, weil sein Königtum in der Niedrigkeit deutlich wurde.

Rüsten mit Kirchenältesten gewinnen für Gemeinden und uns immer mehr Bedeutung. Wir wurden bereits zu mehreren solcher Rüsten geholt, um über Wochenenden mit den Ältesten zu arbeiten, damit auch sie ihr Amt besser verstehen und als Laien in der Welt täglich Zeugnis geben. In einer bruderschaftlichen Gemeinde, die die einzige Möglichkeit nach dem Zerfall der Volkskirche sein wird, gewinnt das Ältestenamt große Bedeutung. Die Ältesten werden mehr und mehr Gemeinden zu führen haben, sie werden gottesdienstliche Versammlungen leiten, predigen und auch Amtshandlungen durchführen. Und der Theologe wird in neuer Weise der Helfer der Ältesten werden, damit sie ihren Dienst in den Versammlungen recht tun können.

Reisedienst-Vorträge über Indien, UdSSR und CSSR. Alle Mitarbeiter unseres Werkes reisen durch die Gemeinden und berichten vom Leben der Christen in der Welt, besonders von der Goßner-Kirche in Indien, von den Evangeliumschristen-Baptisten in der UdSSR (zu denen über Johannes Goßner eine Verbindung vorhanden ist) und der Böhmischem Brü-

der-Kirche in der CSSR. Solche Berichte helfen dazu, daß Gemeindeglieder munter gemacht werden für ihre Aufgaben in ihrem Umkreis.

Bibelrüsten — Fiedelbau. In Buckow / Märkische Schweiz leitet *Herbert Vetter* ein Rüstzeitenheim. Ständig finden hier Bibelrüsten statt. Eine neue Form hat sich entwickelt: Fiedelbau. Junge Menschen bauen sich Instrumente und studieren dabei besonders solche Bibeltexte, in denen das Spiel zum Lobe Gottes wesentlich ist.

Den verantwortlichen Männern im Kuratorium der Goßner-Mission ist klar, daß für all diese Dienste, die wir hier aufgezählt haben und zu denen noch viele andere kommen, eine gründliche theologische Ausrichtung notwendig ist. In den Gruppendifferten werden viele Fragen aufgeworfen, ebenso in den Aufbaulagern und bei den Seminarwochen. Diesen Fragen gilt es nachzugehen, sie müssen geprüft werden mit Hilfe des Neuen Testaments und mit Hilfe der Bekenntnisschriften. Alle diese Fragen aber verlangen nach einer Antwort. Und diese Antwort kann unseres Erachtens nicht gegeben werden mit theologisch richtigem Reden, sondern sie muß gefunden werden in der Gestaltung gemeindlichen Lebens.

Somit ist die Goßner-Mission in der DDR Funktionsstelle, Hilfsstelle für Gestaltung gemeindlichen Lebens, für Studienarbeit, Ausrichtung der Gesamtkirche zum missionarischen Dienst in der Welt.

## MISSIONSLIED

(WEISE: O Gott, du frommer Gott, 2. MELODIE)

1. O Herr, dem die Gewalt im Himmel ist gegeben, dazu auch auf der Erde die Macht zum Tod und Leben: Ohn' dich, o Lebensfürst, sind wir verloren längst, ohn' dich lebendig tot, wenn du nicht Leben schenkst.
2. „Geht hin in alle Welt!“, hast machtvoll du geboten, durch dein lebendig Wort zu wecken auf die Toten. Wohl, noch gilt dein Wort; dein Wort ist uns Befehl: So gib, daß man auch uns zu deinen Zeugen zähl!
3. Es wird — so sagt die Schrift — den Völkern rings auf Erden, noch eh' das Ende kommt, das Heil verkündigt werden. Drum hebt das Haupt und sieht, was Gottes Geist uns zeigt: Der Himmel rötet sich, der Tag hat sich geneigt.
4. Schon setzt den einen Fuß der Cherub auf die Erde, den andern auf das Meer mit herrischer Gebärde, und seine Stimme ruft aus über Meer und Land das Evangelium, das alle Welt umspannt.
5. Wenn Christus, unser Herr, sieghaft auf weißem Zelter auszieht zum letzten Streit, tritt er die Völkerkelter. Da wird sein Siegsgewand von Blut so purpurrot. O Seele, das bedenk vor deiner letzten Not!
6. Wenn Christus, unser Herr, die Sichel wird anschlagen zum letzten Ernteschnitt, dann wird die Welt verzagen. O Seele, zage nicht: Wer Gott sich ganz ergibt, der spürt auch im Gericht die Lieb', mit der Gott liebt.
7. Zu dir, Herr, heben wir anbetend unsre Hände. Du bist das A und O, der Anfang und das Ende. Erweck' zur Zeugenschaft die erste Lieb' uns neu, mach durch des Geistes Kraft uns bis zum Tod getreu.

HANS LOKIES

*Ind.**GK.**oG.*

Bischof Dr. Meyer

## Rundbrief an alle Teilnehmer der Neu-Delhi Konferenz,

die im Anschluß daran die Goßner-Kirche besuchen

Liebe Brüder,

Sie werden überrascht sein, diesen Brief zu erhalten. Er ist geschrieben aus tiefer Sorge heraus um die Kirche, die Sie bald zu besuchen gedenken. Während der vergangenen zwei Jahre haben Bischof *Manikam* (Bischof der Tamul-Ev.-Luth. Kirche in Indien) und ich im Auftrage des Lutherischen Weltbundes daran gearbeitet, die Wunde der Spaltung, die das Leben der Kirche bedrohte, zu heilen. Es hätte zu einem bösen und gefährlichen Beispiel für alle Kirchen Asiens (womöglich auch für Afrika) werden können, hätte man eine Zersplitterung und Trennung der Goßner-Kirche auf Grund verschiedener Gruppen und Stämme zugelassen.

Der letzte Schritt zur Vereinigung erfolgte durch den Entwurf einer neuen Kirchenverfassung, die sich auf einer geographischen Unterteilung der Goßner-Kirche in Diözesen, Synoden, Großgemeinden und Pfarrbezirken aufbaut, wobei die Tatsache der verschiedenen Gruppen berücksichtigt wurde (durch Vertretung der Minderheitsgruppen auf allen Ebenen).

Die neue Verfassung wurde in engster Zusammenarbeit mit den führenden Vertretern der zwei (oder drei) Gruppen ausgearbeitet, im April 1960 der Synode vorgelegt und durch sie angenommen.

Seitdem mußten Bischof *Dr. Manikam* und ich öfter nach Ranchi, um die Verfassung im einzelnen zu erklären und auszulegen. Es waren auch einzelne, persönliche und örtliche Probleme zu lösen, darunter Gegensätze, die sich so tief eingefressen hatten, daß es zu ihrer Überwindung mehr bedurfte als nur einer mehr oder weniger formalen juristischen Anwendung der Verfassungsparagraphen.

Seit den letzten fünfzehn Tagen sitze ich zusammen mit den Brüdern der Goßner-Kirche, um eine ganze Kette solcher Probleme so konkret wie möglich zu entscheiden. Wir alle freuen uns über den guten Geist der Zusammenarbeit und hoffen, daß wir die schlimmsten Stürme überstanden haben.

Es wäre nun falsch, der Goßner-Kirche einen Vorwurf für besonders schlechtes Verhalten zu machen, obgleich das Element menschlichen Ehrgeizes, Gier nach Macht, aber auch Furcht und Mißtrauen das

ganze Problem mit ihren sich gegenüberstehenden Gruppen gefärbt und beeinflußt haben.

Das Problem christlicher Bruderschaft und christlichen Miteinanderlebens verschiedener Gruppen ist eine Aufgabe, die Gott den Kirchen Asiens und Afrikas grundsätzlich gestellt hat, da dort Stammeszugehörigkeit und Kasten-System in Kraft stehen und einen beträchtlichen Einfluß ausüben. Die Goßner-Kirche ist von Gott berufen worden, vor allen anderen christlichen Kirchen Asiens und Afrikas, diese Aufgabe zu einer Lösung zu bringen, und man ist versucht zu sagen: beispielhaft und stellvertretend für die Schwesternkirchen:

Die Goßner-Kirche ist — trotz des beklagenswerten Zustandes ihrer Gebäude — eine sehr starke Kirche. Sie unterhält — ohne Unterstützung von außerhalb — fast 2000 Katechisten und 130 Pastoren, 8 oder 9 Hochschulen, eine große Anzahl von Mittel- und Volksschulen.

Die Gottesdienste sind außerordentlich gut besucht. Die Kirche ist sich ihrer missionarischen Verpflichtung bewußt und treibt eifrig Mission.

Selbst während der Zeit des Zerwürfnisses (1956 bis 1960) wuchs die Zahl der Mitglieder der Kirche um mehr als Zehntausend.

Das neue Projekt Khuntitoli und Phudi, das durch die Aktion „Brot für die Welt“ unterstützt wird, verdient unsere ganze Beachtung.

Verzeihen Sie mir, liebe Brüder, wenn ich vermute, daß Sie nicht imstande sein werden, all diese Dinge selbst herauszufinden. Die wenigen Winke und Beobachtungen in diesem Brief sind gemeint als eine Hilfe für alle die, die nur wenig Zeit für ihren Besuch haben. Eine Hilfe, damit Sie wissen, worauf zu achten ist, und damit Sie sich ebenfalls der empfindlichen Stellen in der Struktur der Kirche bewußt werden. Diese sollten nicht angerührt werden, es sei denn, mit der sehr sorgsamen, behutsamen Hand der Liebe und mit dem Wunsche, Glauben und Einigkeit zu stärken.

Mögen Sie alle sich so wohl fühlen in der Gemeinschaft der Goßner-Kirche, wie ich mich in den Tagen der brüderlichen Zusammenarbeit mit ihnen fühlte.

Ranchi, 6. XI. 61

I

SKa

Brot f. d.  
Welt

Dr. Bernhard Ohse



## Mit BROT FÜR DIE WELT in Indien

Als die Dakota der ceylonesischen Luftfahrtgesellschaft, von Colombo kommend, am 23. April auf der Rollbahn bei der Stadt mit dem unaussprechlichen Namen Tiruchirappalli aufsetzt, ahne ich nur wenig von der Fülle der Eindrücke, die mich vier Wochen lang in Indien bestürmen werden. Dabei bin ich nun, nach mehr als acht Wochen Asienreise, schon einiges gewöhnt.

Ein Aufstandsgebiet an der birmanischen Ostgrenze habe ich besucht und dort neu entstehende Flüchtlingsiedlungen besichtigt. Im Dschangel von Neuguinea war ich in einem abgelegenen Urwaldhospital zu Gast. In Hongkong wanderte ich durch die Korridore des riesigen Betonwohnblocks für 2000 bis 3000 Menschen, betrat gebückt die Elendshütten der Ärmsten und ging von einer handwerklichen Ausbildungsstätte zur anderen. Und in Indonesien flog ich nach Medan auf Sumatra und fuhr dort abermals in ein Aufstandsgebiet hinein, um das Hospital Balige zu besichtigen, das kürzlich Hilfe aus Mitteln der Aktion BROT FÜR DIE WELT erhalten hat.

In Indien nun soll ich ebenfalls Vorhaben dieser Aktion aller evangelischen Christen Deutschlands

Für die indische Fluggesellschaft werden heute keine europäischen Piloten mehr benötigt. Indien verfügt selbst über genügend geeignete und gut ausgebildete Flieger



aufzusuchen, die mit Geldern aus dem Gesamtaufkommen der Sammlungen der letzten beiden Jahre in Höhe von rund 40 Millionen Mark gefördert werden. Und so reise ich von Trichy — das ist die praktische Abkürzung der Inder für die erstgenannte Stadt — im Süden Indiens über Madura nach Cochin im Südwesten, von dort durch Kerala die Küste hinauf bis nach Udupi, wo ein Krankenhaus der Basler Mission liegt. Dann geht die Reise nach Osten, über Bangalore nach Madras. Die Vorhaben der Jeyporekirche im südlichen Orissa, Nagpur, Calcutta stehen auf dem Plan, danach ein Besuch im Gebiet der Goßner-Kirche und schließlich ein kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt der großen Republik, in New Delhi. Über Ludhiana und Amritsar soll die Fahrt per Bahn dann ins pakistanische Lahore gehen.

Es ist fürchterlich heiß in diesen Wochen. Der Schweiß rinnt in Strömen. Die vielen mitleidigen Inder und im Lande ansässigen Weißen, die mich unterwegs darauf ansprechen, beruhige ich mit dem Hinweis, ein Journalist, der über Indien schreiben wolle, müsse schließlich auch den indischen Sommer erlebt und durchlitten haben.

Die Reisen sind hochinteressant, ob sie per Bahn, im Wagen oder mit dem Flugzeug gemacht werden. In Indien wird einem — in viel größeren Dimensionen als in Korea, Hongkong oder Burma — das Problem Nummer Eins unserer Zeit besonders deutlich vor Augen geführt: das Problem der Ernährung der rasch wachsenden Weltbevölkerung.

Überall werden Straßen und Brücken gebaut oder verbessert — das ist der erste Eindruck, den der Reisende in Indien gewinnt. Ganze Heere von Männern und Frauen sind an der Arbeit. Die nötigen Erdbewegungen werden fast ausschließlich mit Menschenkraft bewältigt: In Körben, die sie gewöhnlich auf dem Kopf balancieren, tragen die Kulis das Erdbreich von einer Stelle zur anderen. Maschinen fehlen meist.

Indien steht am Beginn seines dritten Fünfjahrsplans, der am 1. April 1961 seinen Anfang nahm und eine Steigerung des Nationaleinkommens von fünf Prozent jährlich anstrebt. Was während der er-

sten beiden Fünfjahrpläne erreicht wurde — und das ist beachtlich! —, bildet das Fundament für die Anstrengungen der nächsten Jahre. Der fatale Kreislauf von wachsender Produktion bei wachsender Bevölkerung — oder anders ausgedrückt — der Armut und der sich daraus ergebenden Unmöglichkeit von Investitionen kann nur so durchbrochen werden, daß man den Mehrwert aus der steigenden Produktion einstweilen der Bevölkerung zu einem guten Teil vorerhält und ihn zur weiteren Ankurbelung der Industrie und zur Verbesserung der Landwirtschaft verwendet. So hat es die Sowjetunion in den letzten Jahrzehnten fertiggebracht, zu einer Wirtschaftsweltmacht zu werden.

Auch Indien muß seiner Bevölkerung das Opfer auferlegen, zunächst ein sehr langsames Steigen ihres Lebensstandards in Kauf zu nehmen, wenn es aus dem Sumpf des Elends und des Hungerns herauskommen will. Heute noch beträgt das Durchschnittseinkommen des Inders nur 260 DM pro Kopf und Jahr. Das ist bitter, und daran können auch die Milliarden kaum etwas ändern, die als Anleihen oder Beihilfen von den Vereinigten Staaten, der Sowjetunion, der Weltbank, Großbritannien, Deutschland und Canada — um nur die größten Geldgeber zu nennen — zur Verfügung gestellt werden.

Trotz aller Schwierigkeiten aber geht es voran in Indien. Das sieht man, wenn man durch das Rieseland reist, an vielen Stellen. Die Luftverkehrsgesellschaft für den innerindischen Flugdienst ist sauber, pünktlich und sicher, was nicht immer der Fall war. Das Straßennetz wurde um 80 000 Kilometer verlängert. Der Eisenbahnverkehr wird ständig erweitert und verbessert. Die großen Stahlwerke von Durgapur, Bhilai und Rourkela haben zu produzieren begonnen und sollen noch erheblich vergrößert werden. Das Bhakra-Nangal-Projekt, ein riesiges Kanalsystem mit Wasserarmen von annähernd 5000 Kilometern Länge, das 3,6 Millionen Morgen Land bewässern und rund 604 000 Kilowatt Strom erzeugen wird, steht kurz vor der Vollendung. Die Zahl der Krankenhäuser und Kliniken erhöhte sich in den letzten zehn Jahren von 8600 auf 12 600, und die Gesamtzahl der Schulen ist in der gleichen Zeit von 230 000 auf 400 000 gestiegen. Die chemische Industrie hat sich verdoppelt und der Maschinenbau mehr als verdreifacht. Die gesamte industrielle Produktion stieg um 60 Prozent und die Erzeugung landwirtschaftlicher Güter um 42 Prozent.

So imponierend diese wenigen Zahlen erscheinen mögen — man muß sie im Zusammenhang mit dem ganzen Bild der indischen Wirtschaft sehen. Der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion um 42 Prozent innerhalb der letzten zehn Jahre steht beispielsweise eine Bevölkerungszunahme von 20,2 Prozent gegenüber. Wer sich den außerordentlich niedrigen Stand der Landwirtschaft von 1951 vor Augen hält — die Erträge pro Hektar waren damals mit die niedrigsten der Welt —, der weiß, daß die Ernährungslage der indischen Bevölkerung trotz jenes Anstiegs der Nahrungsmittelerzeugung heute noch weit davon entfernt ist, zufriedenstellend zu sein. Es wird noch einige Zeit dauern, bis Not und Krankheit, Ar-

mut und Hunger besiegt sind. Das sieht man in bedrückendster Weise überall im Lande, ob man in die Dörfer geht oder durch die Millionenstädte wandert, ob man Kinderheime besucht oder Krankenhäuser.

Ich sprach in Neu Delhi mit dem Landwirtschaftsminister Indiens, *Dr. Deshmukh*, über die Frage, ob man dem Hunger mit Lebensmittelhilfen zu Leibe gehen soll. „Nein“, lautete seine knappe Antwort. „Was wir brauchen, sind Starthilfen zur Selbsthilfe.“ Die Lieferung von Nahrungüberschüssen sei natürlich hochwillkommen, sofern sie nicht die indische Wirtschaft durcheinanderbrächten, sagte der Minister. Ansonsten gälte auch für den Lebensmittelsektor der Wunsch, in erster Linie Starthilfen zur Eigenhilfe zu erhalten.

Auch vielen anderen Indern habe ich die gleiche Frage gestellt. Alle rieten, vorhandene Gelder für weiterreichende Maßnahmen zu verwenden. Im Falle von Naturkatastrophen und politischen Schwierigkeiten müßten gelegentlich Mittel für Soforthilfemaßnahmen wie die Ausgabe von Lebensmitteln, Kleidung und Decken eingesetzt werden. Das Normale aber müsse die Hilfe zur Selbsthilfe werden.

Und so hat es der Verteilungsausschuß der Aktion BROT FÜR DIE WELT denn auch gehalten, nicht nur in Indien, sondern in aller Welt. Bis zum 1. Oktober dieses Jahres sind über 4 Millionen DM für Projekte in Indien bewilligt worden, davon immerhin rund 70 Prozent für Selbsthilfevorhaben. In Nazareth bei Tirunelveli wird ein Polytechnisches Institut gebaut. In Kerala und Mysore werden Lehrlingswerkstätten errichtet. In Grahampur soll eine Schul- und Versuchsfarm entstehen, die das praktische landwirtschaftliche Unterrichtszentrum des Sentalgebietes werden wird. In Koraput geht eine Weberschule ihrer Vollendung entgegen. Und in Khunitoli bei Rourkela entsteht eine Versuchs- und Lehrfarm.

Ehe ich diese Landwirtschaftsschule besuche, werde ich am 7. Mai in Ranchi feierlich empfangen und in einem Gottesdienst mit mehr als tausend Kirchenbesuchern begrüßt. Mit Präsident *Lakra* und dem ehemaligen Präsidenten der Goßner-Kirche *Tiga* fahre ich nach Phudi hinaus. Auch *Dr. Bage* ist anwesend, der vor wenigen Jahren in Berlin studierte. Am Nachmittag findet auch dort ein kleiner Festakt zu Ehren des deutschen Gastes statt, den ich gutwillig ertrage, weil ich weiß, daß in Wirklichkeit nicht ich persönlich, sondern der Vertreter der Aktion der evangelischen Christen Deutschlands gemeint ist.

Es ist immer wieder bewegend, die freundliche, ja herzliche Aufnahme des Fremden in Indien zu beobachten. Gewiß, auch in anderen Ländern ist der Gast „heilig“, erst recht, wenn er ein christlicher Bruder aus der Ökumene ist. In Indien jedoch ist alles eine Spur freundlicher, und oftmals ist es geradezu beklemmend, wie zuvorkommend man den Besucher betreut.

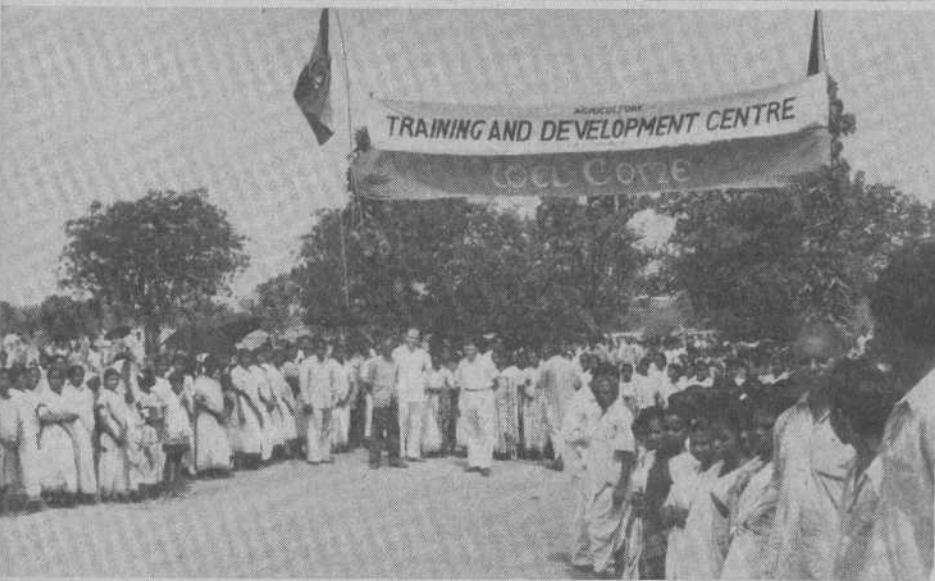
Manchmal wurde des Guten sogar zu viel getan. In Südinidien sollte ich eine im Bau befindliche Technische Schule besichtigen, aber vor lauter Musik, vor lauter Reden, Tanzen, Singen und Essen kam es überhaupt nicht dazu.



1 In diesem Haus aus „Jack-Board“ werden die ersten Mitarbeiter von Dr. Junghans wohnen



2 Frau Junghans in ihrer „Küche“



3 Alles erwartet am Morgen des 8. Mai 1961 den Präsidenten der Goßner-Kirche und den deutschen Gast. Nachmittags soll der Grundstein der Landwirtschaftsschule gelegt werden



4 Der alte Missionarsbungalow in Khuntitoli

5 Hermann Lakra, der zweite Mann in Khuntitoli

6 Werkzeug und Gerät für die Teilnehmer des Arbeitslagers in Phudi wird ausgegeben

5



6



In Phudi war gerade ein Arbeitslager der Goßnerjugend im Gange, das unter Leitung von Ingenieur Thiel die ersten Bäume pflanzte, Gräben zog und Planierarbeiten tat. Hier entsteht mit Hilfe von 650 000 Mark aus dem Aufkommen der Aktion BROT FÜR DIE WELT eine größere Ausbildungsstätte für Facharbeiter, die Indien dringend braucht.

Und dann kommen wir — am 8. Mai — in Khuntitoli an. Etwa 20 Meter Durchmesser hat das Fleckchen Erde, auf dem sich *Dr. Junghans* und seine junge Frau provisorisch eingerichtet haben. Um sich gegen die Blicke der Nachbarn abzuschirmen, haben sie ringsherum eine 1,50 Meter hohe Wand aus Bambusried gezogen. Trotzdem stehen die Inder immer wieder um die Freiluftbehausung herum: Die Lebensgewohnheiten des europäischen Ehepaars sind gar so merkwürdig und interessieren sie brennend.

Dabei ist die Art, wie der Leiter der im Aufbau befindlichen Landwirtschaftsschule in Khuntitoli bis zur Fertigstellung seines Hauses unter freiem Himmel lebt, wirklich nicht typisch für den Europäer: Man schläft auf Feldbetten in einem Zelt. Der Gast darf auf einer im Freien stehenden Holzpritsche nächtigen. Gekocht wird auf einem schwedischen Kerosinbrenner. Daneben steht ein Fliegenschrank, ein Wasserfilter, Milchkannen mit „Frischwasser“, ein Camping-Koffer (Inhalt: 4 Teller, 4 Tassen, 4 Bestecke, einige Behälter) und eine große Kiste mit Konserven. Für die Limonade- und Mineralwasserflaschen ist eine Grube ausgehoben worden, die — gut abgedeckt — die Getränke einigermaßen kühl hält. Denn der 105 Liter fassende Kerosin-Kühlschrank mit dem schönen Namen Alaska streikt, wenn die Thermometersäule höher als 40 Grad Celsius klettert. Ist es wärmer — und das ist in den Monaten vor der Regenzeit oft der Fall —, bildet er kein Eis mehr, und dann ist es, nach den Worten von Frau Junghans, drinnen genau so warm wie draußen.

Ein Tisch und einige Stühle vervollständigen die Einrichtung. Sogar ein Korbtischchen mit zwei Korbssesseln und einem Korb-„Sofa“ sind vorhanden. Auf dem Tischchen hat Frau Junghans einen Kaktus platziert. Etwas unharmonisch stehen zwei Stahlschränke herum — das Büro. Sechs dichtbelaubte Bäume, in denen ununterbrochen die Grillen sirren, spenden den Schatten, ohne den es hier nicht auszuhalten wäre.

Sehr bequem ist das Leben dieser Pioniere nicht. Das Wasser, das aus einem tiefen Brunnen stammt, in dem eine Schlange und zahlreiche Frösche hausen, muß abgekocht und gefiltert werden. Frischgemüse gibt es einstweilen noch nicht. Wenn einer der häufigen Gewitterstürme auftritt, wird alles umgeblasen und völlig durchnäßt. Weiße Ameisen haben den Zeltboden angefressen, mehrere Giftschlangen mußten getötet werden, und eines Nachts strich sogar ein Tiger in der Nähe herum.

Doch die Anfangsschwierigkeiten werden bald überwunden sein: Noch vor der Regenzeit des Sommers 1961 hofft das Ehepaar *Junghans* die ersten Räume seines Hauses beziehen zu können, dessen einer Teil das Büro aufnehmen soll. Das Fundament steht bereits, und gerade werden Steine für die weiteren Bauarbeiten herangefahren und abgeladen.

Dieses Haus soll das Zentrum der Versuchsfarm und Landwirtschaftsschule werden, die in Khuntitoli bei Simdega, etwa 70 Kilometer nördlich von Rourkela gelegen, mit Geldern der Aktion BROT FÜR DIE WELT errichtet wird. Für den ersten Bauabschnitt stellte der Verteilungsausschuß der Aktion am 12. Februar 1960 aus dem Aufkommen der ersten Sammlung 100 000 DM zur Verfügung. Für den zweiten Abschnitt wurden am 3. Juli 1961 weitere 195 000 DM bestimmt.

Daß die im Winter 1960 bewilligten Mittel nicht früher angewandt werden konnten, wie es sich viele der Geber wohl vorstellten, ist durchaus nicht ungewöhnlich. Bei den meisten Vorhaben gehen eine ganze Reihe von Monaten ins Land, in denen die Pläne noch einmal überprüft werden, in denen das Material beschafft und die Verhandlungen mit den jeweils zuständigen Behörden in den Empfängerländern geführt werden müssen. Denn alles nur Menschenmögliche wird getan, um das gute Gelingen von vornherein zu sichern. Lieber nimmt die Aktion BROT FÜR DIE WELT es in Kauf, daß man ihr — wie es ja oft genug geschehen ist — eine zu bedächtige Arbeitsweise bei der Durchführung ihrer Projekte vorwirft, als daß sie leichtfertig mit den ihr anvertrauten Geldern umgeht und diese falsch ansetzt. Im Falle Khuntitolis kam hinzu, daß es einige Zeit dauerte, bis dem Ehepaar *Junghans* von der indischen Regierung die Einreise erlaubt wurde.

Das Projekt Khuntitoli soll ein Beispiel für ein gesundes Zusammenspiel von Theorie und Praxis werden. Auf den Feldern werden die jungen indischen Bauern das erproben können, was sie in der Landwirtschaftsschule lernen. Deshalb soll jedem von ihnen ein Stückchen Land anvertraut werden, für das er die volle Verantwortung trägt. Daß Khuntitoli nicht nur eine Musterfarm, sondern zugleich Versuchsgelände werden soll, wird sich gewiß als besonders günstig erweisen, weil das Erproben und Erforschen die Fähigkeit und den Willen zu kritischem Denken und zum Beschreiten neuer Wege fördert. Indien braucht Menschen, die Initiative zeigen.

Außerdem wird dadurch die Breitenwirkung dieses Projektes ausgedehnt: Nicht nur die von Khuntitoli zusammen mit der Regierung ausgesuchten 20 Landwirtschaftsschüler, die hier pro Jahr ausgebildet werden — zunächst ist die Zahl der Studenten absichtlich klein gehalten —, sondern auch die Behördenvertreter, die Beauftragten von Wirtschaft, Forschung und Wissenschaft werden herkommen und ihr Wissen weiten Kreisen der Bevölkerung weitergeben. Schon jetzt erscheinen, vor allem von Regierungsseite, viele Besucher. Sie kommen, weil sie von dem Erfolg gehört haben, den der Stand der Goßner-Kirche auf der 1. indischen Landwirtschaftsausstellung in Calcutta im Januar 1961 hatte, für dessen Aufbau *Dr. Junghans* mitverantwortlich war.

Überall in Khuntitoli herrscht rege Tätigkeit, als man mich herumführt. Ein Wohnhaus für ledige Mitarbeiter ist nahezu fertiggestellt. Ein erstes Hennenhaus der geplanten Hühnerfarm ist im Bau, und auch auf den Feldern wird eifrig gearbeitet. Die Zahl der Menschen, die hier zur Zeit Hand anlegen, beträgt über hundert.

„Ehe wir mit dem Unterricht beginnen können — frühestens am 1. Januar nächsten Jahres —, muß zunächst einmal die Landwirtschaft stehen“, erklärt mir *Dr. Junghans*, ein stämmiger Landwirt sächsischer Herkunft. „Uns stehen für die Feldwirtschaft etwas mehr als 10 Hektar zur Verfügung, und diese Ackerfläche genügt, um das ganze Unternehmen innerhalb von zwei Jahren unabhängig von allen Zuschüssen zu machen. Deshalb haben wir sofort damit begonnen, die Voraussetzungen für eine gesunde Feldwirtschaft zu schaffen. Der Boden ist gut, aber er ist seit langem nicht mehr sachkundig bearbeitet worden. Das Ergebnis — Sie sehen es selbst — heißt Erosion.“

Man sieht es: Der unbebaute Boden wird bei heftigem Regen die Hügel hinuntergespült, und bei Trockenheit bläst der Wind ihn als Staubwolken über das Land. Der Eindämmung dieser Gefahr dienen die ersten Arbeiten. Etwa 8000 cbm Erde müssen bewegt werden, um Reisfelddämme zu bauen, Bewässerungskanäle anzulegen und alte, verfallene Kanäle zuzuschütten. Acht Felder, jedes 1,25 Hektar groß, werden angelegt, auf denen jährlich 2 Ernten — Reis und Weizen — wachsen werden.

Auf diesen Feldern möchte *Dr. Junghans* — möglichst in Zusammenarbeit mit der FAO — Reisversuche machen, um besseres Saatgut zu erzeugen, das Indien dringend benötigt. Auch die Anlage von Fischteichen ist in Vorbereitung, und *Dr. Junghans* erhofft sich einen Forschungsauftrag für Spiegelkarpfen. Und schließlich wird die Firma Bayer-Leverkusen der Versuchsfarm jährlich Schädlingsbekämpfungsmittel im Werte von 15 000 DM umsonst liefern, um indischen Landwirtschaftskreisen in Khuntitoli die Wirkung dieser Mittel zu demonstrieren.

Ein besonderes Stück Land ist für den Anbau von Obst und Gemüse bestimmt, das in den größeren Städten der Umgebung verkauft werden soll. Es trifft sich gut, daß Frau *Junghans* gelernte Obstbautechnikerin ist. Sie wird sich besonders diesem Arbeitszweig der Versuchsfarm widmen. Man will nicht nur einheimische Pflanzen — Banane, Guave, Papaya — in ausreichender Menge anbauen, sondern auch Bohnen, Rotkohl, Blumenkohl, Gurken, Tomaten. Sogar Erdbeeren und Spargel sollen im Schatten der Obstbäume gepflanzt werden. Wenn sich dies bewährt, könnte es zu einer beachtlichen Einnahmequelle für Khuntitoli werden.

Außer dem Anbau von Reis, Weizen und Gemüse wird die Versuchsfarm auch eine große Hühnerzucht enthalten. Acht Hennenhäuser für 4000 Hühner mit rund 3 Hektar Auslaufgelände sind vorgesehen. Diese Hühnerfarm soll ein reiner Legebetrieb werden, und *Dr. Junghans* hofft, im Jahr etwa 720 000 Eier verkaufen zu können. Die vielen Belegschaftsmitglieder des großen indischen Stahlwerkes in Rourkela, deren Eierbedarf zur Zeit per Flugzeug aus Assam gedeckt wird, und die Arbeiter und Ingenieure der zur Zeit erbauten größten indischen Werkzeugmaschinenfabrik in Hatia werden die Eier abnehmen.

Schließlich ist die Anlage einer Rinderzucht mit etwa 50 bis 60 Tieren vorgesehen. Verhandlungen

über einen Regierungsauftrag, schwarzbuntes Vieh einzukreuzen, sind im Gange. Schon jetzt kommen Beauftragte der Behörden des Staates Bihar häufig zu Besuch, um sich von dem Fortschreiten der Arbeiten in Khuntitoli zu überzeugen. Sie kommen, weil sie spüren, daß hier sachverständige und uneigenwillige Christen ihnen helfen wollen, sich selbst zu helfen — unbekümmert darum, daß sie eine andere Hautfarbe, eine andere politische Auffassung und einen anderen Glauben haben.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß in Khuntitoli eine kleine Kirche für die Christen — ein Teil der Mitarbeiter dort sind Christen — gebaut werden soll. Hierfür stehen natürlich keine Mittel der Aktion BROT FÜR DIE WELT zur Verfügung. Vielmehr wollen die ortsansässigen Christen versuchen, das Geld selbst aufzubringen.

Bei einem Teil meines Rundganges hat mich der Inder *Hermann Lakra* begleitet, der Vertreter des Leiters. Es überrascht, mit welcher Selbständigkeit und Sicherheit des Urteils dieser Mann von den geplanten Maßnahmen redet. Als ich später *Dr. Junghans* darauf anspreche, lächelt dieser: „Das haben Sie also gemerkt! Ich versuche, meine Mitarbeiter in die Verantwortung für diese Arbeit hineinzunehmen, denn es kann und darf unsere Aufgabe nicht sein, uns unentbehrlich zu machen. Im Gegenteil: Eines Tages, der hoffentlich nicht allzu fern ist, werden sie die Leitung dieser Versuchsfarm und der Landwirtschaftsschule selbst in die Hand nehmen müssen.“

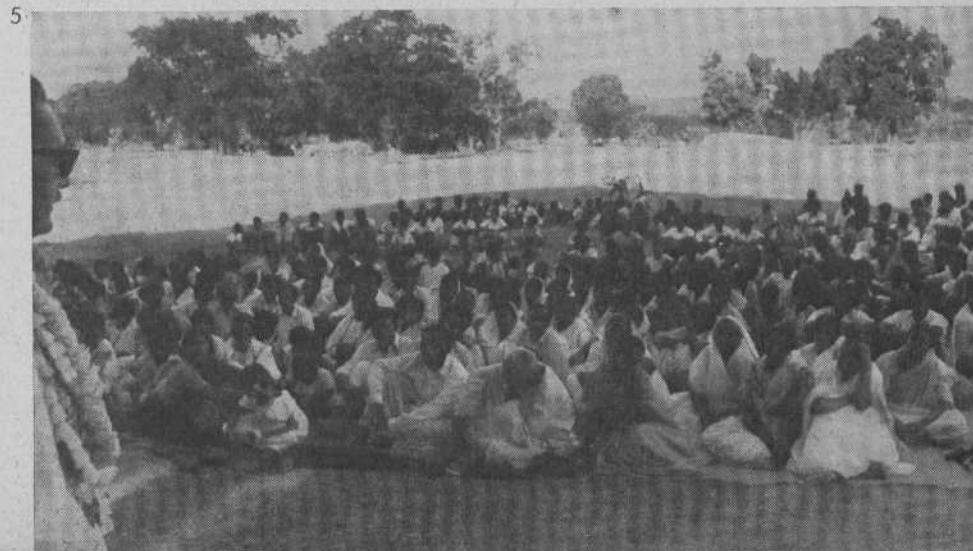
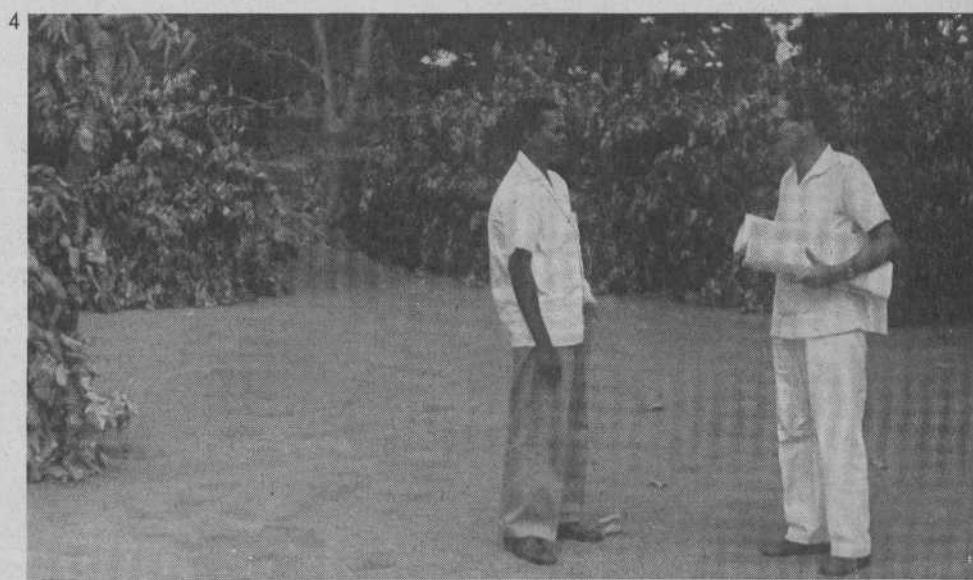
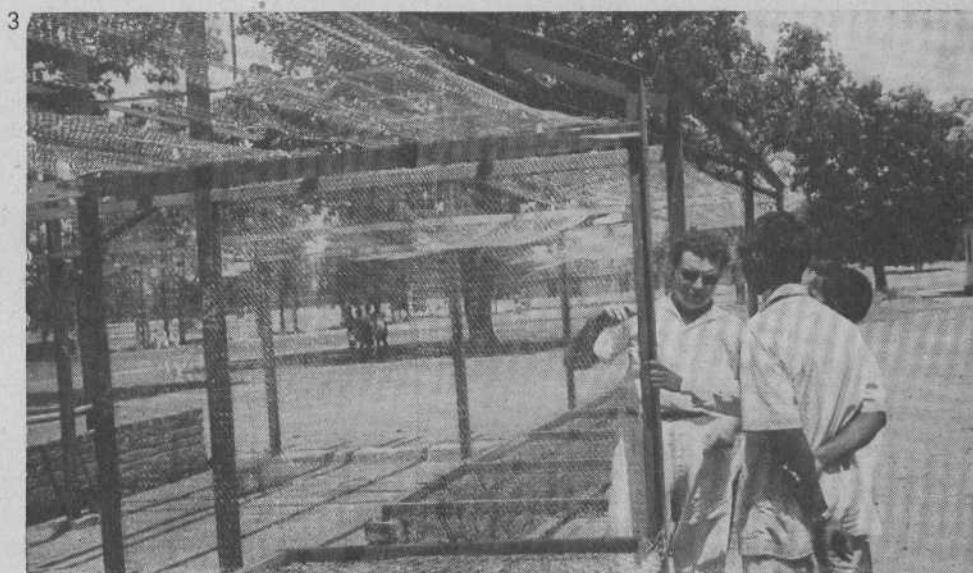
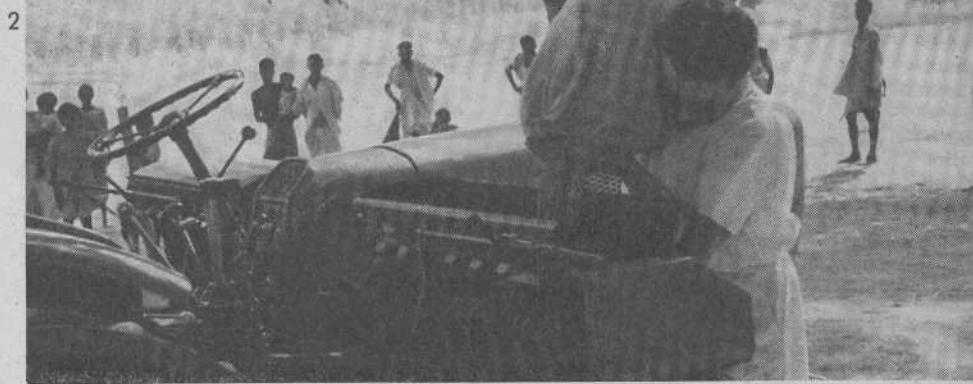
Es ist nicht ganz einfach, diese Gesinnung zu praktizieren, denn das Leitbild vom weißen Mann als dem alle Fäden in der Hand haltenden Patriarchen, das u. a. die Mission hervorgebracht hat, ist auf beiden Seiten noch tief eingewurzelt. So bedeutet es beispielsweise eine Revolution, daß *Dr. Junghans* seinem Mitarbeiter *Lakra* 2000 Rupien in die Hand drückt und ihn selbständig einen Ochsen für die Farm kaufen oder daß er ihn die Löhne für die auf der Farm Beschäftigten auszahlen läßt. Aber ohne diese Revolution wird dieses Projekt niemals zum Guten der Inder ausschlagen können — und andere Vorhaben ebensowenig.

Man hat in Khuntitoli die Grundsteinlegung zu der Lehr- und Versuchsfarm bis zu meinem Besuch aufgehoben. Regierungsvertreter und der Präsident der Goßner-Kirche sind gekommen. Über 2000 Landbewohner der Umgebung sind zusammengeströmt. Der feierliche Akt ist kurz und eindrucksvoll.

Eindrucksvoller aber ist die Vorführung, die den Tag beschließt. Der Traktor der Güldnerwerke, von *Dr. Junghans* gelenkt, zieht einen Drill, mit dem der erste Reis in die Erde gelegt wird. Die mehr als 2000 Inder stehen am Feldrand und betrachten staunend das Schauspiel. Als anschließend das Feld künstlich berieselt wird, geht ein Raunen durch die Menge: „Künstlicher Regen!“

Im Entwicklungsgebiet von Chotanagpur, in dem die Bauern Jahrtausende lang mit dem Haken geplügt haben, ist die neue Zeit angebrochen.

- 1 Dr. Junghans' Freiluftbüro Khuntitolı
- 2 Der erste Reis wird in den Drill geschüttet — ein historischer Moment
- 3 „Dieses hier wird ein Hennenhaus — gut gekühlt, schlangen- und wildkatzensicher“, erklärt Dr. Junghans
- 4 Ingenieur Thiel in Phudi bespricht sich mit dem Pastor
- 5 Ingenieur Thiel spricht in Phudi zu den anwesenden Bewohnern der umliegenden Ortschaften
- 6 Der Gong ertönt — die Arbeit in Phudi kann weitergehen





## Das allein genügt nicht!

Allen Christen sei herzlich gedankt, die durch ihr Opfer dazu geholfen haben, daß für „Brot für die Welt“ im vergangenen Jahr mehr als 20 Millionen Mark aufgebracht wurden. Mit dieser Summe konnte in 38 Ländern viel Elend und Not gelindert werden.

Wenn wir uns den Hunger und die Hilflosigkeit von Millionen in der weiten Welt vor Augen halten, dann ist unser erster Gedanke: „Brot!“ Wir möchten ihnen zu essen geben.

Aber Speisungen bedeuten die Linderung des Hungers nur für kurze Zeit. Wirksame Hilfe muß mehr sein. Wenn wir beten „Unser täglich Brot gib uns heute“,

dann bitten wir neben Essen und Trinken auch um Gesundheit, Wohnung, Acker, Vieh, Arbeit..., Dinge also, die die ganze wirtschaftliche und soziale, ja auch die geistige Existenz des Menschen umfassen. So will auch unser Ruf „Brot für die Welt“ im Jahre 1961/62 verstanden sein.

Nicht die Scheibe Brot für ein Kind im Hochland der Anden Südamerikas, nicht die Zelte für die obdachlosen Flüchtlinge im Kongo, nicht das Flugzeug voller Medikamente für Kranke in Indonesien sind der letzte Zweck unseres Opfers. „Brot für die Welt“ braucht in erster Linie immer wieder Geld, um Hilfe zur Selbsthilfe leisten zu können.

### Mehr noch aber braucht „Brot für die Welt“ Menschen

Wer das Können und die Kraft, die Gesundheit und den Opferwillen hat, sich neben seinen fernen Nächsten irgendwo in Afrika oder Asien zu stellen, damit dieser lernt, Unwissenheit, Sorge und Not durch die eigene handwerkliche und geistige Leistung zu überwinden, der tut mehr gegen die Weltgeißeln Hunger und Krankheit, als tausende Zentner Reis es tun. Wer solchen Dienst in Übersee in seinem Beruf auf sich nehmen und damit ein Helfer seiner fernen Nächsten werden will, der melde sich noch in dieser Woche.

Alle anderen aber sollten sich prüfen, ob sie nicht auf die Erfüllung eines Weihnachtswunsches verzichten

können. Durch ihr Geld bauen sie Handwerkerschulen und Bauernhöfe, Krankenhäuser und Landwirtschaftsgenossenschaften auf; sie beschaffen Traktoren, Düngemittel und Mikroskope, die den Grundstock zur Selbsthilfe des fernen Nächsten bilden.

Wer sich heute zum Dienst in Übersee meldet oder für „Brot für die Welt“ Geld gibt, bringt Hilfe, die nicht von anonymen oder interessierten Mächten, dem Staat oder einer Wirtschaftsgruppe, kommt, sondern die im Namen Christi in die Elendsgebiete der Welt geht und die Kraft persönlichen Verzichtes und mitdenkender Liebe an sich trägt.

### Deshalb bitten wir um eines jeden Opfer

*Dr. Wunderlich*

(Dr. Wunderlich)  
Vorsitzender der Vereinigung  
Evangelischer Freikirchen

*Dr. Puttfarcken*

(Dr. Puttfarcken)  
Präses der Synode der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

*D. Scharf*

(D. Scharf)  
Vorsitzender des Rates der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

# Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

## Aus Indien:

Unter dem Vorsitz von Bischof *Dr. Meyer* - Lübeck tagte vom 22. bis 28. Oktober dieses Jahres (hoffentlich zum letzten Male) die Ökumenische Kommission in Ranchi. Bischof *Dr. Meyer* hat sich die Mühe genommen, die Orte, an denen es in der Goßner-Kirche noch brennt, persönlich aufzusuchen: Khuntitoli — Lohardaga — Jamshedpur und die Orissa Synode. Mit unendlicher Geduld ist er allen strittigen Fragen an Ort und Stelle auf den Grund gegangen, und wir hoffen, daß es ihm gelungen ist, sie so gut wie möglich zu lösen. Die Goßner-Kirche und die Goßner-Mission sind Bischof *Meyer* für diese Arbeit, die fast über jede menschliche Kraft ging, tief dankbar. Möge Gott seinen Dienst an der Goßner-Kirche segnen!

## Die Entwicklungsarbeit der Kirche:

Aus dem landwirtschaftlichen Zentrum in Khuntitoli berichtet *Dr. Junghans* folgendes: „Während wir auf die deutschen Besucher warten, die nach der Weltkirchen-Konferenz in Neu-Delhi zu uns kommen wollen, müssen wir die Reisernte abwickeln. Wenn Gott uns nicht noch in den letzten 14 Tagen ein Unwetter schickt, sehen wir einer Rekordernte entgegen. Der diesjährige Reisertrag in Chota Nagpur wird nach amtlichen Schätzungen bei 14 dz/ha liegen. Unsere Bestände in Khuntitoli dagegen versprechen 30 dz/ha; ja, Besucher behaupten sogar: 30—40 dz/ha. Auch bei vorsichtiger Schätzung werden wir uns einer Gesamternte von 800 Zentnern nähern. Das wäre schon ein Anfang fürs erste Jahr!

Wir sind nun glücklich auch soweit, daß wir mit einigen Einnahmen rechnen können. Die im Juli gekauften Hühner (700 Stück) beginnen zu legen. In Calcutta haben wir Pappkartons gekauft, in denen die Eier dutzendweise verpackt werden, und im deutschen Club von Rourkela werden wir nächste Woche ein kleines Verkaufshaus bauen, wo wir dann unsere Waren zweimal wöchentlich anbieten. Es wird auch Zeit, daß etwas Geld einkommt. Unsere Kosten sind zunächst ganz beträchtlich.“

Aus dem technischen Zentrum in Phudi berichtet Ingenieur *Thiel* in Kürze folgendes: „Sie wissen, daß ich mit der gesamten Vermögensverwaltung der Goßner-Kirche beauftragt bin, und daß mir noch alle — so dringend benötigten — Mitarbeiter fehlen. Dennoch dürfen wir dankbar sein, daß wir in Phudi schon etwas geschaffen haben. Neben den zwei Häusern für den Mitarbeiterstab, einem Haus für das Dienstpersonal und dem Lagerhaus haben wir am 25. Oktober mit den Fundamentarbeiten des ersten Werkstattgebäudes begonnen; für zwei weitere sind die Fundamente bereits ausgehoben, und wir wollen in diesen Tagen auch für diese beiden Häuser mit den Bauarbeiten beginnen. Das ist bei der augenblicklichen Lage aber auch alles, was nur möglich ist. Seit 30 Stunden regnet es wie aus Eimern. Auch das macht erneut Schwierigkeiten; vor allem läßt es nicht zu,

daß wir weitere Aufschließungsarbeiten im Gelände vornehmen. Man ist in Indien — das lehrt uns die Erfahrung — immer vom Wetter abhängig und vor Überraschungen nicht geschützt. Darum müssen wir auch in diesem Punkte Geduld haben.“

Die ersten Gäste, die im Zusammenhang mit der Weltkirchen-Konferenz in Neu-Delhi die Goßner-Kirche aufgesucht haben:

Vom 13. bis 16. November fand in Ranchi die Nordindische Theologische Konferenz für Pastoren statt, die im Auftrage des Lutherischen Weltbundes veranstaltet wurde. Die Referate hielten Prälat *Dr. Metzger* Stuttgart, Professor *Dr. Chitose Kisbi*-Tokio und Professor *J. Kumaresan* von der Gurukul-Madras. Während der Tagung erschienen auch Bischof *Dr. Lilje* und seine Frau, OKR *Dr. Hübner* und Landessuperintendent *Peters*-Celle und überbrachten die Grüße der deutschen Mutterkirche. Bischof *Lilje* und seine Begleiter besuchten zusammen mit Präsident *Joel Lakra*, Bruder *Thiel* und dem Ehepaar *Peusch* aus Rourkela auch das landwirtschaftliche Zentrum in Khuntitoli. Schwester *Ursula von Lingen* durfte als Kind der Hannoverschen Landeskirche dabei sein.

Kurze Zeit vorher hatten auch die Vertreter des Deutschen Evangelischen Missions-Rates, Professor *Dr. Vicedom* und Missionsdirektor *Dr. Pörksen* Ranchi besucht und mit der Leitung der Goßner-Kirche Rücksprache genommen.

## Aus der Heimat:

Kirchenrat *D. Lokies* als Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer Berlin verabschiedet:

Bischof *Dr. Dibelius* verabschiedete am Freitagabend in einer Feierstunde im Ernst-Reuter-Haus den Leiter der kirchlichen Erziehungskammer für Berlin, Kirchenrat *D. Hans Lokies*, zugleich auch Direktor



Bischof *Dr. Dibelius* und Pastor *Lokies* auf dem Katechetentag in Spandau

der Goßner-Mission. Kirchenrat *Lokies*, der jetzt in den Ruhestand trat, hatte das evangelische Schulwesen in unserer Stadt nach 1945 neu aufgebaut und die Voraussetzungen für die Erteilung des Religionsunterrichtes im Auftrage der evangelischen Kirche geschaffen.

Bischof *Dibelius* bezeichnete es als ein Verdienst des scheidenden Kirchenrates, sehr früh das Prinzip durchgesetzt zu haben, daß die Schule dem Staat gehören, der Religionsunterricht aber der Kirche. Die Leistungen *D. Lokies* beim Aufbau des katechetischen Dienstes und der sechs evangelischen Schulen in West-Berlin seien eine kirchengeschichtliche Tat.

Landesschulrat *Evers*, der Kirchenrat *D. Lokies* den Dank des Volksbildungssenators aussprach, wies darauf hin, daß *Lokies* die Prinzipien für die Neugestaltung der evangelischen Christenlehre schon als Mitglied der Schulkammer der Bekennenden Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus entwickelt habe. Redeverbot und Haft seien ihm nicht erspart geblieben. *Evers* kündigte in Zusammenhang mit der Verbesserung der Berliner Lehrerbildung eine stärkere Unterstützung der Kirche bei der Ausbildung ihrer Religionslehrer an.

Der Referent der kirchlichen Erziehungskammer, *Dr. Hermann Kandeler*, bedauerte es, daß sich in den meisten Ländern der Bundesrepublik der Grundsatz des scheidenden Kirchenrates, den Religionsunterricht auf keinen Fall im staatlichen Auftrag zu erteilen, nicht durchgesetzt habe. Der staatliche Religionsunterricht in der Bundesrepublik sei „im Prinzip überholt“.

Sehr betont erklärte *D. Kandeler*: „Wenn man es dem Staat gestattet, die Jugend im Schulunterricht zum christlichen Glauben zu führen, kann man ihm prinzipiell auch die Erziehung zum Atheismus nicht verwehren. Dem Staat muß aber mit aller Entschiedenheit das Recht abgesprochen werden, die Seele der Jugend und der Menschen überhaupt zu beherrschen.“ Die Kirche sage deshalb Ja zu einer für alle Kinder gemeinsamen Schule ohne feste konfessionelle Bindung, wenn der Religionsunterricht in den Händen der Kirche bleibe und die Möglichkeit bestehe, neben der öffentlichen Schule eine Reihe kirchenerganer evangelischer Schulen zu errichten.

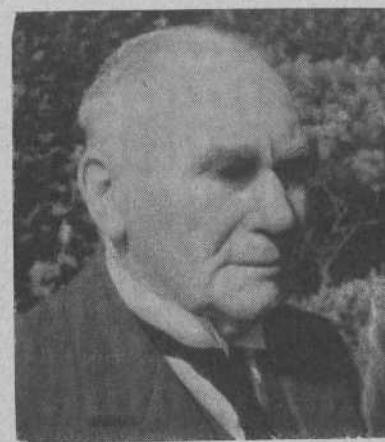
*Der Tagesspiegel, Berlin, 4. 11. 61*

Anlässlich des 125jährigen Jubiläums der Goßner-Mission fanden am 12. Dezember dieses Jahres in Berlin und Mainz-Kastel Gedenkfeiern statt. In Mainz-Kastel hielt Professor Dr. *Kupisch* - Berlin einen Festvortrag über das Thema: „Evangelista Goßner — ein merkwürdiger Mann“. In Berlin wurde um 8 Uhr morgens, zu der Stunde, in der sich die ersten Missionare bei Goßner meldeten, eine Hausandacht gehalten. Am Abend begannen und schlossen Superintendent Dr. *Rieger* und Pfarrer F. W. *Ottow* - Berlin die Feier mit einem Gotteswort, während Präses Lic. *Stosch* und Missionsdirektor *D. Lokies* im Rückblick auf die letzten 25 Jahre einen Bericht über die Arbeit der Goßner-Mission in Indien und daheim erstatteten.



Konsistorialrat Hugo Drescher

Am 5. Dezember d. J. ist unser langjähriges Kuratoriumsmitglied Konsistorialrat *Hugo Drescher*, Berlin-Lichterfelde-Ost, Promenadenstr. 17, 80 Jahre alt geworden. Er hat der Goßner-Mission durch fast drei Jahrzehnte unermüdlich mit seinem Rat und seiner Amtserfahrung gedient. Der Jubilar war mit der Goßner-Mission als Mitglied des Kirchlichen Außenamtes in Verbindung gekommen, seitdem nach dem ersten Weltkriege Goßner-Missionare, die nicht mehr auf das indische Missionsfeld zurückgehen durften, als Pfarrer in auslandsdeutschen Gemeinden, im besonderen in Brasilien, eine neue Aufgabe erhielten. Die Goßner-Mission ist Gott für alle Hilfe dankbar, die sie in der Zusammenarbeit mit dem Jubilar, Konsistorialrat *Drescher*, empfangen hat, und erbittet für ihn und die Seinen auch in Zukunft Gottes Güte, Segen und Geleit.



Theodor Elster

Kurz vor Redaktionsschluß erreichte uns die Trauernachricht vom Heimgang unseres Kuratoriumsmitgliedes, Landessuperintendent i. R. *Theodor Elster*, Ostfriesland, des Vaters unseres früheren Missionsinspektors *Julius Elster*. Wir alle haben in ihm unseren geistlichen Vater ge-

sehen, in der Goßner-Mission daheim und in der Goßner-Kirche in Indien. So trauern wir um ihn wie Kinder um ihren Vater. Gott aber, der Vater Jesu Christi, möge an ihm Christi Verheißung wahr machen: „Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbt, und wer da lebet und glaubet an mich, wird nimmermehr sterben.“ *Lokies*

*Hören wir auf  
Missionare zu sein,  
so hören wir auch auf,  
Christen zu sein.*

Eine Serie von  
12 solchen Postkarten  
mit 12 verschiedenen  
Goßner-Worten  
haben wir als eine

Schrift: Margarete Grosser - Tübingen

## JUBILÄUMSGABE

für unsere Leser herausgebracht.

Auf der Rückseite der beigefügten Zahlkarte können Sie die Bestellung dieser Serie  
zusätzlich zu Ihrer Jubiläumsspende, um die wir herzlich bitten,  
überweisen. Die Bestellung ist vorgedruckt. Der Preis beträgt pro Serie 2,— DM.

Mit den herzlichsten Grüßen aus dem Goßner-Haus

*Hans Lotzies*

*Wir empfehlen:*

*Peter Bamm*

**AN DEN KÜSTEN DES LICHTS**

341 Seiten — Leinen DM 16.80

Wie „Frühe Stätten der Christenheit“ ist das Buch der literarische Niederschlag mehrerer Reisen, die den Autor zu den Inseln des Ägäischen Meeres führten. Man ist beim Lesen andächtig dankbar, daß es solche Schriftsteller noch gibt.

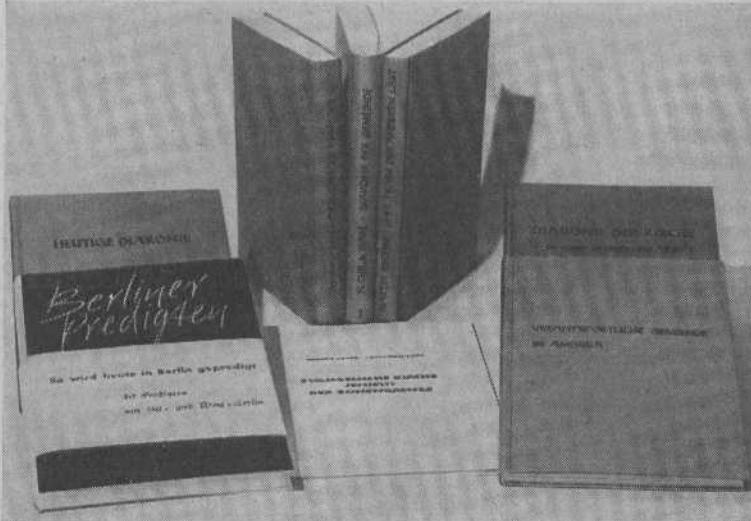
*Theodor Heuss*

**VÖR DER BÜCHERWAND**

*Skizzen zu Dichtern und Dichtung*

308 Seiten mit 17 Zeichnungen, 16 Bildtafeln,  
Leinen DM 14.80

Von Dante bis zu den Schriftstellern des 20. Jahrhunderts reicht die Spannweite dieses Buches. „Für Theodor Heuss sind Buch und Dichter keine Sache der Wissenschaft, sondern stete Beglückung und Bereicherung.“ So wird auch der Leser ermuntert, sich in der Schatzkammer des gedruckten Wortes umzusehen.



*Wir besorgen Ihnen jedes gewünschte Buch  
schnellstens und ohne Mehrkosten*

EINEN AUSFÜHLICHEN PROSPEKT — *Der Ratgeber* — SENDEN WIR IHNEN SOFORT ZU.  
BITTE SCHREIBEN SIE AN UNS. IHRE BUCHHANDLUNG DER GOßNER MISSION

## 5 unvergessliche Minuten

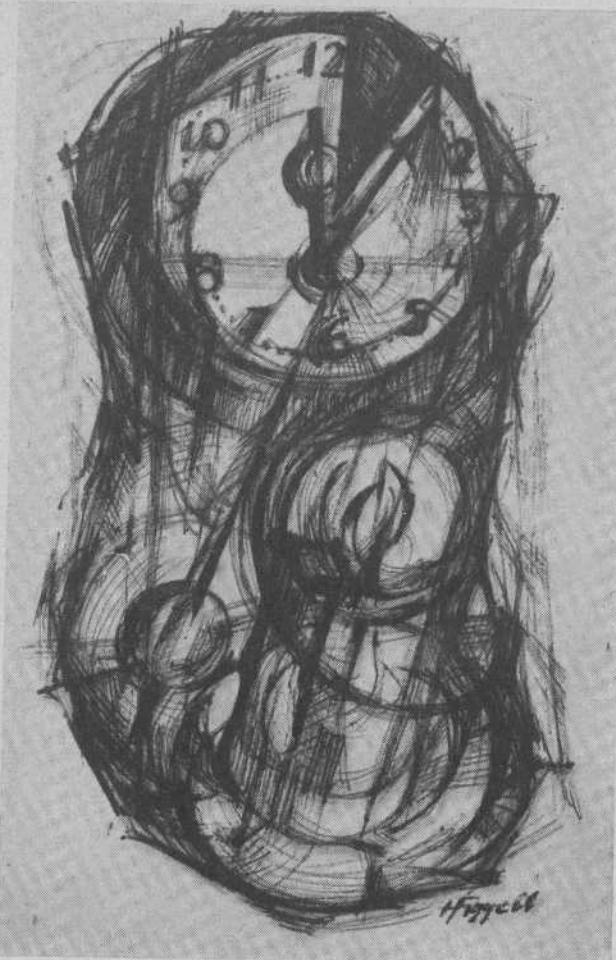
In vielen Kirchengemeinden in Amerika sind die Frauenhilfen mit ihrem unermüdlichen Einsatz an Zeit, Kraft und Geld eine unentbehrliche Stütze in der Missionsarbeit. Sie lesen und besprechen ihre Missionsblätter, senden Mitarbeiterinnen aus und tragen selbst viele Missionsstationen in verschiedenen Ländern.

Während meiner zwei Jahre als Mitarbeiterin in der Frauenhilfe in Philadelphia nahm ich an mehreren Missionstagungen teil. Ich lernte, daß allein die methodistischen Frauenhilfen der USA viele wichtige Aufgabengebiete angeregt und übernommen haben. Zum Beispiel sorgen sie für Waisenkinder in Korea, betreuen Eskimos in Alaska, unterrichten Mütter in Angola (Afrika), unterhalten Schulen in Indien, Krankenstationen in Bolivien und Bibelkreise in Pakistan.

„Jede 5 Minuten“, berichtete eine Missionarin auf einer Tagung, „jede 5 Minuten brauchen wir 96 Dollar, um unsere Missionsarbeit in 32 Ländern zu unterhalten. Wir erwarten Deine Gaben, damit wir von Minute zu Minute weiterhelfen können!“

Auf einmal entstand die Anregung, daß einzelne Frauenhilfen 96 Dollar (fast 400 DM) sammeln und das Opfer in einer besonderen Missionsandacht zum Altar brächten.

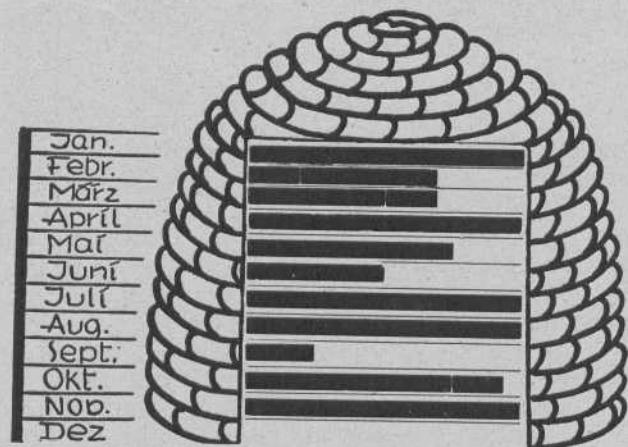
An so einer Andacht nahm ich später teil. Neben dem Altar hing die Weltkarte. Die Leiterin der Frauenhilfe hielt die Feier. „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende!“ Wir sangen miteinander, dann zündete die Leiterin eine Kerze an und stellte eine Uhr auf den Altar, neben unser Opfer. Wir beteten für die Brüder und Schwestern in fernen Ländern. Auf einmal stand der Zeiger der Uhr still. Die Kerze wurde ausgelöscht. Ich erschrak. So kurz waren die 5 Minuten? Wer würde nun in den nächsten und wieder nächsten 5 Minuten verantwortlich sein?



Wir gingen still, beschämten und doch gestärkt auseinander, denn mit uns ging Gottes Auftrag und Verheißung. Gehet hin in alle Welt ... und siehe, Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!

*Unsere Treue:* Minutenlang, in wenigen Orten.  
*Gottes Treue:* Ewig und bis an das Ende der Welt.

Hedwig von Lingen



Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

## Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. November 1961  
betragen . . . . . 275000,— DM  
sie beträgt . . . . . 216608,10 DM

Wir haben zu wenig  
gesammelt . . . . . 58391,90 DM

## Unser Gabenkonto:

Lettner-Verlag G. m. b. H., Berlin-Dahlem. Einzelpreis 0,20 / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61  
Bildnachweis: Goßner-Archiv (47), BROT FÜR DIE WELT (7), F. P. Krüger (11), Zeichnung: H. Figge

# Gossner Missionenblatt



Berlin, März 1962

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

(Nr. 1)





# Ein Grußwort von Präses D. Scharf, dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, an unsere Leser

LIEBE LESER DER »BIENE«,  
LIEBE MITARBEITER  
UND FREUNDE DER GOSSNER-MISSION!

Zum 1. Juli 1962, dem Tag, an dem D. Hans Lokies aus dem Amt des Direktors der Goßner-Mission ausscheidet und Dr. Christian Berg dieses Amt übernimmt, bin ich vom Kuratorium der Goßner-Mission in der Nachfolge von Dr. Berg zum Vorsitzenden des Kuratoriums berufen worden. Ich folge diesem Ruf von Herzen gern.

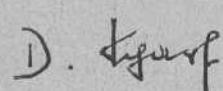
Ich habe die Arbeit der Goßner-Mission in der Heimat und draußen seit 30 Jahren mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Ich habe sie aufrichtig liebgewonnen und habe die für die Arbeit Verantwortlichen, Bruder Lokies und seine Frau und den Stab seiner Mitarbeiter in allen Zweigen der vielfältigen Aufgaben, die von der Goßner-Mission in Angriff genommen, angeregt und geleitet worden sind, auf das höchste bewundert.

Für Mission und Kirche, für Haus und Schule, für Gemeindeaufbau und Ökumene, für den Vorstoß in neue Arbeitsformen gemeinsamen christlichen Zeugendienstes und für den Vorstoß in die Randgebiete volkskirchlicher Existenz, auch in die kirchenfremde Welt, schließlich für den Ausdruck evangelischen Glaubens in Literatur und bildender Kunst ist die Goßner-Mission eine Werkstatt gediegenen geistigen Rüstzeugs, eine Stätte der Vorbildung und hilfreicher, unablässiger „Kontrollen“, vor allem aber eine Heimat und der Platz gewesen, an dem die draußen Tätigen sich jederzeit in der Liebe der Goßner-Familie bergen konnten.

Rat und geistiger Anstoß, Weisung, Zuspruch und Schutz sind für die dienende und kämpfende Kirche hier zu finden gewesen in den Epochen der Belebung, des Umbruchs, der Verfolgung, die die Christen in diesem Jahrhundert in Deutschland und in Berlin erlebt haben.

Und wie in der Leitung der Goßner-Mission selbst und in Deutschland, in Ost und West, so war es in den Stationen und Hüttlein in Indien. So ist es in der ältesten „Jungen Kirche“ auf den protestantischen Missionsfeldern, verteilt über fünf Staaten Indiens, und in den Gruppen junger Arbeiter-Theologen im deutschen Osten von Bewährung zu Bewährung immer wieder geworden. Und so zeigt es sich in jeder neuen Niederlassung, die lebenskräftig entsteht.

Gott hat sich Euer sichtbar bedient. Er hält Euch über Gegensätze hinweg beieinander. Er hat Euch ausgezeichnet mit „Prüfung“ und „Erfolg“. Ich freue mich, noch enger zu Euch gehören zu dürfen.

Mit unserm Herrn Jesus Christus! Euer 

---

Zum Titelbild: Präses D. Scharf besucht die Goßner-Kirche  
(Gespräch mit Pastor Hanukh Minz, Lehrer am Predigerseminar in Govindpur)

## Mitteilung an unsere Leser

vom 22. Januar 1962 Präs. D. *Scharf*, den Ratsvorsitzenden der EKD einmütig zu seinem Vorsitzenden gewählt. Mit Dank und großer Freude geben wir bekannt, daß Präs. *Scharf* die Wahl angenommen hat. —

In derselben Sitzung wurde Superintendent Dr. *Rieger*, Berlin-Schöneberg, gebeten, das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden zu übernehmen. Wir haben auch seine Zusage erhalten und sind dafür von Herzen dankbar.

Dr. Julius *Rieger*, in der schweren Zeit des Kirchenkampfes, des Krieges und der Nachkriegszeit deutscher Auslandspfarrer in London und Dekan der deutsch-evangelischen Gemeinden in Großbritannien, ist seit 1953 Superintendent des Berliner Kirchenkreises, zu dem unser Goßner-Haus gehört. Er ist mit der Goßner-Mission seit langen Jahren verbunden und unseren Lesern kein Unbekannter. Bei der Abordnung unseres Diplomlandwirts Dr. *Junghans* am 26. Juni 1960 hielt er die Predigt über Markus 4, 36 b: „... und es waren mehr Schiffe bei ihm.“ Den Inhalt seiner Predigt faßte er zum Schluß in Leitsätzen zusammen, die wir unseren Lesern in Erinnerung bringen: „Wir sind nicht alle auf einem Schiff, aber wir schweben alle in derselben Gefahr. Was Jesus tut, erfahren nur wenige, aber auch den anderen kommen seine Taten zugute. Der Herr bringt die Seinen ans andere Ufer, aber indem er das tut, zeigt er allen den Weg zum Leben.“ L.



## Der Pakt

Uns, den Mitgliedern des Fortsetzungsausschusses der Ökumenischen Kommission und der Generalsynode 1960, erweitert durch zugewählte Mitglieder, ist sehr deutlich geworden, daß, selbst nachdem die neue Verfassung einstimmig von der Goßner-Kirche angenommen und in Kraft gesetzt worden ist, der Geist der Spaltung und des Mißtrauens an vielen Orten noch sehr lebendig ist. Dies ist oft nicht so sehr auf ein Bedürfnis nach Selbstbehauptung und Machtausübung zurückzuführen, als vielmehr auf ein Gefühl der Ohnmacht. Und dieser Zustand der Kraft- und Hoffnungslosigkeit erreicht manchmal den Grad der Verzweiflung und Angst. Die Erfahrungen der Vergangenheit werfen ihre dunklen Schatten auf die Zukunft.

In der Erkenntnis, daß wir alle bis zu einem gewissen Grade unter dem Einfluß dieser zerstörerischen und gefährlichen Mächte der Vergangenheit gestanden haben, schließen wir Mitglieder des Fortsetzungsausschusses folgenden Pakt. Wir verpflichten uns einzeln und gemeinsam wie folgt:

Mit ganzem Herzen für die Einheit der Goßner-Kirche auf dem Boden der neuen Verfassung zu arbeiten und zu diesem Zweck damit aufzuhören, die alten Parteinamen „Partei der Kirchenleitung“ und „Nord-

zone“ zu gebrauchen, denn diese Parteien existieren, seit die neue Verfassung in Kraft getreten ist, nicht mehr;

von allen Handlungen, Erklärungen, Veröffentlichungen, Rundbriefen und Schmähblättern (Pamphlets) Abstand zu nehmen, die dazu geeignet wären, alte Stammes- und Parteigegensätze und Ideologien, mit denen sie begründet werden, aufzurühen und zu betonen und insbesondere

davon Abstand zu nehmen und zu verhindern, daß sich irgendwelche Verbindungen, Gruppen oder Versammlungen bilden, die Stammes- und Partei-Interessen in der Kirche dienen wollen;

alle Versuche der Einschüchterung und Terrorisierung von Brüdern und Schwestern zu vermeiden, die bisher einer anderen Gruppe angehört haben;

im Blick auf die Mitarbeiter und leitenden Stellen in der Goßner-Kirche sorgfältig die geographischen Abgrenzungen und Zuständigkeiten zu respektieren und ab sofort jede Art von Propaganda, Einmischung und offener oder geheimer Beeinflussung der öffentlichen Meinung in der Kirche außerhalb der eigenen Zuständigkeit zu unterlassen;

alle Anträge, Beschwerden, Proteste, Anfragen etc. nur auf dem durch die Verfassung vorgeschriebenen Wege vorzubringen und solche Methoden wie „walk-outs“ (Geschlossener Auszug einer Gruppe aus der Versammlung), Verweigerung der Mitarbeit und Sich-Absetzen (secession) zu vermeiden und zu verhindern, daß innerkirchliche Streitigkeiten vor weltliche Gerichte gebracht werden;

die Würde des Amtes und der Amtsträger in der Kirche zu respektieren, jede Schärfe zu vermeiden und keine Angriffe vorzutragen, die sich lediglich auf Verdacht, Vermutung oder Andeutungen und Klatsch gründen;

alle Anstrengungen zu machen, verärgerte Gruppen und Minderheiten zu versöhnen und dafür zu sorgen, daß ihre Rechte geschützt werden;

sorgfältig darauf zu achten, daß die neue Verfassung und die Punkte dieses Paktes allen Gemeinden bekanntgemacht werden und solche Auslegung erfahren, daß die Einheit der Kirche gefördert wird;

Pastor Joel Lakra,  
Präsident (Pramukh Adhyaksh)  
der Goßner-Kirche





Begrüßung des Ehrengastes nach Landessitte



KR. Dr. Berg im Festgewände der Adivasi



Strahlende Festfreude  
(hinter KR. Dr. Berg Ing. Werner Thiel)  
Die Festversammlung



jeden persönlichen Kontakt zu pflegen und Vertrauen zu haben und zu schaffen als Brüder, für die alle Jesus Christus gestorben und auferstanden ist.

In Anbetracht der Tatsache, daß die Punkte dieses Paktes verbindlich sein sollen für das Verhalten der ganzen Kirche, widerrufen wir hiermit öffentlich alle schriftlichen und mündlichen Erklärungen, durch die wir unsere Mitarbeiter bezichtigt und beleidigt haben und erbitten und erteilen Vergebung als Menschen, denen von Gott vergeben worden ist. Wir Mitglieder des Fortsetzungsausschusses und der Ökumenischen Kommission bekräftigen diese unsere feierliche Verpflichtung durch unsere Unterschrift:

*J. Lakra, M. Bage, J. Toppo, C. T. Panna, J. A. Kujur, P. D. Panna, Naeman Toppo, C. M. Tiga, I. Minz, C. B. Aind, J. J. P. Tiga, M. Hemrom, N. E. Horo, H. Kloss, H. Meyer.*

*Anmerkung:* Dieser „Pakt“ wurde von allen Teilnehmern des Fortsetzungsausschusses, der unter dem Vorsitz von Bischof Dr. Meyer vom 28.10. bis 5.11. in Ranchi tagte und die Aufgabe hatte, alle noch strittigen Fragen in der Goßner-Kirche zu lösen, einmütig angenommen. Das Kuratorium der Goßner-Mission hat sich diese gegenseitige Verpflichtung unserer indischen Brüder auf seiner letzten Sitzung am 22. Januar zu eigen gemacht. —

## Missionszentrum in Champua

Bericht von Kirchenrat Dr. Christian Berg

Eigentlich jeder dieser neun Tage des kurzen Besuches in der Goßner-Kirche war bewegend: Ob im Dschangel-Hospital *Amgaon* bei unseren lieben Freunden dort mit ihren mannigfachen Aufgaben und Problemen oder in *Khuntitoli* mit seiner fröhlichen und tatkräftigen Aufbauarbeit, in deren Mittelpunkt unser Ehepaar Dr. *Jungbans* steht. Nicht weniger die Tage in *Ranchi* mit vielen Gesprächen, Besichtigungen und planenden Überlegungen! In *Govindpur* ließen es sich Gemeinde und Schule, die Katechisten und die Tabita-Schule nicht nehmen, den Vertreter des Kuratoriums herzlich zu begrüßen und ihm ihre Aufgaben, Sorgen und Erwartungen deutlich zu machen. Und der festliche Tag in *Phudi*, wo die Eröffnung der Technischen Lehrwerkstätten mit hohen Gästen und vielen Gliedern der Goßner-Gemeinden am 15.12. begangen wurde, wird lange in mir nachklingen.

Aber in einer Weise leuchtet jener 3. Advent in *Champua* am stärksten in der Erinnerung. Präsident *Lakra* und Pfarrer *Kloss* waren mit mir am Vortag über *Chaibassa*, wo uns Dr. *Bage* und die Gemeinde einen warmen Empfang bereiteten, zu diesem Ort an der Grenze der Staaten *Bihar* und *Orissa* aufgebrochen. Inmitten des Stammes der *Ho*, wo noch keine christlichen Gemeinden leben, hatte das „Joint-Mission-Board“ unter Bruder *Tigas* tatkräftiger Initiative den Entschluß zur Gründung eines missionarischen Stützpunktes gefaßt. Ein paar Reisäcker am Rande des Grenzortes *Champua* waren gekauft, binnen kurzem soll darauf ein schlichtes Haus errichtet sein, von wo aus dann ein Pfarrer der Goßner-Kirche und ein Katechist den Evangeliums-Dienst an den etwa 30 bis 40 Dörfern in der Umgebung aufnehmen werden.

Wir hatten in dem Dag-Bungalow, begleitet von der Fürsorge der Familie *Tiga*, bescheiden aber erquickend genächtigt. Die helle indische Vollmondnacht hatte uns noch lange bei Gesprächen an diesem dem Dschangel nahen Platz festgehalten. Die Weisen indischer Lieder von einer Jugendgruppe, die Vorbereitungsarbeiten für den morgigen Festtag übernommen hatte, klangen herüber, und wir flochten einige deutsche Advents-Weisen hinein. Die Gedanken gingen 14 Tage zurück, wo wir den 1. Advent im Zentrum des Hinduismus, in Benares am Ganges, erlebt hatten.

Und dann brach wieder ein indischer Sonntag an. Gegen 12 Uhr war es soweit, daß die Feier der Grundsteinlegung beginnen konnte. Selbst hier ließen es sich die indischen Freunde nicht nehmen, ihre deutschen Gäste mit dem so herzlichen Zeremoniell ihrer Heimat (Händewaschen, Blumenkränze) willkommen zu heißen. Ein Zeltdach war auf dem Feld errichtet, von wo aus wir dann den Gottesdienst abhielten. Zweierlei an dieser schlichten Stunde hat mich tief ergriffen:

*Einmal*, daß über große Entfernungen in vielen Stunden unsere Goßner-Gemeinden herbeigekommen waren, um zum Ausdruck zu bringen, daß ihrer aller Aufgabe hier in Angriff genommen werde. So waren wir etwa eine Gemeinde von 200 Menschen, die hörend und singend und betend den Grund ihres Glaubens bezeugten. Die Grußworte von Pfarrern und Laien bekundeten lebendig die Anteilnahme am hier Begonnenen. Neugierig umsäumten die Einheimischen das Feld, was hier wohl werden solle.

Das *andere* war die festliche Freude, in der die Opfer an Zeit und Geld gebracht wurden. Es vollzog sich gleichsam das einer Gemeinde Selbstverständliche von der Welt, daß sie die ihr geschenkte gute

Botschaft weitertrug. Mission also nicht eine besondere Anstrengung, die man sich abverlangt, sondern die unmittelbare Lebensäußerung derer, die das Licht in Jesus Christus empfingen und seinen Schein ausbreiten müssen. Gerade um dieses missionarischen Geistes willen, der unsere Goßner-Kirche erfüllt, sind die Tage meines Besuches in so helles Licht getaucht, das auch alle sonstigen Fragen und Nöte überstrahlte und mich mit froher Hoffnung heimkehren ließ.

So war der Tag in Champa und die Grundsteinlegung des Missionszentrums, die ich dort vollziehen durfte, der wohl eindrücklichste Tag des kurzen Besuches. Und dies Erlebnis sollte der großen Goßner-Gemeinde in Deutschland vor allen andern rasch weitergegeben werden.

Eine neue Aufgabe der Goßner-Kirche:

## Mission unter den Hos und Juangs

*Unser Ziel:* Unser Hauptziel ist, die Juangs zu erreichen, die fernab in den Bergen wohnen und noch ein sehr primitives, menschenunwürdiges Dasein fristen. Um dies zu erreichen, haben wir zunächst hart unter den Hos und anderen Stämmen zu arbeiten, die auf dem Wege zu den Juangs leben. Die Juangs stehen in vertrautem Verkehr mit den Hos, die am Fuße der Berge leben. Beide, die Juangs und die Hos sprechen sehr gut Oriya. Wir bemühen uns daher sehr, die Oriya-Sprache zu erlernen, damit wir unter diesen Stämmen arbeiten können.

*Unsere Methode:* Das Gebiet der Juangs ist restlos vernachlässigt worden, daher können sie weder schreiben noch lesen, sie sind unzivilisiert und ein bisher in Unterdrückung lebendes Volk, verstrickt in tiefstem Aberglauben. Unsere Methode und Art, unter ihnen zu arbeiten, muß vorwiegend auf dem Gebiete der Erziehung, des Unterrichts und des Gesundheitsdienstes liegen.

Im Juang-Dorf



Im Vordergrund P. Jilo Tiga,  
Direktor des Vereinigten Missionskomitees

Die Verkündigung des Evangeliums von der Erlösung von Sünde, Fluch, Aberglauben und Tod muß mit der Errichtung von Schulen und dem missionsärztlichen Dienst Hand in Hand gehen.

*Unser Arbeitskreis:* Da Unbildung, Analphabetentum und Aberglaube die Hauptübel des Elends unter den Juangs sind, müssen unsere Helfer und Mitarbeiter unseres Arbeitskreises gut für ihre Aufgabe geschult werden. Das Vereinigte Missionskomitee („Joint-Mission-Board“) hat jetzt beschlossen, einen Pastor und 2 Katechisten zu berufen, die für die evangelistische Arbeit unter den Juangs direkt verantwortlich sind. Ich fühle mich verantwortlich und fest verbunden mit dieser neuen Arbeit und mit diesem Arbeitskreis.

*Unsere Anforderungen:* Selbst die Dorfbewohner gewöhnen sich heutzutage an moderne Mittel und Wege der Propaganda und Werbung, wie Lichtbilder, Flanellbilder, Grammophon, große Wandkarten und Bilder religiösen Inhaltes oder auch Bilder des Gesundheitsdienstes. Außer Zweifel steht, daß unser persönliches Zeugnis das wirksamste Mittel in unserer Arbeit ist und sein wird. Doch wir selbst brauchen zur Auffrischung und Stärkung für unseren Dienst gute Bücher, Zeitschriften, Flugblätter und den Zuspruch des persönlichen Briefes.

Pastor Jilo Tiga,  
Direktor des „Joint-Mission-Boards“



Den Kampf gegen den Hunger in Indien führt Dr. Junghans mit den modernsten landwirtschaftlichen Methoden

## Ein vorweihnachtlicher Gruß aus Khuntitoli

von Dr. Heinz Junghans und Frau Lilli

Liebe Freunde daheim!

Die Adventszeit ist angebrochen, und auch bei 36 Grad Celsius im Schatten wird es uns weihnachtlich zumute. Die Gedanken eilen oft 12 000 km „hinauf“ nach Deutschland. Immer häufiger kreisen unsere Gespräche um alles, was uns daheim an der Adventszeit so lieb ist. Man erinnert sich der Gerüche von Mutters Weihnachtsbäckerei, das Tannengrün wird herbeigesehnt, und natürlich geht man im Geiste auf den Weihnachtsmarkt und lässt vom KdW bis Wertheim alle Läden in voller Adventsdekoration Revue passieren. Und man trifft schließlich auch hier seine Vorbereitungen. Eine große Kiste mit Weihnachtsdingen — zweimal musste sie schon völlig ausgepackt und von Termiten gesäubert werden — steht in der Veranda. Sterne, Leuchter, Lametta und sogar eine erzgebirgische Weihnachtspyramide, das Abschiedsgeschenk der Eltern, kommt zum Vorschein. Unsere Margot, ein junges Mundamädchen und Christina, die Lilli im Haushalt hilft, steht mit offenen Augen da. Ich glaube, unsere Traktoren haben bei unseren indischen Freunden weit weniger Eindruck hinterlassen als die Pyramide. Auch einen Tannenbaum haben wir uns reserviert. 190 km sind wir mit dem Auto gefahren, um auf einem 1200 m hohen Bergmassiv Fichtenbestände ausfindig zu machen.

Das Jahr geht zu Ende, die Tage verfliegen so rasch, daß wir glauben, das Jahr 1961 habe einen richtigen großen Endspurt geplant. Doch dieser Eindruck wird nur von dem völlig anderen Arbeitsrhythmus des landwirtschaftlichen Farmbetriebes in den Tropen und Subtropen hervorgerufen. Bei uns daheim beginnt im November die große Ruhepause; man hat als Bauer Zeit zum Feiern. Die Rüben sind in der Fabrik, die Winterung ist gedrillt und die Winterfurche gezogen. 4 Monate Erholung und dann auf ein Neues. Ganz anders hier im Süden. Von Juli bis Oktober währt die Regenzeit. Da wird gepflanzt, gejätet und das Be- und Entwässerungssystem laufend überwacht. Die Reisernte beginnt im Oktober und währt bis Januar, und dann kommt in den bewässerbaren Feldern sofort die Neuaussaat von Feldfutter, Gerste, Sommerreis und Gemüse. Gleichzeitig beginnt am ersten November die Bauarbeit, und bis zur neuen Regenzeit gibt es

keine Pause mehr. So entbehrt das Leben in den Tropen jeglichen Rhythmus, es ist monoton, lediglich im Mai und in der ersten Junihälfte — den sogenannten heißen Monaten — ruht die Arbeit. Aber gerade in dieser Pause findet der Mensch keine Erholung, keine Entspannung, denn wer kann sich schon bei 45 Grad Celsius im Schatten restaurieren.

80 Prozent des indischen Volkes sind Bauern, die vom Ertrag ihrer Felder leben. 80 Prozent der Bevölkerung sind dieser Eintönigkeit der Jahreszeiten unterworfen. Vielleicht sollte man sich dieser Tatsache erinnern, bevor man den indischen Arbeiter — der ja stets aus bäuerlichen Verhältnissen stammt — als gleichgültig, lethargisch und abgestumpft beschreibt. Für uns Christen ergeben sich insofern Schwierigkeiten, als unsere hohen kirchlichen Festtage zeitlich gerade in die unpassendsten Jahreszeiten fallen. Weihnachten liegt in der Haupterntezeit, Ostern und Pfingsten müssen meist bei 45 Grad Celsius im Schatten gefeiert werden. Das größte Hindufest dagegen — Durgapuja — findet im Oktober statt, am Ende der Regenzeit und kurz bevor die Ernte beginnt. Durgapuja ist sozusagen der große Startschuß zur Schnitterzeit; und die Durga ist das Symbol der mütterlichen Fruchtbarkeit. Doch wenn uns das Leben hier keine anderen Probleme brächte, würden wir ganz gerne Indien als das Idealland bezeichnen. Leider ist hier vieles problematisch, vor allem, was unsere Tätigkeit betrifft. Auch auf unserer Arbeit liegt der Schatten der Fragwürdigkeit; derselbe Schatten, der auf Rourkela, Durgapur und Bhilai — den drei größten Stahlwerken Asiens — liegt. In erstaunlich kurzer Zeit kann man hier Hochöfen, Walzstraßen, vollmechanisierte Farmbetriebe aus der Erde stampfen. Man kann sie sogar mit erstaunlichem Erfolg und mit weit-schimmernder Blütenpracht auf Jahre hinaus betreiben. Aber was kommt danach? Wer fährt die Kaltwalzstraße in Bhilai, wenn der letzte Russe abgereist ist? Wer steht eines Tages am Schwefelsäureturm der deutschen Nebengewinnungsanlage in Rourkela, wenn der letzte Koppesingenieur in Richtung Essen abfliegt? Indische Facharbeiter? Indische Ingenieure? Sicherlich! Aber mit asiatischen Facharbeitern und Inge-

nieuren, die man 4-5 Jahre ausbildete, kann man kein Stahlwerk führen. Sie haben sorgfältig die Teile eines Schaltrelais gelernt, sie können die Reihenfolge des Schmelz- und Walzprozesses im Schlaf aufsagen, aber sie können in 4-5 Jahren nicht lernen, woher das Geräusch am Schaltbrett kommt, warum die Bessemer Birne Überdruck zeigt. Ich habe hier auf dem Betrieb zwei sehr gute Motorenenschlosser als Traktorfahrer. Sie können mit den primitivsten Mitteln Ventile einschleifen und Kurbelwellenlager einpassen, aber nach einem Jahr sind sie noch nicht in der Lage, regelmäßig das Motorenöl zu wechseln und zweimal wöchentlich Petroleum in die Ventile zu gießen, damit sich die Öl Kohle löst.

Man kann diesen eifrigen Jungen aus dem Dschangal in 3-4 Jahren eine Fülle von technischer Handfertigkeit und technischem Wissen vermitteln, aber technisches Fühlen und Denken, vorsorgliches Deuten und erhaltendes Handeln wächst in Bildungsprozessen, die sich über Generationen erstrecken.

Mit anderen Worten: Technische Entwicklungsarbeit ist nur dann sinnvoll und helfend für das Entwicklungsland, wenn die Hilfe sich auf mehrere Generationen erstreckt. Eine Generation liefert Facharbeiter, die zweite Aufseher und die dritte leitende Ingenieure. Das beweisende Beispiel gibt Indiens ältestes Stahlwerk: Tata-Jamshedpur wurde 1907 von Deutschen gebaut; heute, 1961, stehen immer noch deutsche Ingenieure in bestimmten Schlüsselpositionen. Allerdings ist nun auch die Ausbildung einheimischer Kräfte soweit gediehen, daß in absehbarer Zeit alle Funktionen von Indern ausgeführt werden können. „Jamshedpur, produktivstes indisches Stahlwerk!“ so heißt eine beliebte Parole, „ein Erfolg zielbewußter fünfundfünfzigjähriger Entwicklungsarbeit.“

Was bedeutet das für uns im landwirtschaftlichen Bereich? Die Menschenmassen Asiens können nur ernährt werden, wenn eine grundsätzliche Änderung der Landbewirtschaftung stattfindet. Hierzu jedoch die Menschen auszubilden, heißt ebenfalls in Generationen planen. Aber unsere Erfolge sollen schon nach Monaten sichtbar sein.

Unsere westliche Entwicklungsarbeit unterliegt dem kurzfristigen Rhythmus von Jahresbudgets, Wahlperioden und dergleichen. Auch unsere Aktion „Brot für die Welt“ ist letztlich entsprungen aus einem momentanen Appell an die verantwortliche Christenheit, und wir wissen bis heute nicht, wer in Zukunft seine schützende Hand in materieller Hinsicht über uns hält. Nicht, daß wir glauben, auf Jahre hinaus Zuschußbetrieb zu sein, aber schon bei einer Reismißernte könnten wir einen Kredit benötigen, der die Finanzkraft einer Missionsgesellschaft, zu der wir ja gehören, weit übersteigt. Wer springt dann ein? In Indien bedeutet Kredit Selbstmord. Man verzinst eine Rupie mit einer Anna monatlich; das heißt, für 0,81 Pfennig zahlt man jährlich 0,60 Pfennig Zinsen. Nur wer Asien kennt, weiß, warum in der Bibel mit so harten Worten von den Wucherern gesprochen wird.

Um das Betriebsrisiko zu verteilen, haben wir mehrere voneinander ziemlich unabhängige Betriebszweige aufgebaut. Sie lassen sich wie folgt gliedern und beschreiben:

Betriebsgröße	44 ha
Landnutzung	26,8 "
Forst	2,4 "

Fisch-Teiche	1,6 "
Garten	0,4 "
Obstplantage	3,6 "
Stausee	2,8 "
Wege und Hofraum	0,6 "
Landwirtschaftsschulgelände	1,8 "
Hühner- und Milchfarm	4,0 "

Anbauverhältnis für 26,8 ha Monsunackerland:

Reis	16,0 ha
Napirgras	1,6 "
Milokorn	9,2 "
	26,8 ha

20,0 ha Irrigationsland in der Trockenzeit:

Weizen	13,5 ha
Kartoffeln	2,4 "
Napirgras	1,6 "
Gurken, Melonen	2,5 "
	20,0 ha

Als Betriebszweige sind zu nennen:

Geflügelfarm
Rinderfarm
Obstplantage
Karpfenzucht und Aufzucht

Unsere Geflügelfarm besteht z. Zt. aus 1100 weißen Leghorn und Rhode-Island und 40 Legegänsen. Sie soll um 900 Hühner erweitert werden. Die Hühnerhaltung ist ein reiner Legebetrieb. Brut wird nicht durchgeführt, da wir nicht 24 Stunden elektrischen Strom erhalten. Mit Petroleumbrütern erzeugen wir laufend Jungenten und -gänse, die im Schnellmastverfahren aufgezogen und nach Calcutta geliefert werden. Die Hühnereier verkaufen wir nach Ranchi zu folgenden Preisen:

Klasse A, schwerer als 60 g	2,25 Rs/Dtz
Klasse B, 40—60 g	1,87 "
Klasse C, leichter als 40 g	1,25 "
(1 Rupie = 0,85 DM)	

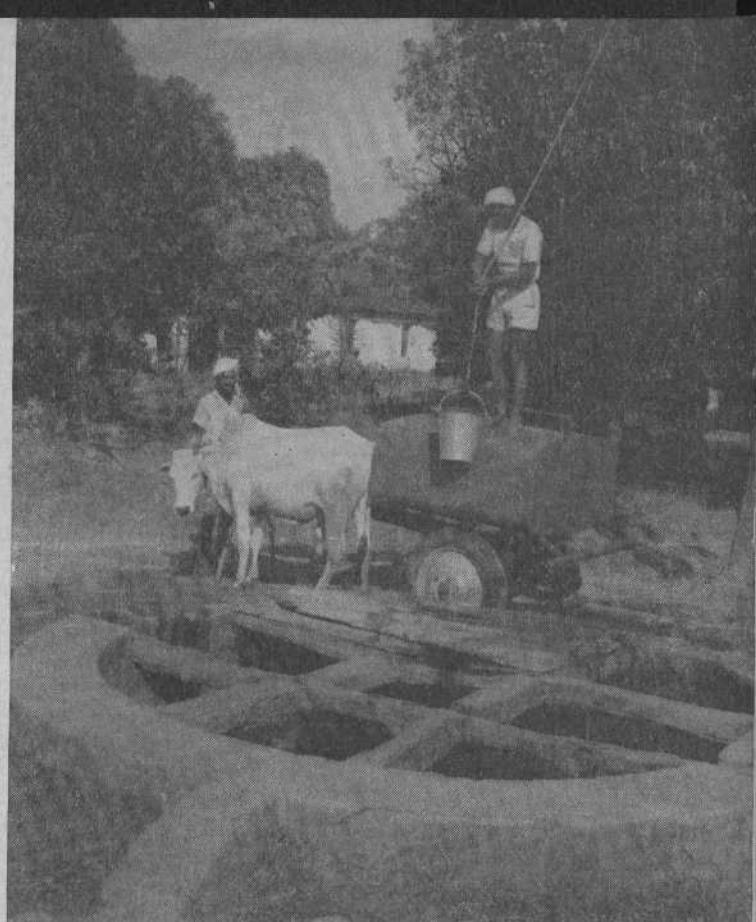
Jährlich benötigen wir für die Hühner etwa 1800 Zentner Futter. Davon erzeugen wir selbst 800 Zentner Reis und 500 Zentner Weizen. Zugekauft werden nur 280 Zentner Fischmehl, 300 Zentner Erdnußschrot und 20 Zentner Futterkalk. Wir veredeln den Zentner Reis mit 24 Rs. Das Enten- und Gänsefutter für die Mast besteht vorwiegend aus gekochtem Reis. Dieser wird ebenfalls im eigenen Betrieb erzeugt und aufbereitet. Auf dem Markt müssen wir den Reis sonst mit 12 Rs verkaufen.

Unsere Rinderhaltung ist im Anfangsstadium. Gerade in diesen Tagen werden die Ställe gebaut; Fahrstilos mit 700 cbm Fassungsvermögen sind schon fertig und sollen im Januar mit Napirgras beschickt werden. Napirgras liefert, sofern man es bewässert kann, einen Grünmassenertrag von 2400 dz/ha = 500 dz/ha Heu. Es wird 5 mal geschnitten und einmal beweidet. Der Anbau erfolgt meist in Farmnähe, damit sämtliche Fäkalien der Rinderställe sofort aufs Napirfeld fließen können. Wo dies nicht möglich ist, sind Stickstoffgaben zwischen 5—6 Zentner je Morgen üblich.

Mit diesem Futter wollen wir einen Kuhbestand von 20 Tieren mit Nachzucht und 6 Zugochsen ernähren. Jungrinder werden nur wenige aufgezogen, da der Umtrieb sehr günstig ist. Man rechnet hier mit 10—12 Laktaktionen je Kuh.



Das alte Missionsbungalow in Khuntitoli  
(lange Jahre Amtssitz des Missionars Christoph Lokies)

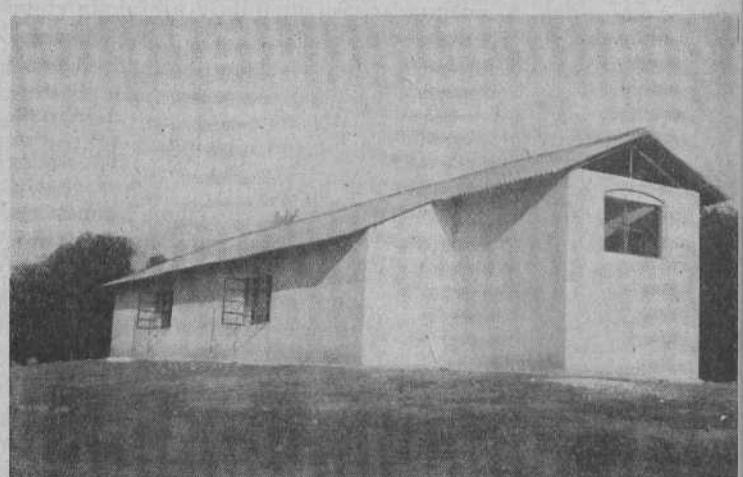


Der alte Brunnen



Baustil der neuen Zeit:  
Wohnhaus unseres Missionslandwirts Dr. Junghans

Papaya-Pflanzung (Melonenart)



Die neue Kirche

Kühe aus dem Panjab



Unsere Schwierigkeiten sind die Rinderankäufe. Es gibt kein Herdbuch, aus dem man die Mutterleistung ersieht. Es gibt kaum gute Junggrinder. Wir haben nun unseren Manager für einen Monat nach dem Panjab — 3500 km — geschickt, und mühselig kauft er hier und dort einige Tiere ein. Dabei handelt man keine tragenden Färse, sondern nur abgekalbte Kühe. Diese melkt man 3 Tage, mißt sorgfältig die Milch, und erst dann beginnt der Handel.

Die Obstplantage entwickelt sich gut. Wir haben folgenden Baumbestand:

750 Guavas (Quittenart, auch Amroot genannt)  
750 Bananenstauden  
350 Papayas  
400 Sweet-lime (Limonen)

Am besten gedeihen die Guavas. Sie sind aus Ablegern gezogen, dem Standort hier angepaßt und reagieren sehr deutlich auf unsere reichliche Düngung.

Mit den Bananen hatten wir Anfangsschwierigkeiten. Da es in Bihar nur die kleinen Süßbananen gibt — eine sehr wohlschmeckende, aber sehr unansehnliche Frucht — flogen wir aus Madras 1000 Bananenpflanzen heran. Leider ergab sich dabei eine Verzögerung von 8 Wochen. Wir pflanzten nicht zu Beginn, sondern mitten in der Regenzeit. 250 Stecklinge, auch Bits genannt, verfaulten; der Rest gedeiht jetzt sehr gut. Wir haben dadurch keinen großen Schaden erlitten, denn Bananen treiben ja laufend Seitenschößlinge, sodaß wir leicht die Fehlstellen auffüllen konnten.

Den besten Erfolg haben wir jedoch mit den Papayas. Am 8. Juni gepflanzt, erreichen sie jetzt schon eine mittlere Höhe von 2,50 m mit einem Durchmesser von 8 cm. Die Früchte, etwa 10 je Baum, wiegen etwa 1,5 kg und werden im Januar reifen. Das entspricht etwa der doppelten hier bekannten Entwicklungsintensität, — allerdings waren die Indianer völlig überrascht, als wir 250 g KAS, 250 g Superphosphat und 100 g Kali je Baum verabreichten. Wir sind heute bereits der festen Überzeugung, daß allein mit einer normalen, in Europa üblichen Düngung die landwirtschaftliche Produktion Indiens soweit gesteigert werden kann, daß die Reiseimporte überflüssig werden. Doch bis dahin, bis zu dem Tage, da jeder indische Bauer Handelsdünger gebraucht, wird noch manches Wasser den Ganges hinabfließen.

Wir haben in Khuntioli ziemliche Dammbauten ausgeführt. Einmal, um die Felder zu be- und entwässern, zum anderen, um einen großen Stausee von 2,8 ha als Wasserreservoir für die Trockenzeit zu schaffen. Dabei konnten wir auch einige Karpenteiche anlegen. Etwa 1 ha Wasserfläche ist bereits mit 4000 Karpfen besetzt; 0,6 ha sind im Bau. Wir kaufen etwa 1—2 cm lange Fischbrut, halten sie zwei Jahre und verkaufen sie dann mit einem mittleren Gewicht von 1 kg. Die Wachstumsintensität der Fische in Südostasien ist viel höher als in Europa. Es gibt keinen Winter, und der Planktongehalt der tropischen Gewässer ist wesentlich höher als der der europäischen. Wir glauben, in Zukunft jährlich 4—5000 Karpfen auf den Markt zu bringen.

Der Farmbetrieb ist jedoch nur ein Teil unseres Ausbildungszentrums. Er ist eigentlich nur Mittel zum Zweck. Wir hoffen, vor allem aus der Viehhaltung beachtliche Überschüsse erwirtschaften zu können und möchten damit unsere Schulen finanzieren. Unser Hauptprojekt ist eigentlich die Landwirtschaftsschule.

Sie ist gerade im Bau und soll zu Ostern 1962 den Lehrbetrieb aufnehmen. Diese Schule ist im Grunde ein Lehrhof mit 5 ha Land; hat also die typische Betriebsgröße des indischen Familienbetriebes und ist auch wie dieser ausgerichtet. Das Land wird mit Ochsen bewirtschaftet, die Bewässerung erfolgt mit Goepelbrunnen, und die Ackerbearbeitungsgeräte sind so ausgewählt, daß sie leicht vom Dorfschmied oder vom Amt für Entwicklungsarbeit bezogen werden können und auf keinen Fall die geringe Kapitalkraft des indischen Bauernbetriebes übersteigen. Jährlich werden 30 Bauernsöhne mit Volksschulbildung für einen einjährigen Kursus aufgenommen. Ihr Arbeitsplan sieht wöchentlich nur 6 Schulstunden, aber 40 Arbeitsstunden vor. Im Mittelpunkt steht die Ausbildung in der Viehwirtschaft. Die Schule besitzt 4 Kühe, 4 Ochsen, 2 Sauen mit Nachzucht und 80 Hühner. Nach der Ausbildung gehen die Schüler auf den väterlichen Hof zurück, und ein Lehrer besucht sie in regelmäßigen Abständen und hilft ihnen, das Gelernte anzuwenden.

Als zweites Schulprojekt betreiben wir eine Landwirtschafts-Oberschule. Hierunter versteht man eine polytechnische Oberschule, in der neben rein wissenschaftlichen Fächern auch Handwerk und Landwirtschaft als Unterrichtsfächer betrachtet werden.

Indien versucht, hiermit die Abneigung der hohen Kasten gegen Handarbeit schon von Kindheit an zu überwinden. Zur Zeit läuft der Schulbetrieb mit 600 Kindern von Klasse 1—12. Die Schüler sind noch in alten, schaurigen Gebäuden untergebracht, aber das erste neue Gebäude der Oberschule ist schon fast im Rohbau fertig. Wir planen Internate für 260 Jungen und 60 Mädchen. Das gesamte Projekt wird etwa 150 000 Rs kosten und soll 1962 fertiggestellt sein.

An Arbeit mangelt es uns keineswegs, zumal wir alle Bauten ohne Baumeister in eigener Regie ausführen. Wir beschäftigen ständig 12 Maurer, 3 Zimmerleute und einen Bauschlosser. Um die Arbeit zu vereinfachen, verwenden wir vorgefertigte Stahlgerüsthäuser, die sich rasch aufstellen lassen. Auf diese Weise verbrauchen wir nicht 1 cbm Bauholz — Holz ist unerhört teuer (120 Rs = 100 DM) und ständig von Termiten gefährdet. Die Tonne Baustahl kaufen wir für etwa 650—750 Rs = 550—650 DM. Mit großer Erwartung hoffen wir auf Horst Müller, einen jungen Elektrotechniker aus unserem Gossner-Haus in Mainz-Kastel. Leider verzögerten die Visaformalitäten seine Einreise. Das gleiche gilt für Fräulein Erler, eine Geflügelzuchtmeisterin, die dringend benötigt wird. Solange diese beiden nicht ihre Arbeit aufgenommen haben, gibt es für uns keinen normalen Arbeitstag und vieles Private — besonders mancher notwendige Brief an alle unsere Freunde — bleibt liegen. Wir mußten daher auf diese „gedruckte Weise“ unsere herzlichsten Adventsgrüße an Sie alle schicken. Oftmals fühlen wir uns in Schuld, im Verruf der Undankbarkeit gegenüber Freunden und Gönner. Doch wir hoffen, mit diesem Bericht über unser Arbeitsprogramm gezeigt zu haben, daß wir uns wie je zuvor mit Ihnen allen verbunden fühlen, und mancher versäumte Brief ist nicht eine Folge von Vergeßlichkeit, sondern ein Opfer an die Sache. Eine Sache, deren Erfolg keiner von uns abschätzen kann, die aber trotz allem wert ist, mit ganzer Kraft und mit ganzem Herzen getan zu werden — weil es immer sinnvoll ist, zu pflügen und zu säen.

# „REIS-CHRISTEN“?

*Jesus sprach zu ihm: Was willst du, daß ich dir tun soll? Der Blinde antwortete: Herr, daß ich sehend werde. Jesus aber sprach zu ihm: Gebe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsbald ward er sehend und folgte ihm nach auf dem Wege.*

Markus 10, 51—52

Auf die Frage an den Blinden: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ erhält Jesus die nüchterne, blanke Antwort: „Herr, daß ich sehend werde.“ Darin ist kein frommes Wort und nicht eine einzige Andeutung enthalten, daß der Blinde aus anderen, tieferen oder — wie wir so sagen — „geistlichen“ Beweggründen an Jesus herangetreten ist. Er ist also nicht zum Herrn Jesus gekommen, um bei ihm die letzte Wahrheit und seinen Seelenfrieden zu finden oder die Vergebung seiner Sünden und ewiges Leben zu empfangen. Der Blinde ist blind und will sehend werden — nichts anderes. Die Blindheit, das ist die Wirklichkeit, in der er lebt und leidet. Er versteht sich als Kreatur und hat in seiner Situation nur den kreatürlichen und ganz natürlichen Wunsch, von seiner Blindheit geheilt zu werden. Das spricht er auch unverhohlen, ehrlich und direkt aus. Und mit derselben Natürlichkeit nimmt der Herr Jesus diese Antwort ihm ab, erkennt sie als völlig ausreichend an und heilt ihn.

Sollen wir christlicher sein als Christus?

Der ganze Jammer der Welt ist vor unsere Füße gelegt. Die Hungrigen wollen gesättigt, die Durstigen getränkt, die Nackten bekleidet, die Kranken besucht und die Gefangenen befreit werden. Wo Christus solcher Not begegnet, da hilft er — unbesehen; und Er spricht am Jüngsten Tage alle diejenigen selig, die so und nicht anders geholfen haben.

Sollen wir christlicher sein als Christus?

Wir hören — auch aus unseren eigenen Reihen — immer wieder kritische Stimmen, die dem sozialen Dienst der Mission, ihrem Schul- und Hospitalwesen und ihrer mit Hilfe der Aktion „Brot für die Welt“ neu begonnenen Entwicklungsarbeit (landwirtschaftliches und technisches Zentrum) den Missionscharakter absprechen. „Was kommt denn dabei heraus?“ so fragen sie. „Mit dieser Arbeit werden doch nur Menschen erfaßt, die lediglich um eines äußeren Vorteils willen zur Kirche und zur Mission kommen. Man gewinnt damit nur — „Reis-Christen“. Von einer echten Bekehrung zu Christus kann da nicht die Rede sein.“

Wir können darauf nur folgende Antwort geben: Er kommt bei diesem Hilfsdienst der Mission gar nicht auf die Motive der Menschen an, die zu uns kommen und unsere Hilfe begeben; ihre Beweggründe können sehr vielschichtig oder auch ganz einfach und primitiv sein. Es kommt aber alles darauf an, aus welchen Motiven wir selber die Hilfe gewähren.

Wenn wir aus Idealismus helfen, aus Humanismus oder der Haltung des Sozialismus oder irgend eines anderen „...ismus“, dann hat das mit Mission wahrhaftig nichts zu tun. Wenn wir aber dienen und helfen „aus der Liebe Gottes, die in unsere Herzen ausgegossen ist durch den Heiligen Geist“; oder „aus dem Glauben an Christus, der in der Liebe tätig ist“; oder „aus der Liebe Christi, die uns also drängt“: dann ist solcher Dienst durchaus Missionsdienst im vollen Sinne dieses Wortes. Dann steht gewissermaßen Christus selber hinter diesem Dienst; und was auch immer wir den Menschen tun, das tun wir Ihm.

Was dabei herauskommt? Nun, von dem Blinden, den der Herr Christus heilt, heißt es: „Er folgte Ihm nach auf dem Wege“. Das heißt mit anderen Worten: Er wurde ein Mitläufer Jesu Christi. Mehr sagt der Bericht nicht; und so wollen denn auch wir nicht mehr hinein- oder herauslesen, als was da geschrieben steht.

Aber aus der Geschichte der Goßner-Mission können wir folgendes bezeugen: Die ersten 4 Taufbewerber, wohlhabende Bauern, suchten die Missionare auf nicht aus Not, sondern aus echten Glaubensgründen — und wir sind dankbar dafür, daß es so im Anfang war. Dann aber kamen die Heiden zu Tausenden und Zehntausenden, dörfer- und stammesweise. Sie hatten inzwischen erkannt, wie nützlich ihnen die Mission sein konnte. Der Missionar war ihnen zu einem Helfer schlechthin geworden. Er holte sie aus ihrem ganzen Elendsdasein, aus Aberglauben, Unwissenheit, Rechtlosigkeit und sozialer Unterdrückung helfend heraus. So ließen sie sich in Massen taufen und ergriffen doch — um im Bilde zu sprechen — nichts anderes als Jesus Christus nur am untersten Saum seines Gewandes. Dann aber tasteten sie sich — Generation um Generation — immer höher an ihm herauf, auch dann noch, ohne Ihn zu erblicken. Zuletzt aber kam die Stunde, in der sie Ihn sahen, wie Er sie von Anfang an gesehen hatte: von Angesicht zu Angesicht. Er hatte sie nicht aus dem Auge gelassen und ihren Glauben erkannt, längst ehe sie noch einen hatten. Bisher waren auch sie nur „Mitläufer“ gewesen. Jetzt wurden sie Seine Jünger.

Weil wir dies aus der Geschichte unserer eigenen Mission wissen, sind wir über den Ausgang unserer Missionsarbeit unbesorgt. Mögen die Motive, aus denen die Menschen zu uns kommen, sein, welche sie wollen! Gebe nur Gott, das es mit unseren Missionsmotiven stimmt!

Lokies



Jugenddelegierter  
Wolf-Dieter  
Gutsch

menhänge. Der sterbliche Körper ist nur die Hülle, das Gewand der unsterblichen Seele. Wer heute reich ist, erntet die Früchte eines gut gelebten früheren Lebens seiner Seele. Der Arme, Obdachlose muß wissen, daß er in einem früheren Leben sich etwas hat zuschulden kommen lassen und dafür heute büßen muß. Er darf auf das nächste Leben hoffen, auf die Wiedergeburt seiner Seele in einem anderen Körper. So wird er bemüht sein, seine Armut oder sein Leid mit Geduld zu tragen und ein guter Mensch zu sein.

In unserem Zeltlager betätigte sich ein kleiner Inder von sechs Jahren als Schuhputzer. Für ein Paar Schuhe zu putzen, nahm er 15 naia paisa — in unserem Sprachgebrauch 0,15 DM —. Eines Tages wurde er mit 20 naia paisa „überbezahlt“. Er konnte nicht herausgeben und sich auch nicht in Englisch verständlich machen. Am nächsten Morgen wurde nach der Andacht von unserem indischen Lagerleiter verkündet, daß derjenige, der gestern zuviel bezahlt hätte, sich die 5 naia paisa abholen möchte. Wir haben diesen Jungen nie ganz verstanden, zumal andere nur vom Trinkgeld leben. Das indische Volk wächst jähr-

## Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi

Ein Bericht von Wolf-Dieter Gutsch

Die 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen ist über manche Klippen hinweg zu einem guten Abschluß gekommen. Jetzt beginnt unsere Weiterarbeit in den Gemeinden. Die Beschlüsse und Erklärungen der Delegierten von 198 Kirchen aller fünf Erdteile müssen jetzt von uns mit Leben erfüllt und in unseren Gemeinden auch für uns gültig werden. So will dieser Bericht, gewiß beeindruckt von persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, versuchen, die wichtigsten Punkte der Konferenz zu vermitteln, und zur Weiterarbeit anregen.

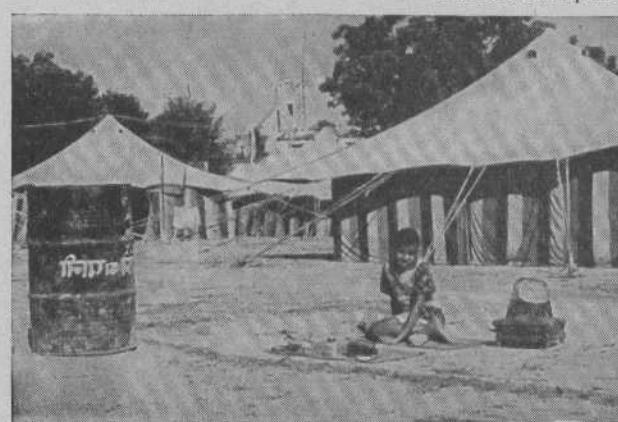
Wir Jugenddelegierte lebten in einem Zeltlager von Alt-Delhi. Es war sehr primitiv; die indische Küche und die nächtliche Kälte machten uns viel zu schaffen. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft schliefen Hunderte von Obdachlosen und Armen auf der Straße oder in den Grünanlagen, glücklich, wenn sie ein Stück Stoff zum Zudecken besaßen.

Wenn wir morgens mit unseren Autobussen zur Konferenz nach Neu-Delhi fuhren, sahen wir sie an kleinen Feuern auf der Straße sitzen. Sie brauchten Wärme nach der kalten Nacht, vor allem aber die kleinen Kinder, die man gegen oder über das Feuer zum Aufwärmen hielt. Ohne sentimental zu sein, hatten wir in unserem demgegenüber komfortablen Zeltlager kein ruhiges Gewissen.

Wir waren nicht die einzigen, die den großen Gegensatz von arm und reich, von Besitzenden und Besitzlosen verkörperten. Dieser große Gegensatz von Besitzern chromblitzender Straßenkreuzer und denen, die glücklich sind, eine Decke für die Nacht auf der Straße zu besitzen, ist im Volk tief verwurzelt. Aber Religion macht geduldig und erklärt die Zusam-



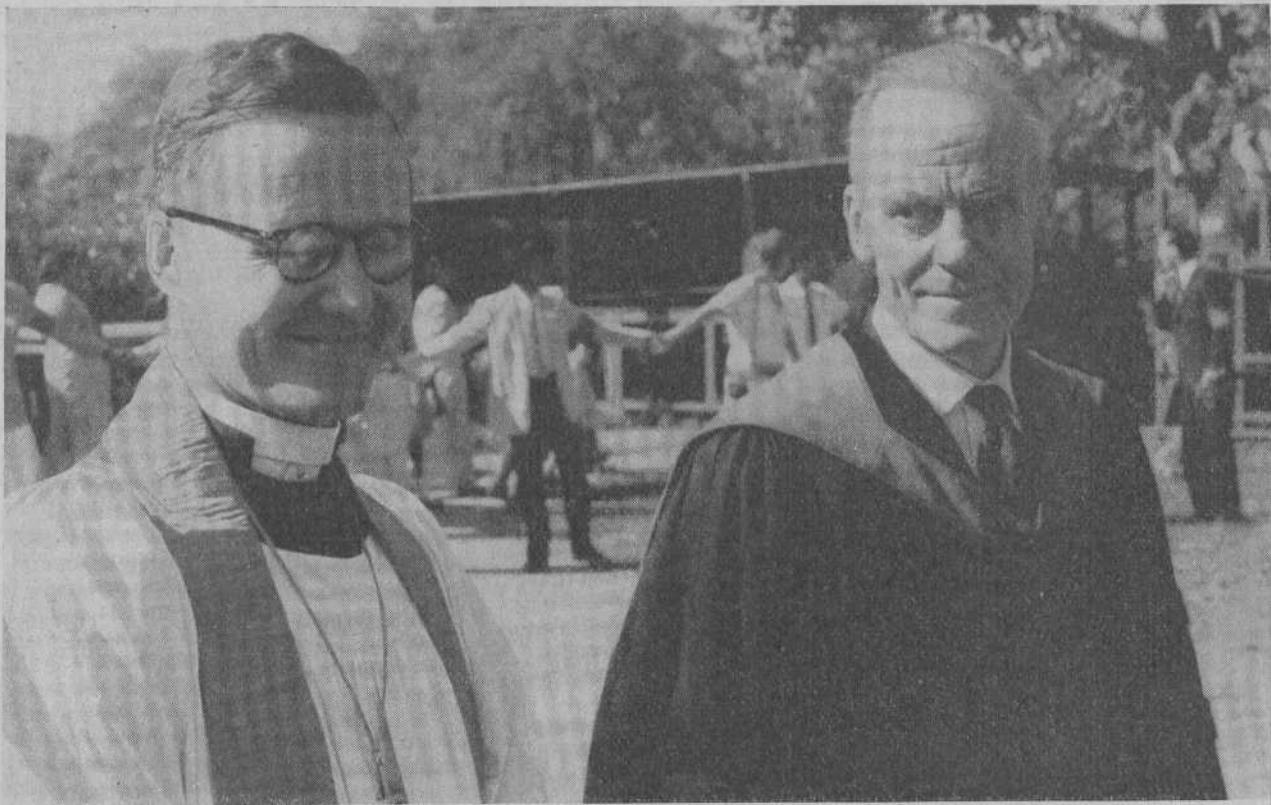
Die Kapelle im Zeltlager der Jugenddelegationen



Der kleine Schuhputzer

## „Wir sind verheiratet!“

In Neu-Delhi wurde zwischen Kirche und Mission die Ehe geschlossen. Im Bilde: Bischof Newbigin, Generalsekretär des Internat. Missionsrats (links) und Dr. Visser't Hooft, der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen.



lich um etwa 8 Mill. Menschen. Alle Menschen zu beschäftigen und zu ernähren, ist das große Problem Indiens. So ist jeder Arbeitslose — ihre Zahl ist unendlich — darauf angewiesen, irgendwo als Gelegenheitsarbeiter Geld zu verdienen. An zentralen Plätzen in Neu Delhi z. B. kann man kein Taxi verlassen, ohne daß einem von einem Vorüberkommenden herausgeholfen wird — für ein Trinkgeld. In Delhi ist es durch Gesetz verboten, Rikschas durch Kulis ziehen zu lassen. Das entspricht ganz unserem Empfinden von der Menschenwürde. Aber wie viele Menschen sind dadurch wieder arbeitslos geworden. In Kalkutta gibt es diese Rikschas noch. Bei einem Gang durch die Stadt bin ich von mehreren Rikschaführern „verfolgt“ worden, die mich zu einer Fahrt einluden. Ich habe es nicht fertig bekommen — für sie aber wäre es Verdienst gewesen! Mir ist dabei sehr deutlich geworden, daß wir hier nicht mit unseren Maßstäben oder Empfindungen messen dürfen. Viel ist seit der Selbstregierung und Selbstbestimmung Indiens geschehen, die Natur und die Bestimmung des Menschen und der Gesellschaft neu zu definieren und sie zu verwirklichen. Unendlich viel bleibt zu tun.

Diese Problematik gehörte zu unserer Konferenz nicht nur als Hintergrund, sondern sie wurde in die Diskussionen der Vollversammlung, der Sektionen „Zeugnis und Dienst“ und der Kommissionen hineingetragen. Welche Stellung hat die Kirche Jesu Christi zu beziehen und was ist ihr Dienst angesichts dieser Problematik und der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Revolution in Afrika und Asien? Der Glaube an Jesus Christus und der damit verbundene starke Einfluß der Kirchen in Afrika und Asien haben in nicht unbeträchtlichem Maße dazu beigetragen, die revolutionäre Gährung in diesen beiden Kontinenten herbeizuführen. *M. M. Thomas*, Professor und beigetragener Direktor des christlichen Instituts für das

Studium von Religion und Gesellschaft in Bangalore, Südinien, Mitglied der MAR-Thoma-Syrien-Kirche in Malabar, hat in einem ausgezeichneten und viel diskutierten Referat die Herausforderung der Kirchen durch die Revolution in Afrika und Asien herausgearbeitet. Es ging ihm darum, die biblische Sicht der Sendung der Kirche in der Welt neu zu sehen. Die drei wichtigsten Entdeckungen der ökumenischen Bewegung in den letzten Jahren seien Wiederentdeckungen, die von den afrikanischen und asiatischen Kirchen in ihrem Leben und ihrer Arbeit allmählich immer ernsthafter berücksichtigt werden.

1. „Das Evangelium von Jesus Christus kann nicht mit irgendeiner bestimmten Kultur, politischen Ordnung, sozialen Ideologie oder einem moralischen System gleichgesetzt werden. Als Wort und Wirken Gottes, das über allen Kulturen steht, ist es die göttliche Macht, durch die sie gerichtet und erlöst werden. Diese Einsicht verleiht der Kirche die Möglichkeit, ein positives und zugleich kritisches Verhältnis zu allen schöpferischen Bewegungen zu gewinnen, die auf eine Erneuerung des Menschen und seiner Welt abzielen, ohne dabei eine bestimmte zu verabsolutieren.“

2. Die Erlösung, die Jesus Christus anbietet, ist die Erlösung der Welt. Zweifellos bedeutet die Welt in erster Linie die aus Personen bestehende Welt, aber diese Welt ist mitten hineingestellt in den Ablauf der Natur, Gesellschaft und Geschichte und kann davon gesondert weder betrachtet noch gerettet werden. Daher sind Christi Gericht und Erlösung sozial und kosmisch und umschließen in sich auch die Welt der Wissenschaft und Technik, der Politik, Gesellschaft und Kultur, der säkularen Ideologien und der Religionen. Die christliche Hoffnung, die durch die Auferstehung Christi verbürgt wird, hat zum Inhalt, daß zuletzt alle Dinge in ihm zusammengefaßt werden.

3. Christus ist in der Welt von heute gegenwärtig und wirksam, er steht in einer ständigen Zwiesprache mit Menschen und Völkern und bekräftigt seine Königsherrschaft über sie durch die Macht seines Gesetzes und seiner Liebe. Die Geschichte seiner Werke zwischen seiner Auferstehung und seiner Wiederkunft in Herrlichkeit beschließt alle andere Geschichte in sich und bestimmt ihren Lauf. Daher ist es nicht die Aufgabe der Kirche, sich selbst vor den Revolutionen unserer Zeit zu bewahren, sondern in ihnen die Verheißung und das Gericht Christi zu erkennen und für sein Reich im Warten auf den Tag seiner Vollendung Zeugnis abzulegen.“

Diese Erkenntnisse und grundsätzlichen Aussagen helfen den Kirchen in Afrika und Asien ihren Platz und ihren Dienst neu zu entdecken. „Verkündigung des Evangeliums und echte Menschlichkeit lassen sich nicht trennen, sie machen ebenso zusammen ein Ganzes aus wie die Königsherrschaft Christi, wie Christus und die Welt in Christus. Wesentlich für die Kirchen aber ist die Erkenntnis, daß die raschen Veränderungen in Afrika und Asien in sich Christi Verheißung eines größeren Reichtums des Menschen und seines menschlichen Seins tragen. Der Bau eines neuen Hauses als Wohnstätte für den neuen Geist der afroasiatischen Völker ist eine schöpferische Aufgabe. Christus bedient sich zu diesem Zweck auch weltlicher und nichtchristlicher Kräfte. Der Gedanke, Christus wirke nur durch die Kirche und die Christen ist töricht. Aber die Kirche und die Christen sind es, die in den Bestrebungen und Ereignissen unserer Zeit Christus erkennen können. Wenn sich diese Erkenntnis auch nicht im Sichtbaren vollzieht, so läßt sie sich vielleicht doch auf das Kraftfeld weltlicher Macht übertragen und in Einsichten und Hoffnungen übersetzen, die unsere weltlichen und nichtchristlichen Mitmenschen als die Wahrheit über das persönliche und soziale Sein des Menschen zu sehen

und mit uns zu teilen vermögen; vielleicht kann diese Erkenntnis auch falsche Ideologien korrigieren und zur Entwicklung einer wirklichkeitsnahen Menschlichkeit beitragen.“

Auf diesem Hintergrund hielt es Professor *Thomas* für eine Tragödie, daß so viele Kirchen und christliche Gemeinden zu sehr in sich gekehrt und zu sehr mit der Wahrung der eigenen Sicherheit und mit den eigenen begrenzten Interessen beschäftigt seien. Der Grund dafür liege darin, daß sie in den Umwälzungen der Zeit Christus nicht erkannt und sich nach ihm nicht ausgerichtet hätten. „Tun wir das aber, so fühlen wir uns nicht mehr nur als Minderheit; wir setzen uns dann — als Partner unserer Mitmenschen — mehr für die Verteidigung unserer Menschenrechte, die Förderung der sozialen Gerechtigkeit und den Aufbau eines Staates und einer Gesellschaft ein, die einer weitergehenden Erfüllung menschlicher Verantwortung dienen. Die einzigen Rechte, die wir dann für uns selbst wünschen, sind die menschlichen Grundrechte, ohne die wir in diese Partnerschaft den besonders ausgeprägten Beitrag nicht einbringen können, den unser Glaube zu leisten hat.“ Die Christen hätten sich in jeden Teilbereich des Lebens ihrer Völker hineinzugeben, in die Politik, in den sozialen und nationalen Dienst, in die Welt der Kunst und Kultur, um in echter Partnerschaft mit Nichtchristen zusammenzuarbeiten und in all' diesen Bereichen Zeugen für Christus zu sein. „Es muß sich jede Gemeinde darüber im klaren sein, daß sie von dem Herrn als seine Stellvertreterin in die Welt hineingestellt ist und daß sie sich daher in erster Linie nicht mit sich selbst, sondern mit der Welt befassen muß.“

Aufgabe und Dienst der Kirchen in Afrika und Asien sei es, in einer nichtchristlichen Welt an der neuen Gesellschaft tatkräftig mitzuarbeiten. In diesem Referat, wie auch in anderen Referaten von Afri-

„Deine  
Kinder  
werden  
dir  
geboren  
wie der  
Tau  
aus der  
Morgen-  
röte“

(Psalm 110)

Indiens Sorge  
und Hoffnung:  
seine Kinder



kanern oder Asiaten und in den Diskussionen der Sektionen, wurde immer wieder eine Ausbildung der Laien für den weltlichen Dienst gefordert. Die Kirchen müssen ihre neue Aufgabe in einer sich verändernden und revolutionären Welt neu entdecken. Dabei geht es nicht um eine Anpassung, sondern um den Gehorsam dem lebendigen Jesus Christus gegenüber. So schloß M. M. Thomas sein Referat: „Innerhalb des Rahmens der Partnerschaft von Christen und Nichtchristen beim Aufbau der Nation wird sich, gewissermaßen als Teil dieser Partnerschaft, ganz natürlich ein echtes Zwiegespräch zwischen den Anhängern des Christentums einerseits und der nichtchristlichen Religionen und säkularen Weltanschauungen andererseits über das Wesen und die Bestimmung des Menschen entwickeln. Damit aber sind wir in unserem Bekenntnis zu Christus als unserem Herrn und Heiland zu einer solchen Unmittelbarkeit und direkten Beziehung unserer Aussage gefordert, wie sie bislang unbekannt waren.“

Der Beitrag der Kirchen Afrikas und Asiens in den Gesprächen und Referaten der Konferenz gehört für mich zu den stärksten Eindrücken der dritten Vollversammlung. Es ist nicht mehr wahr, daß der Ökumenische Rat der Kirchen eine Bewegung europäischer und amerikanischer Kirchen sei oder die Organisation des weißen Mannes. Gerade Neu-Delhi hat gezeigt, welche Breite diese Bewegung einnimmt, nicht zuletzt durch die Aufnahme 11 afrikanischer Kirchen. Wir haben wieder neu entdeckt, daß wir viel miteinander und voneinander zu lernen haben im Gehorsam Jesu Christi in dieser Welt. Die sogenannten „Jungen Kirchen“ haben intensiv am ökumenischen Gespräch teilgenommen, weil sie damit beschäftigt sind, das Evangelium in ihre eigene Welt zu übersetzen. D. T. Niles, der frühere Generalsekretär des christlichen Studentenbundes aus Ceylon formulierte diese Aufgabe der Kirchen mit folgendem Bild: Ihr habt uns den Glauben an Jesus Christus, das ausgesäte Wort Gottes als kleine Pflanzen in Blumentöpfen gebracht. Unsere Aufgabe ist es jetzt, die Blumentöpfe zu zerschlagen — ohne aber die Wurzeln zu beschädigen — und die Pflanzen in unsere Heimaterde einzupflanzen.

Was das bedeutet, habe ich gesehen und gelernt bei dem Besuch einer „jungen indischen Kirche“. Ich gestehe gern, daß ich die Konferenz für fünf Tage verlassen habe, um einer Einladung der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche von Chotanagpur und Assam zu folgen. Es war eine „abenteuerliche“ Reise von Delhi nach Ranchi — etwa 2800 Kilometer mit dem Flugzeug und einer dreizehnstündigen nächtlichen Eisenbahnfahrt. Es ist eine Kirche, die sich hauptsächlich aus den Ureinwohnern Indiens zusammensetzt, den Adivasi. Um das ganze Kirchengebiet mit einem Wagen abzufahren und alle Gemeinden zu besuchen, brauchte man mehrere Monate. Da mir nicht soviel Zeit zur Verfügung stand, beschränkte ich mich auf die Stadt Ranchi, die zugleich Sitz der Kirchenleitung ist, und einige Gemeinden in der „Nähe“ — etwa bis 250 Kilometer entfernt. Zum Glück hat man es in Indien im allgemeinen nicht so eilig wie bei uns in Deutschland. Zeit spielt im Augenblick noch keine große Rolle. Gewiß wird das sehr viel anders durch die Einführung der modernen Industriegesellschaft im Zusammenhang mit der ständig wachsenden Großindustrie. So wartet man heute noch gern

auf Gäste. Dafür war ich sehr dankbar, da ich bei diesen Entfernungen ständig mit beträchtlicher Verzögerung in den Gemeinden, die mich erwarteten, eintraf. In Ranchi war ein großes Jugendtreffen organisiert, bei dem ich über die Kirche, ihren Dienst und ihr Zeugnis in der DDR berichten sollte. Bei meinem Eintreffen auf dem großen Kirchengrundstück war etwa 800 Meter von der Kirche entfernt ein Tor aus Bambusstangen und grünen Girlanden zur Begrüßung aufgebaut. Obenan war ein Transparent mit dem Gruß dieser Christen befestigt: „Yishu sahay“, das heißt „Jesus ist Retter“. Es ist ihr alltäglicher Gruß, die Erfahrung ihres Lebens angesichts der Angst vor den bösen Geistern und den fremden, überirdischen Mächten. Vor dem Tor hatten sich zur Begrüßung die jungen Mädchen, hinter dem Tor die jungen Männer aufgestellt. Völlig fremd und unerfahren gegenüber der nun auf mich zukommenden Begrüßungszeremonie war ich dankbar, daß der Jugendfarrer der Kirche mir als Souffleur und Sekundant beistand. Während die Versammelten eines ihrer ganz typisch indischen christlichen Lieder sangen, trat ein junges Mädchen mit einem Palmwedel und einem Wasserkrug auf mich zu. Mein Begleiter flüsterte mir noch schnell zu: „Machen Sie Ihren Photoapparat zu!“ als ich auch schon dreimal mit Wasser zur Begrüßung besprengt wurde. Dann traten drei Mädchen mit einem Wasserkrug, einem großen Messingteller und einem Handtuch auf mich zu, um mir die Hände zu waschen. Ich fühlte mich hier, wie auch später bei Besuchen in den Häusern, wo mir die Füße gewaschen wurden, in gewisser Weise in die Zeit des Neuen Testaments versetzt. Dann wurden mir etwa fünfzehn Blumenketten — die man, um sie während des langen Wartens vor dem Verwelken zu schützen, in Wasser gelegt hatte — umgehängt, und wir zogen in einem langen feierlichen Zug mit Gesang zur Kirche. Hier wurden nun von den verschiedenen Pastoren, Jugendvertretern und dem Kirchenpräsidenten längere Begrüßungsreden gehalten, wobei es gar nicht so fremd klingt, wenn in der Kirche Beifall geklatscht wird. Obwohl es etwa 800 junge Leute waren, kamen wir nach meinem Bericht zu einer guten Diskussion. Durch ihre Fragen wurde mir sehr deutlich, wie viel sie von uns und von unseren Aufgaben hier in der DDR wissen. Oft bin ich durch dieses Wissen beschämten worden — wieviel wissen wir denn von ihren Problemen? Wieviel müssen wir in unseren Gemeinden noch lernen, über unsere eigenen Grenzen hinweg zu sehen, mit den Christen anderer Länder und Kirchen mitzudenken und konkret für sie zu beten. Vielleicht kann uns zu dieser Erkenntnis und zu einer solchen Praxis auch die Weiterarbeit von Neu-Delhi helfen. Wir werden damit neuen Auftrieb für unsere eigene Verantwortung als Kirche bekommen und uns zugleich viel stärker als ein Glied in der großen Familie Jesu Christi fühlen.

In dieser Versammlung, wie auch in den anderen Gemeinden wurde mir immer wieder aufgetragen: „Grüße die Gemeinden in der DDR, unsere Brüder und Schwestern. Sage ihnen, daß sie für uns beten möchten. Wir sind oft zu faul, Jesus Christus in unserer Welt und mit unseren Möglichkeiten zu verkündigen. Sage ihnen, daß wir uns freuen, Christen zu sein. Durch unser Christsein sind wir gebildete und befreite Leute — früher waren wir Sklaven! Aber uns fehlt viel, um Jesus Christus zu bezeugen.“

Wir geben uns mit uns selbst und unserer kirchlichen Arbeit zufrieden, uns fehlt der Mut zum Diensten und zum Zeugnis in unserem Beruf und in unserer Umwelt. Betet für uns, so wie wir auch für euch beten! Wir möchten gern mit euch in Verbindung bleiben, wir möchten von euch und mit euch von Christus lernen!"

Am anderen Morgen ging es früh mit einer Taxe in ein kleines Dschangeldorf, etwa 70 Kilometer entfernt. Das erste Stück des Weges war Chaussee, dann ging es über einen Feldweg, durch zwei Flüsse hindurch. Die Gemeinde feierte ihr Erntedankfest. Vor der Kirche hatte sich ein langer Zug aufgestellt, vornweg die Kinder, dann die Frauen und dann die Männer, alle trugen die Erntedankfestgaben. Bei dem Einzug in die Kirche sangen sie in ihrer Sprache den Choral „Nun danket alle Gott“. Es war ein jammervoller Gesang! Aber als sie dann in der Kirche versammelt waren, sangen sie auf dem Boden sitzend ihre in Indien „gewachsenen“ — so sagte mir nachher einer — Lieder. Man spürte, daß in diesen Liedern ihr Leben liegt, hier schlägt ihr Puls. Zur Begleitung wurden die Trommeln geschlagen, Zimbeln und Flöten gespielt. Frauen trugen in ein Tuch gehüllt ihre kleinen Kinder auf dem Rücken. In der Kirche selbst spielten die Kinder im Mittelgang oder mit ihren Müttern. Es war keine feierliche Stille, wie in unseren Gottesdiensten. Natürlich haben sich die Mütter darum bemüht, ihre Kinder möglichst leise zu halten, aber immer gelang es ihnen nicht. Wenn es zu laut wurde, sangen sie. Man hat Zeit, man beellt sich nicht, um den Gottesdienst in möglichst einer Stunde abzuhalten. Vielmehr bleibt man auch nach dem Gottesdienst zusammen, singt und unterhält sich vor der Kirche. Der Gottesdienst, zu dem viele Gemeindeglieder aus anderen Dörfern von weit her kommen, weil sie keine eigene Kirche haben, ist der Mittelpunkt der Woche: Er ist die Versammlung der Familie Jesu Christi.

Die meisten Gemeindeglieder in der Goßner-Kirche sind Bauern. So geben sie ihr Opfer im Gottesdienst meist in Naturalien. Neben dem Altar stehen größere Körbe, in die sie ihre Kollekte, Reis, hineinschütten. Auch die Erntedankfestgaben dieser Gemeinde im indischen Urwald sollten später verkauft werden, um dadurch Geld zur Besoldung der Pastoren und Prediger zu bekommen. Es ist für unsere Verhältnisse eine kleine Kirche mit 250 000 Gemeindegliedern. Sie haben 130 Pfarrer; jeder Pfarrer hat durchschnittlich 10 Gemeinden. Die wichtigsten Mitarbeiter in den Gemeinden sind deshalb die Katechisten (Prediger). Sie sind zugleich auch die Missionare der Kirche. Von den etwa 2000 Katechisten sind 700 hauptamtlich angestellt mit einem Monatsgehalt von etwa 20 bis 25 Rupies. Ein Arbeiter in einer Fabrik verdient etwa 150 Rupies. Ohne eine „Beihilfe“ von den Eltern oder Verwandten kann kein junger Mann Pastor oder Katechet werden. Auch hierin zeigt sich der allgemein geringe Verdienst eines Inders. Da die Gemeinden selbst arm sind, können sie nicht mehr opfern. Eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche ist die Ausbildung von Pastoren, Katechisten und Gemeindehelferinnen. Zur Verkündigung des Evangeliums gehört für sie die Mitarbeit an der Verwirklichung eines neuen Lebens in den Dörfern und Städten. So bilden sie ihre Gemeindehelferinnen nicht nur in Bibelkunde und Glaubenslehre aus, sondern auch in

Säuglingspflege, Hygiene, Kochen und Hauswirtschaft. Nach drei- oder vierjähriger Ausbildungszeit gehen sie dann zurück in ihr Dorf als Helfer und Diener, nicht nur der christlichen Gemeinde, sondern der ganzen Dorfgemeinschaft. In dieser für unsere Verhältnisse nur bescheidenen Mitarbeit liegt für sie der entscheidende Beitrag christlichen Dienstes in ihrer ganz anderen Umwelt. Vielleicht können die Christen dieser Gemeinden nicht so gut wie wir Luthers kleinen Katechismus aufsagen, vielleicht ist auch ihr Glaube und ihre Theologie für unsere Begriffe nicht immer so ganz klar, aber es ist Leben in ihren Gemeinden. Sie haben verstanden, daß das Zeugnis von Jesus Christus den Dienst in der Welt einschließt. Es gibt für sie kein Handeln, das außerhalb des Zeugnisses liegt. Dazu gehört die Heilung jeder Art, die Beseitigung von Haß, von Armut, Hunger und Seuchen und die Mithilfe zu einem menschlichen Leben.

Der Besuch in dieser Kirche war für mich eine sehr eindrucksvolle Illustration zu dem erwähnten Referat von Professor *Thomas* und allen anderen asiatischen Stimmen in der Konferenz. „Kirchen und Christen müssen durch ihre Arbeit in der Gesetzgebung, an Entwicklungsplänen für Dorf und Stadt und in der Fürsorge zusammen mit nichtchristlichen Stellen und dem Staat ihrem Beitrag zum Geist und zur Gestalt der neuen weltlichen Gesellschaft leisten, was eine schwierigere Aufgabe ist, als der Aufbau abgesonderter Gemeinden. Das bedeutet aber, daß die Angehörigen der Kirche die Ausbildung brauchen, die sie befähigt, die säkularen, sozialen und kulturellen Einrichtungen mit dem Geiste Christi und seines Reiches zu durchdringen, ohne sie jedoch beherrschen zu wollen.“

## Besuch in Govindpur

Ich bin in Govindpur gewesen; — es war für mich ein „Nachhausekommen“. Die vier Lehrerinnen haben in rührender Weise versucht, die fast leeren Räume wohnlich und nett zu machen. Das Wiedersehen war für mich bewegend. Es war uns allen, als seien keine eineinhalb Jahre vergangen, seitdem wir Abschied genommen hatten. Ich kam zum Erntedankfest, das immer mit dem 1. Advent zusammenfällt. Bisher nahm das Erntedankfest den ersten Platz ein. Seit aber hier in Govindpur 6 Brüder und Schwestern leben, die in Deutschland gewesen sind (Pastor *Minj* und Frau, Pastor *Tete*, *Daisy Hemrom*, *Seteng Happatgara* und *Bahalen Bage*), ist der Wunsch in ihnen immer stärker geworden, einmal so Advent zu feiern wie in Deutschland. Vergangenes Jahr wurde nichts daraus. *Daisy Hemrom* war zum 1. Advent nach Rourkela gefahren in der Hoffnung, mit den Deutschen dort Advent zu feiern. Aber sie war tief enttäuscht, daß trotz aller liebevollen Vorbereitungen von *Dr. Peusch* und seiner Frau nur ganz wenige gekommen waren. Nun hatten sich unsere 6 indischen Geschwister in Govindpur vorgenommen, dieses Jahr das Adventsfest in den Vordergrund zu stellen und mit der Gemeinde zu feiern. —

Von 12 bis 1/4 Uhr wurde zuerst in der Kirche das Erntedankfest begangen. Kurz vor dem Gottes-

Gesundheitslehre  
in der Tabita-Bibelschule  
in Govindpur:

Oberstes Gesetz in Indien: nur abgekochtes Trinkwasser. Das Wandbild (Bazillen-Thermometer) veranschaulicht, wie die Bazillen unter dem Nullpunkt schlafen; zwischen 20 bis 60° sind sie besonders lebhaft; bei 80° erstarrt sie, um bei 100° zu sterben.

dienst kam unerwartet ein Auto vorgefahren, aus dem — unter anderen — Bruder *Gutsch* aus der DDR ausstieg! Leider hatte er nur eine Stunde Zeit, um alles anzusehen und zu Mittag zu essen. Er machte viele Bilder vom Erntefestzug und von der Tabitaschule. —

Ich bewunderte wieder einmal die Gemeinde, wie still und andächtig sie dreieinhalb Stunden in der Kirche saß und zuhörte. Welche Gemeinde in Deutschland würde soviel Geduld aufbringen? — Mit Liebe hatte *Seteng Happatgara* mit den Frauen, die sehr schüchtern sind, ein Hörspiel aus dem Gleichnis vom reichen Kornbauern eingeübt. Dieses Hörspiel war mit in den Gottesdienst eingebaut. Es war schön, daß die Frauen soviel Mut aufbrachten und auf ihre Weise ein Zeugnis vor der Gemeinde ablegten.

Abends um 6 Uhr fing dann die Adventsfeier in der Kirche an. Die Kirche war wie umgewandelt. Die Girlanden, aus Reishalmen geflochten, waren abgenommen und an ihre Stelle waren Stricke mit bunten Fähnchen gespannt, wie Strahlen eines großen Sternes, dessen Mittelpunkt von einem Adventsbaum (einem großen Kiefernast) ausging. Der Baum war wirklich sehr schön geschmückt und hätte gut in Deutschland stehen können. Ein roter Betheler Adventsstern hing vor dem Baum. Die Kirche war nur mit Kerzen beleuchtet. — Dann ging die Feier nach einem guten Programm vorstatten. *Seteng* und *Babalen* spielten Flöte und *Pastor Minz* begleitete den Gesang zeitweilig auf seiner Violine. (Er ist jetzt Chorleiter, und es ist eine reine Freude, wie der Gesang im Katechistenseminar, in der Tabitaschule und in der Gemeinde gehoben und gefestigt worden ist.) Sehr schön und eindrucksvoll war es, als Lukas 2, 1-20 jeweils in drei Abschnitten von den Katechisten, einem Kandidaten und *Pastor Minz* in acht verschiedenen Sprachen vorgelesen wurde.

Die acht Sprachen waren: Griechisch, Englisch, Deutsch, Mundari, Uraon, Bengali, Assamesisch, Hindi. Zwischendurch sagten Schüler des Katechistischen Seminars und Schülerinnen der Tabitaschule dazu passende Bibelstellen in den verschiedenen Spra-



chen auswendig auf. Kurz, es war eine so schöne und eindrucksvolle Adventsfeier, wie ich sie hier in Indien noch nie und in Deutschland nur ganz selten erlebt habe.

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch in der Tabitaschule. Es war für mich eine besondere Freude zu sehen, wie gut das Lehrerkollegium des Katechistenseminars mit dem der Tabitaschule zusammenarbeitet. Der Leiter des Katechistenseminars, *Pastor Tete*, hat in vorbildlicher Weise den Lehrerinnen der Tabitaschule in allem geholfen. Es besteht auch unter ihnen ein Arbeitsaustausch. Beim Bau der neuen Räume des Seminars halfen die Schülerinnen von Tabita und jetzt beim Bau der Mauer um das Tabita-grundstück (sie ist inzwischen fertig geworden) die Katechisten in ihrer Freizeit. Wie viel könnte geschafft werden, wenn das überall so im Frieden und in der Liebe gehen würde.

Außerlich fand ich die Schule in der alten Sauberkeit vor. Auch die Wände waren überall neu bemalt. Der Garten ist gut in Ordnung. Die Bäume, die in unserer Zeit gepflanzt wurden, sind tüchtig gewachsen, was den Garten sehr verschönt. So ist Tabita auch heute ein Schmuckkästchen geblieben dank der Treue und Liebe der Lehrerinnen. 29 Schülerinnen lernen jetzt in der Schule. Möchten sie das lernen, was sie zu ihrem inneren und äußeren Leben als Christen nötig haben und möchten sie vor allem auch lernen, das Empfangene weiterzugeben.

*Anny Diller*

# Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

## I. INDIEN

Der Fortsetzungs-Ausschuß, der von der Generalsynode der Goßner-Kirche eingesetzten Ökumenischen Kommission tagte vom 28. Oktober bis 5. November in Ranchi. Den Vorsitz führte diesmal *Bischof Dr. Meyer* allein. *Bischof Dr. Manikam*, Süd-Indien, war verhindert. Der Fortsetzungsausschuß hatte die Aufgabe, die letzten, in der Goßner-Kirche noch bestehenden Spannungen und Schwierigkeiten zu überwinden. Er hat gründliche Arbeit geleistet. Es wurden dazu vor, während und nach der Tagung die Synoden und Gemeinden, in denen noch Schwierigkeiten bestanden, aufgesucht und die Probleme an Ort und Stelle gelöst. Wir haben die begründete Hoffnung, daß die Goßner-Kirche fortan auf Grund der neuen Verfassung mit Gottes Hilfe in der ihr neugeschenkten Einheit verbleiben wird. Für den Beitrag, den dazu *Bischof Dr. Meyer* persönlich geleistet hat, werden ihm die Goßner-Kirche und die Goßner-Mission immer dankbar sein.

### Studenten aus der Goßner-Kirche

Nach langer, gewissenhafter Vorarbeit ist nun endlich die *Auswahl der indischen Studenten aus der Goßner-Kirche* erfolgt, die zu ihrer weiteren Ausbildung nach Deutschland kommen sollen: *N. Ekka* B. A. (Theologie), *M. A. Minz* B. A. (Volkswirtschaft), *J. Kujur* B. A., *Ch. H. Horo* B. A. und *S. R. Kula* M. A. (Pädagogik), *K. Minnie Lakra* — Tochter des Präsidenten *Joel Lakra* — (Medizin). Eingeladen ist ferner *P. M. Mathew* von der Thomaskirche in Südinien (Technik). Sie alle werden zum Sommersemester d. J. im Goßner-Haus in Berlin erwartet, vorausgesetzt, daß sie alle die Ausreisegenehmigung erhalten.

**Auszüge aus den Briefen von Horst Müller,**  
der als Starkstromelektriker für unser landwirtschaftliches Zentrum in Khuntitoli ausgesandt worden ist.

Am 12. Februar traf ein Telegramm von *Dr. Jungbans* ein mit der Mitteilung, daß Bruder *Horst Müller* in Calcutta angekommen ist.

Die Geflügelzuchtmasterin, Fräulein *Gunnbild Erler*, die ja gleichzeitig mit Herrn Horst Müller ausreisen sollte, wartet immer noch auf ihre Einreisegenehmigung nach Indien. Möge Gottes Güte es uns schenken, daß unsere Hoffnung darauf bald in Erfüllung geht. Fräulein *Erler* wird in Khuntitoli dringend gebraucht.

Die folgenden Briefauszüge von *Horst Müller* hat uns Diakon Bruder *Weissinger* zur Verfügung gestellt. Er schreibt darüber folgendes:

*Heute will ich Ihnen von Herrn Müller berichten, der als erster Helfer der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Kirchen in Deutschland, „Dienste in Übersee“ in den Dienst der Goßner-Mission zu Dr. Jungbans nach Khuntitoli abgefahren ist. Am 23. 11. 1961 (Buß- und Betttag), nachts um 1.00 Uhr, wurde Herr Müller von seinen Eltern und seinen Freunden aus der Heimbelegschaft des Goßner-Hauses in Kastel nach Mainz zum Zug gebracht. Die Reise nach Genua verlief planmäßig, aber das Schiff fuhr erst vier Tage später, am*

*29. 11. 1961, ab. Mit den wenigen Passagieren auf dem Schiff schloß er schnell Freundschaft. Der Kapitän bereitete ihn gleich darauf vor, daß sie sicher nicht planmäßig in Calcutta ankommen würden. In Alexandria hatt das Schiff bereits zehn Tage Verspätung. In Assab wurde dann bekannt, daß der Hafen in Colombo überfüllt sei und die Schiffe wegen eines Streiks der Hafenarbeiter nicht abgefertigt werden könnten. So kam das Schiff am 27. 12. 1961 in Colombo an und bat den Hafen erst am 26. 1. 1962 wieder verlassen. Aber wie so vieles in der Welt batte diese Bummelei auch ihr Gutes: Wir erhielten aus Calcutta die Nachricht, daß das Visum für Herrn Müller erteilt sei. Er war ja losgefahren, ohne ein festes Visum zu haben.*

*Aber nun Ausschnitte aus seinen Briefen:*

*,Genua, den 29. 11. 1961*

*... Gefreut hat mich, daß am Sonntag so viele mit in der Kirche waren und auch am letzten Abend mit zum Zug kamen, denn es ist ein schönes Gefühl, zu wissen, daß man nicht allein ist. Ich merke es jetzt schon nach einer Woche, wie einsam man auf dieser Welt ohne Gemeinschaft sein kann. Doch ich kann mich nicht über Heimweh beklagen, denn ich bin froh, daß ich um einen weiß, der überall bei uns ist.*

*Colombo, den 2. 1. 1962*

*Nun hat wieder ein neues Jahr begonnen, und hoffentlich kommen wir dem Frieden auf der Welt näher. Wenn man „draußen“ ist, sieht man erst, welche Brücken noch zu schlagen sind und wieviel Trennung noch überwunden werden muß. Kaum einer von der Besatzung versteht meinen Entschluß, bieher zu geben und zu helfen. Das ist vielleicht gut so, so muß ich mich jeden Tag neu damit auszuspielen.*

*Colombo, den 22. 1. 1962*

*Letzte Woche war ich bei Don Martin Madawela, dem Leiter eines Kinderheimes, der uns in Kastel einmal von seiner Arbeit berichtet hat. Er war sehr glücklich, einen Gast aus dem Goßner-Haus in Kastel zu bewirten. Bei ihm ist ein deutscher Theologiestudent für ein Jahr zur Hilfe. Das Heim macht einen ordentlichen Eindruck, aber es ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Don Martin ist ein so liebenswerter Freund; manchmal wußte ich nicht, ob er nicht zu viel für mich tat. Er hat auch so viele Freunde hier, daß ich dauernd in den Familien unterwegs war. Die Gastfreundschaft ist sehr nett hier, und ich habe mich überall sehr wohl gefühlt. Ich kann nicht verstehen, wie es Leute gibt, die schon jahrelang hier sind, aber aus ihren europäischen Clubs kaum herauskommen. Ich habe einen so guten Eindruck bekommen, weil ich bei sehr armen und bei den reichsten Familien zu Gast war. Dabei habe ich das Land lieben gelernt.*

*Am Sonntag waren wir in einer Anglikanischen Kirche und besuchten anschließend einige Familien. Es sind viele unter ihnen, die begriffen haben, daß sie jetzt als Christen nur noch leben können, ohne sich gegen die neue Herrschaft aufzulehnen, denn nur die Buddhisten und einige Nationalisten haben jetzt noch etwas zu sagen. So rächt sich vielleicht manches, was in der Geschichte nicht gut gelaufen ist. Aber die Überspitzungen werden sich auch wieder legen.*

*Am 26. 1. 1962 soll es über Rangoon und Madras nach Calcutta weitergehen, und dann bin ich bald am Ziel.“*

*Wir wollen ihn im Gebet begleiten und darum bitten, daß er bald gesund in Khuntitoli eintrifft.*

**Frau Srimati Hiramani Alice Julia Lakra,**  
die Gattin des Präsidenten der Goßner-Kirche, die zusammen mit ihrem Mann und ihrem Söhnchen Goß-



Frau Alice Lakra mit ihrem Söhnchen Goßner Lakra

ner Lakra im Jahre 1952 als Gast in Deutschland weilte und seitdem auch Freunde und Bekannte in Deutschland hat, ist am 26. Dezember v. J. heimgangen. Wir wissen, wieviel sie ihrem Mann und ihrer Familie bedeutet hat — gerade auch in schweren Zeiten — und gedenken ihrer in Dankbarkeit. Möge Gottes Angesicht über ihr leuchten in Ewigkeit! Präsident *Joel Lakra* hat inzwischen von vielen Freunden in Deutschland, die ihn persönlich kennen, Beileidsschreiben zum Heimgang seiner Gattin erhalten. Er bittet uns, allen, die an ihn geschrieben haben, in seinem Namen den herzlichsten Dank auszusprechen.

## II. HEIMAT

Die wichtigsten Beschlüsse unseres Kuratoriums in seiner letzten Sitzung am 22. 1. 1962:

Es wurde in Aussicht genommen, am 8. Juli d. J. *Kirchenrat Dr. Berg* in sein neues Amt als Missionsdirektor der Goßner-Mission einzuführen. Gleichzeitig erfolgt die Verabschiedung von *Missionsdirektor D. Lokies* und die Amtsübergabe an den neuen Missionsdirektor, *KR Dr. Berg*.

Die Wiederaussendung von Schwester *Hedwig Schmidt*, die das Kuratorium auf Grund einer Einladung der indischen Kirchenleitung beschlossen hatte, wird für 6 Monate zurückgestellt.

Das Kuratorium nimmt den Bericht von *KR Dr. Berg* über seinen Besuch in der Goßner-Kirche mit Dank entgegen und gibt die Zustimmung zu seinen Vorschlägen für die Fortführung der Arbeit im Hospital Amgaon, in der Tabitaschule in Govindpur, im landwirtschaftlichen Zentrum in Khuntitoli (Aufbau einer landwirtschaftlichen Grund- und Oberschule) und für das technische Zentrum in Phudi, wo durch ihn am 15. Dezember 1961 die feierliche Grundsteinlegung für die geplante technische Ausbildungsstätte erfolgte.

Mit großer Freude nahm das Kuratorium vom Bau der ersten Missionsstation unter den Hos in Champua Kenntnis. *KR Dr. Berg* legte dort am 17. Dezember den Grundstein zur ersten Missionskapelle. Es soll von hier aus vor allem ein Missionsversuch unter dem noch ganz unberührten Volksstamm der Juangs unternommen werden.

Von der Goßner-Kirche im Ganzen brachte *KR Dr. Berg* den Eindruck mit, daß sie vor allem durch die Bemühungen von *Bischof Dr. Meyer-Lübeck* und des von ihm geleiteten Verfassungsausschusses zum Frieden und zur Einheit zurückgefunden habe. An Bischof Dr. Meyer wurde ein von allen Kuratoriumsmitgliedern unterzeichnetes Dankschreiben gerichtet, in dem ihm für seinen brüderlichen Dienst Dank und Anerkennung ausgesprochen wurde.

**Bericht aus Mainz-Kastel über den 1. Vorbereitungskurs der Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen in Deutschland „Dienste in Übersee“ (1.2.—31.3.)**

Bruder *Weissinger* schreibt:

„Nach langen Vorbereitungsarbeiten und Auswahltagungen in der ganzen Bundesrepublik sind die ersten 16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu dem Vorbereitungskursus der Arbeitsgemeinschaft Ev. Kirchen in Deutschland e. V., „Dienste in Übersee“ einberufen worden. Die altersmäßige Zusammensetzung geht von 22 bis 34 Jahre. Es sind dabei: 5 für die Tropen ausgebildete Landwirte, Ingenieure für Hochbau, Maschinenbau und Elektroenergie, Architekt, Maurer, Zimmermann, Kaufmann, Hauswirtschaftsleiterin und Krankenschwester. Sie alle sind gekommen, um mit den erlernten Berufskenntnissen in der weiten Welt an der Überwindung der Notsituation an einer Stelle mitzuhelpen. Der Unterschied zur seitlichen Zurüstung liegt wohl darin, daß diese Menschen mit ihrem erlernten Beruf arbeiten und durch ihr Leben und Tun auf diesem Weg etwas deutlich machen sollen, was es heißt, Glieder an einem Leibe zu sein. Der Lehrplan ist so aufgebaut, daß wir die Hälfte des Tages praktische Arbeiten ausführen, damit man auch mit Arbeiten, die man nicht gelernt hat, noch ein wenig vertraut wird. Es geht hierbei im Wesentlichen um Maler-, Verputzer- und Holzarbeiten. Es wird ja draußen so sein, daß ein Landwirt auch etwas von der Arbeit beim Bau kennen muß. An den Nachmittagen haben wir jeweils Vorträge von Sachverständigen, wobei der Lehrplan etwa unter folgenden Gruppierungen zusammengefaßt werden kann:

1. Was geschieht alles im Blick auf die Länder im raschen sozialen Umbruch und an welcher Stelle stehen wir mit unserer Arbeit?
2. Die Auswirkungen bei einer rapiden Entwicklung von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft.
3. Praktische Hilfen für das eigene Leben in den Tropen und im Blick auf das Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung.
4. Was treibt uns zu diesem Dienst und welcher Weg wird uns von der Bibel her aufgezeigt?

Obwohl der Kursus erst sehr kurz läuft, kann man wohl schon jetzt die Feststellung treffen, daß, entgegen allen Urteilen, bei den Teilnehmern etwas von



Der 1. Facharbeiterkursus der „Dienste in Übersee“

echter Diakonie vorhanden ist. Es wird so oft bei uns darüber geklagt, daß das Wort „dienen“ oder Diakonie nicht mehr bekannt sei und die Menschen auch nicht mehr bereit dazu seien. Ich glaube, daß sich in dieser neuen Arbeit zeigt, daß wenn sich konkrete Aufgaben zu einem echten Dienst herauskristallisieren, Gott auch Menschen so führt, daß sie bereit sind, in diesen Dienst zu gehen. Es ist jedenfalls erfreulich, wie unter den ganz anderen finanziellen Bedingungen im Vergleich zur Industrie und dem Staat die Teilnehmerinnen und Teilnehmer um unseres Auftrages willen an den Menschen sich in den Dienst hineinstellen lassen. Möge Gott es schenken, daß wir in der Heimat ihnen die rechte Zurüstung geben und aus einer Gemeinschaft entsenden, von der sie sich auch getragen wissen.“

#### Kurzbericht aus der Arbeit der Goßner-Mission in der DDR

Vom 23. bis 28. 1. 1962 war Pastor *Horst Symanowski* bei uns zu Gast; er wohnte im Demokratischen Berlin und nahm teil an mehreren Mitarbeiterkonventen und Laientreffen. Dem Kreis der Gruppenbrüder, die in Industriegebieten und auf dem Lande arbeiten, gab Bruder *Symanowski* einen Bericht über den Fortgang der Arbeit in Mainz-Kastel und zeigte die theologischen Fragen auf, die dort bedacht werden.

Im Wochendekreis — vor ca. 100 Laien — sprach *H. Symanowski* über das Thema: „*Christliche Existenz in der Bundesrepublik*“ und zeigte, wo nach seiner Meinung in dieser technisch hochentwickelten Gesellschaft Probleme für den Christen liegen.

Die Menschen vergessen oft, daß sie Menschen sind und stürzen sich in den Konsum von Freizeit und Ware. Die Aufgabe der Goßner-Mission in Mainz sei es, den Menschen in dieser Gesellschaft Mut zum Menschsein zu machen; dies muß auch im Betrieb und im Arbeitsalltag möglich sein.

Bruder *Symanowski* nahm auch an der Sitzung des Kuratoriums der Goßner-Mission in der DDR teil und berichtete dort ebenfalls über seine Arbeit.

Neben vielen kleinen Ost-West-Gesprächen wurde vom 12. bis 15. 2. eine Seminarwoche mit Pastoren durchgeführt, in der die Eigentumsfrage behandelt wurde. Als Referenten dienten: *Prof. Dr. Erich Hoffmann*, Halle, *Prof. Dr. Bandt*, Greifswald, und *Pastor Bob Starbuck*. Auf dieser Tagung wurde festgestellt, daß wir wohl die Eigentumsfrage nicht bewältigt haben, aber bei der Änderung von Eigentumsformen mehr nicht tun können. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, zu entdecken, wo verantwortliche Mitarbeit zu geschehen hat.

Die Schwerpunkte der Arbeit der Goßner-Mission in der DDR werden in Zukunft weiterhin in den Gruppendifferten und in der Laienarbeit liegen.

*Bruno Schottstädt*

#### Eine Berichtigung

Moderator Prof. *D. Dr. Wilhelm Niesel*, Schöller, der dem altpreußischen Rat während der ganzen Zeit des Kirchenkampfes angehört hat, teilt uns zu dem Bericht (Jubiläumsausgabe der „Biene“ auf Seite 10) folgendes mit: „Der altpreußische Rat hat *D. Dr. Dibelius* nicht zum Bischof von Berlin-Brandenburg berufen. Vielmehr hat der Bruderrat auf seiner letzten Sitzung vor dem Zusammenbruch am 6. März 1945 in Potsdam für den Westen und den Osten, da eine Aufteilung des Landes unter die Siegermächte vorzusehen war, je drei Brüder bevollmächtigt, in dem betreffenden Gebiet vorübergehend die Verantwortung für die altpreußische Kirche gemeinsam wahrzunehmen. Für den Osten bat er die Brüder *Böhm*, *Dibelius* und *Lokies*, diesen Dienst gemeinsam zu tun.“ (Vgl. Niemöller, Die Ev. Kirche im Dritten Reich, 1956, S. 156.)

*Lokies*

Dank an alle unsere Mitarbeiter und Helfer, die zum Gelingen unseres Missionsbasars beigetragen haben.

Der Basar fand am 9. Dezember 1961 statt. Er war gut besucht, und es wurde viel gekauft. Der Reinertrag belief sich auf rund DM 4000. Das Bild, das wir hier bringen, eröffnet einen Blick in den für den Missionsverkauf umgewandelten Kirchsaal mit seinem im Jahre einmaligen Leben und Treiben. Alle die uns für den Basar Geld- und Sachspenden geschickt oder beim Verkauf mitgeholfen haben, sagen wir an dieser Stelle innigsten Dank. Aus Gründen der Überlastung unseres Büros war es diesmal leider nicht möglich, jedem Einzelnen besonders zu danken.

*Elisabeth Lokies*

Missionsbasar 1961



ZUR KONFIRMATION empfehlen wir Ihnen:

**Start zwischen 16 und 20.**

In diesem Buch geht es um ein freundhaftliches Gespräch mit Jungen, in dem Anregungen geboten, Fragen aufgeworfen, auf mögliche Antworten hingewiesen und Gedanken in Erwägung gezogen werden.

115 Seiten — 20 ganzseitige Abbildungen — Großformat DM 17,80

**Otto Dibelius, Vom Erbe der Väter**

Das Erbe der Väter ist ein kostbarer Besitz. Diese Erkenntnis der Jugend nahezubringen, ist die Absicht des vorliegenden Buches. In kurzen Betrachtungen und ausgewählten Selbstzeugnissen großer Deutscher wird hier ein Längsschnitt durch die Geschichte unseres Volkes in christlicher Sicht gegeben.

217 Seiten — 44 Bildseiten — DM 12,80

**Signal - das Buch für junge Menschen**

SIGNAL zeigt dem jungen Menschen seinen Platz in der Gemeinschaft, in der er lebt und den Platz seiner Generation in der sich täglich enger gestaltenden Gemeinschaft der Völker. — Mit Beiträgen von H. Böll, G. Gaiser, R. Hagelstange, Martin Hausmann, Albert Schweitzer u. v. a.

354 Seiten — über 80 Abbildungen — DM 16,80

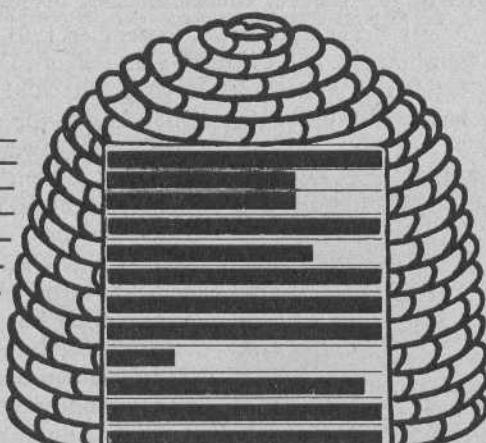
Wir bitten um Ihre Bestellungen.

**BUCHHANDLUNG DER GOSSNERSCHEN MISSION**

Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20

IN UNSERER MISSIONSBIBLIOTHEK fehlen folgende Jahrgänge unseres Missionsblattes „Die Biene auf dem Missionsfelde“ (große „Biene“): 1908—1910; von der „kleinen Biene auf dem Missionsfelde“ 1873 u. 1874. Sie sind uns beim Brand unseres Missionshauses verlorengegangen. Wer kann uns helfen, diese schmerzliche Lücke in unserer Bibliothek wieder aufzufüllen? Lokies

Jan.
Febr.
März
April
Mai
Juni
Juli
Aug.
Sept.
Okt.
Nov.
Dez



**Unsere Gabensammlung**

sollte vom 1. Januar bis 31. Dezember 1961  
betrugen . . . . . 300000,— DM  
sie beträgt . . . . . 253536,94 DM

Wir haben zu wenig  
gesammelt . . . . . 46463,06 DM

**Unser Gabenkontos:**

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

# Gossner's Missionblatt

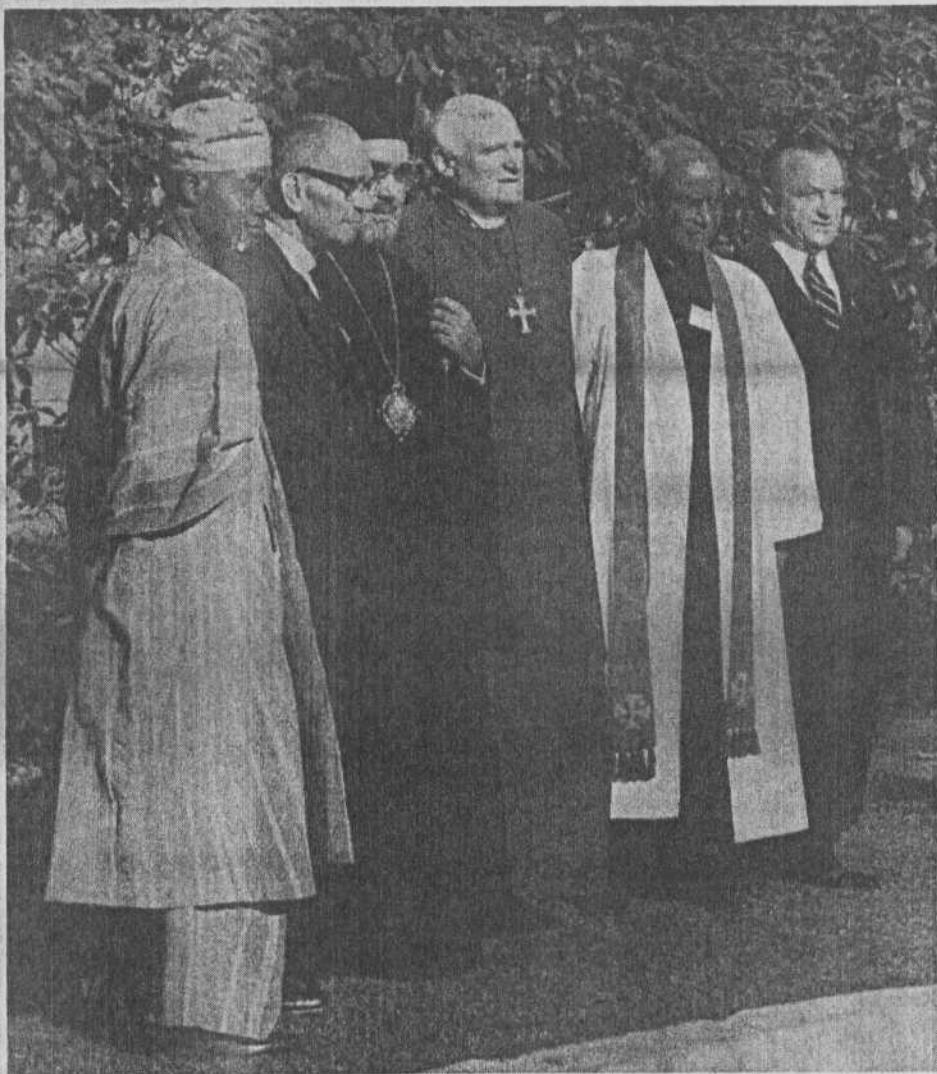


Berlin, April 1962

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

(Nr. 2)





Das neue Präsidium  
des Ökumenischen Rates  
v. l. n. r.:  
Sir Francis Ibiam,  
Martin Niemöller,  
Erzbischof Jakovos,  
Erzbischof Ramsay,  
Dr. David Moses,  
Mr. Perlin

## Größere Gemeinsamkeit unter den Kirchen

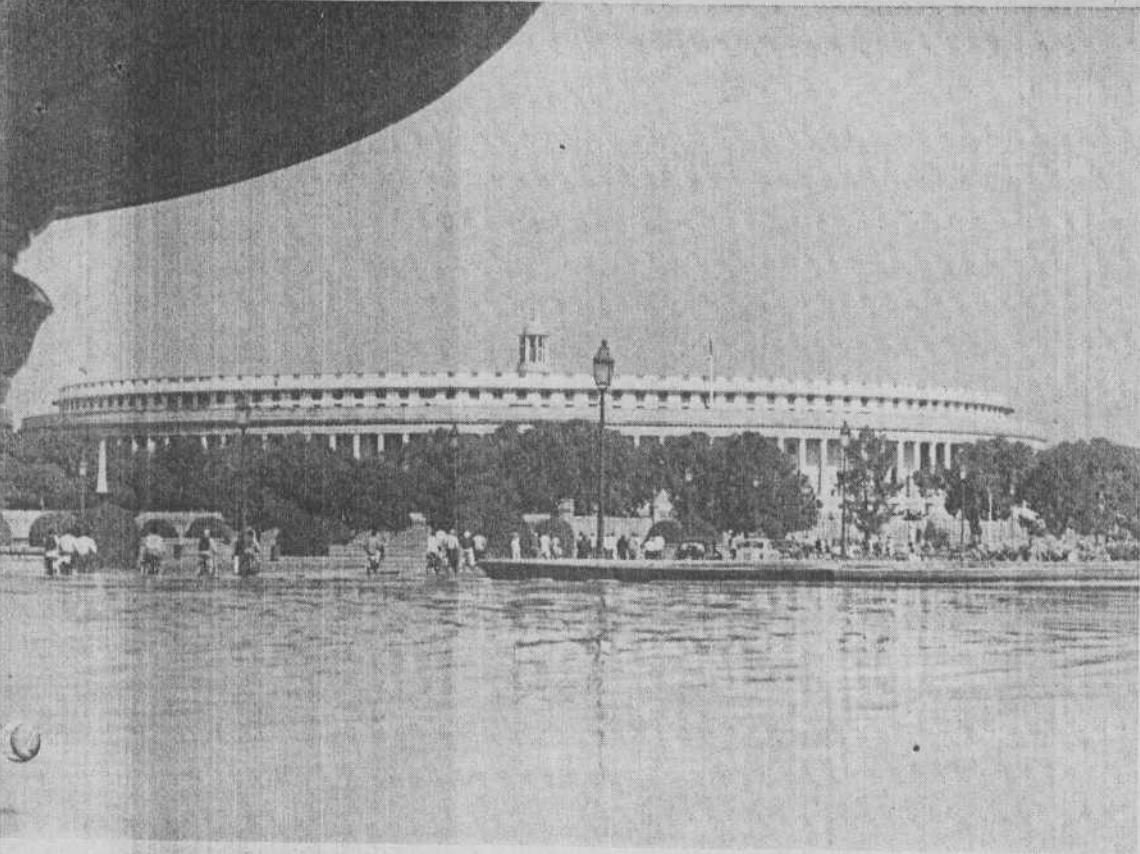
Das Ziel der Einheit, das die ökumenische Bewegung von Anfang an bestimmte, wird nur auf dem Wege größerer Gemeinsamkeit des Handelns möglich sein. Wenn man in Amsterdam erklärte, entschlossen beieinander zu bleiben, so unterstrich Evanston diesen Willen durch die Tatsache des gemeinsamen Gebets und Hörens auf das Zeugnis der Heiligen Schrift. Damals standen allerdings die orthodoxen Kirchen noch etwas beiseite und gaben eine Grundsatzerkundung über ihre Haltung ab. In New Delhi verzichteten sie ausdrücklich auf solches Vorgehen und legten in den Aussprachen der Arbeitsgruppen ihren Standpunkt dar. Dadurch wurde das theologische Gespräch nicht erleichtert, aber es wurde fruchtbare.

Mit überwältigender Mehrheit stimmte die Vollversammlung kurz vor dem 1. Advent der neuen Ba-

sis zu, in der sich der Ökumenische Rat der Kirchen als eine Gemeinschaft von Kirchen bezeichnet, „die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Diese Formulierung, die mit 383 gegen 36 Stimmen bei 7 Enthaltungen angenommen wurde und damit die erforderliche Zweidrittelmehrheit bei weitem übertraf, ersetzt die seit Amsterdam 1948 gültige Basis. Sie lautete: „Der Ökumenische Rat ist eine Gemeinschaft (fellowship) von Kirchen, die unseren Herrn Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen.“

Die Bedeutung der neuen Formulierung liegt darin, daß sie einen Auftrag der Norweger auf Hinweis

Zum Titelbild: Der Gottesdienst in der Christuskirche in Ranchi ist beendet



1 Parlamentsgebäude  
Neu-Delhi

2 Die Russen,  
links Erzbischof Nikodim

3 Die Deutschen  
v. l. n. r.:  
D. Kloppenburg,  
Präs. D. Scharf,  
Moderator Dr. Niesel,  
Bischof Dr. Lilje,  
Dr. Heinemann,  
Prof. D. Rosenkranz,  
Miss.-Dir. D. Brennecke

4 Die griechisch-orthodoxe  
Delegation

1 |

4



2

3



3

auf die Heilige Schrift berücksichtigt und dem Verlangen der Orthodoxen Rechnung trägt, die heilige Dreieinigkeit zu nennen. Zugleich unterstreicht sie die den Kirchen gemeinsame Aufgabe im Blick auf das Zeugnis, den Dienst und die darin sich kundtuende Einheit. Der Abstimmung war eine längere Diskussion vorausgegangen, in deren Verlauf sich auch Erzbischof *Nikodim*, der Leiter des Außenamtes des Moskauer Patriarchats, für die neue Basis einsetzte. Bedenken wurden von den Delegierten aus den Niederlanden und den USA geäußert. Viele Kirchen, darunter die Evangelische Kirche in Deutschland, hatten vorher schriftlich ihre Zustimmung gegeben.

Auch das neue Präsidium für die kommenden sechs Jahre ist gewählt worden. Zum ersten Male in der Geschichte des Ökumenischen Rates gehören 2 Laien zu diesem 6 Männer umfassenden Gremium. Es sind dies Sir *Francis Ibam*, Gouverneur von Ost-Nigeria, und Mr. *Charles Perlin* aus den USA. Sir *Ibam* (55 J.), von Beruf Arzt, wurde als Kind heidnischer Eltern geboren und unter dem Einfluß eines gläubigen Onkels ein Christ. Er gehört zu den aktivsten Laien der christlichen Kirche in Afrika und war Vorsitzender der ersten Allafrikanischen Kirchenkonferenz, die 1958 in Ibadan/Nigeria zusammentrat. Mr. *Perlin* (64 J.) ist Jurist, Mitglied der Methodistenkirche und seit Evanston im Zentralkomitee. Die weiteren Präsidenten sind: *Jakovos*, Erzbischof (51 J.) für Nord- und Südamerika vom Ökumenischen Patriarchat Konstantinopel; der Erzbischof von Canterbury *A. M. Ramsey* (55 J.); Kirchenpräsident *D. Martin Niemöller* (70 J.) und Dr. *David Moses* (60 J.), Präsident des Christlichen Nationalrats von Indien. Sein Großvater war der erste eingeborene Missionar der London-Mission in Madras. Zum Ehrenpräsidenten wurde Dr. *J. H. Oldham* (Großbritannien) gewählt, in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die ökumenische Bewegung, vor allem im Internationalen Missionsrat.

In den Zentralausschuß wurden folgende Mitglieder aus Deutschland wieder gewählt: die Landesbischofe *D. H. Lilje* und *D. Notth*-Dresden, Moderator Prof. Dr. *Niesel*; außerdem neu Rundfunkintendant Dr. *Klaus v. Bismarck*-Köln, Missionsdirektor Dr. *Brennecke*-Berlin und Hauptpastor Dr. *Harms*-Hamburg. Die sechs Präsidenten sind von Amts wegen Mitglieder des Zentral- und Exekutivausschusses. — Nachdem der Internationale Missionsrat eingegliedert wurde, ist die Zahl des Zentralausschusses von neunzig auf hundert Mitglieder erhöht worden. Von der Russischen Orthodoxen Kirche gehören ihm Erzbischof *Nikodim* (35 J.) aus Moskau, Bischof *Alexis* von Estland und Herr *Alexander Shishkin* als Mitglieder an.

An verschiedenen Tagen wurde morgens in der Shamiana Abendmahlsgottesdienst gehalten: am Sonntag von den Anglikanern, am Dienstag die „Heilige Urbana des Hl. Jakobus“ nach syrisch-orthodoxem Ritus, am Donnerstag von den Lutheranern, wobei Bischof *Manikam* am Andreastag über den Jünger und Apostel Andreas predigte. Weitere Gottesdienste anderer Kirchen versammelten an den übrigen Wochentagen eine große Gemeinde. Es ist ein Geschenk, daß Christen aus den verschiedensten Kirchen auf diese Weise miteinander beten und unter Gottes Wort treten. Ein gemeinsames Abendmahl ist, so wurde

wiederholt ausgesprochen, kein Mittel auf dem Wege zur Einheit; es ist Ausdruck innerster Kirchgemeinschaft, die erst nach theologischer Klärung auf diese Weise bezeugt werden kann. Dabei laden die Lutheraner alle ein, die die Abendmahl Lehre unserer Kirche bejähnen, und schließen niemanden aus, wie es die Anglikaner und Orthodoxen nach ihrer Kirchenlehre tun. Von der Jugend wurde wiederholt auf größere Gemeinsamkeit der Kirchen auch in diesem Punkte gedrängt. Doch wird man in der großen Gemeinschaft der Okumene die Lehrunterschiede der Kirchen nicht überspringen können; eine Geringschätzung in diesem Punkte würde notwendigerweise Rückschläge zur Folge haben. Unübersehbar ist die Bedeutung der Integration von Internationalem Missionsrat und Weltkirchenrat, wobei die Anwesenheit vieler Christen aus Asien und Afrika den Beratungen das Gepräge gab. Eine lebhafte Debatte entspann sich, ob es für die künftige vierte Vollversammlung bei der Zahl von 600 Delegierten bleiben solle; die Grenze der Arbeitsfähigkeit scheint erreicht zu sein. Andererseits möchte man dem bisherigen Missionsrat, aber auch den noch hinzukommenden Jungen Kirchen Gelegenheit geben, in der Vollversammlung mitzuwirken. Deshalb wurde beschlossen, die Zahl der Vollmitglieder auf 700 Delegierte zu erhöhen, wobei der Zentralausschuß die Vollmacht erhielt, diese Zahl nach den gegebenen Umständen um 20 % zu unter- oder zu überschreiten.

198 Kirchen aus allen Erdteilen sind im Weltkirchenrat nunmehr zusammengeschlossen. In New Delhi waren 583 Delegierte von Mitgliedskirchen benannt, 21 vertraten den Internationalen Missionsrat, hinzu kamen 4 Mitglieder des Präsidiums, so daß 608 Vollmitglieder ihre Beglaubigungsschreiben vorlegen konnten. Schweigend nahm die Versammlung den Bericht des dafür zuständigen Ausschusses zur Kenntnis, daß fünf Delegierte aus der DDR, außerdem drei Berater, ein Jugenddelegierter und ein Gast keine Ausreiseerlaubnis erhalten hatten. Bischof D. *Krummacher* und Präs. Dr. *Kreyssig* hatten unter den gegebenen Umständen auf die Teilnahme verzichtet. Die Vollversammlung hat ihrer im Gebet besonders gedacht.

Bewegend war es für uns alle, als der Präsident des Christlichen Nationalrats von Indien die Versammlung im Namen der Indischen Kirchen grüßte. Er sagte: „Unsere Mittel sind begrenzt, aber unsere Gemeinden haben sich seit langem unendlich auf diese Konferenz gefreut und sie im Gebet und nach Kräften im praktischen Einsatz vorbereitet. Die Shamiana, das Kirchenzelt, sei ein Geschenk der indischen Christen. Ein weiteres wurde als Erinnerungsgabe allen Delegierten überreicht: eine kleine Messingschale, in deren Boden das Sinnbild der Okumene, das Schifflein mit dem Kreuz auf den Wellen, eingraviert ist.“

Möge, so schloß P. *Moses*, die treue Fürbitte reiche Frucht tragen, in unserem Lande und überall, wo sich Hände falten nach der Bitte des Herrn: „Auf daß sie alle eines seien, gleichwie Du Vater in mir, und ich in dir.“ *Landessuperintendent Hans-Helmut Peters*

*Anmerkung:* Die beiden ersten Beiträge in unserem Blatt sind den Reisebriefen entnommen, die uns Landessuperintendent *Peters* - Celle freundlichst zur Veröffentlichung überlassen hat. Der Verfasser nahm als Delegierter der Evang.-luth. Landeskirche Hannover an der 3. Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi teil und besuchte bei dieser Gelegenheit auch die Goßner-Kirche, mit der er durch seinen Großvater *Karl Plath*, Inspektor der Goßner-Mission, ganz persönlich verbunden ist.



# Mein Besuch in der Goßner-Kirche

Reisebericht  
von Landessuperintendent  
Hans-Helmut Peters/Celle

Calcutta, am 8. November 1961

Das indische Neujahrsfest, am 7. und 8. November, wird in Calcutta zu Ehren der Gottheit Kali gefeiert. Am 7. waren wir morgens im Kalitempel, dem ältesten der Stadt, von dem Calcutta seinen Namen haben soll. In einem engbewohnten Stadtteil im Westen kommt man durch enge Bazarstraßen in den Tempelvorhof. Dort drängten sich die Menschen. Ein junger Mann, der als Oberpriester bezeichnet wurde, gab uns Erklärungen. An der Opferstelle im Vorhof wurde gerade ein kleines, schwarzes Böcklein enthauptet. Die Menschen tauchten den Zeigefinger in das Blut und machten ein Zeichen auf Stirn und Brust. Zwei Opferblöcke standen nebeneinander. An einer anderen Stelle des Vorhofs wurden die Opfer zerlegt; ein Teil für die Priester, ein Teil für die Speisung der Armen und ein Teil zum Verkauf, so erläuterte es unser Begleiter. Als ich am 8. nachmittags noch einmal hinging, saßen Frauen und Kinder in langen Reihen im Vorhof, jedes vor sich einen Blechteller oder ein grünes Blatt, und warteten auf die Speisung, die in der Tempelküche bereitet wurde. Es ist der einzige Tempel, der Charity (Wohltätigkeit) übt. Im Heiligtum selbst zog eine Prozession langsam am Gottesbild vorüber, die Hände vor der Brust gefaltet. Auch in den kleinen Läden an den Straßen beobachtete ich, wie Menschen sich verneigten und beteten, bevor sie sich zum Mittagsmahl auf dem Boden niederließen. Überall in den Straßen der Stadt waren weite Zelte aus blauem Stoff aufgeschlagen; (viele Läden wurden in diesen Tagen in Bombay und Calcutta mit blauer Farbe neu gestrichen); in ihnen stand das Bild einer Gottheit aus Gips, lebensgroß, mit lebhaften Farben bemalt; davor Blumen und irdene Schalen mit Holzkohle und Weihrauch. Am 8. abends beobachtete ich in einer kleinen Straße, wie eine große Kinderschar sich um das Zelt drängte; drinnen tanzten zwei Knaben, mit zierlichen Bewegungen, in jeder Hand eine Räucherschale hin- und herschwingend, ohne daß etwas von der Glut herausfiel. Das Zelt war so von Rauch erfüllt, daß die Knaben nach kurzer Zeit benommen an der Wand lehnten; dann traten zwei andere an ihre Stelle. Man muß sich zu dieser Schil-

derung den Lärm der Trommeln und die von süßem Weihrauch geschwängerte Luft hinzudenken. Ob die Menge andächtig ist oder nur zuschaut, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls habe ich zum erstenmal heidnischen Kult aus solcher Nähe erlebt.

Die Zeitung *Amrita Bazar Patrika* schreibt dazu in der *Diwali*-Beilage vom 7. November: „Verehrung von Kali: Das Symbol und die Bedeutung. Die Bildverehrung der Hindus ist keineswegs ein heidnisches oder abergläubisches Verhalten, wie einige Ausländer denken. Die Idee wird so fest geglaubt, daß Gott alles durchdringt und also auch in dem Bilde existiert. Das Bild von Kali verkörpert die religiöse Philosophie von Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung, die sich im Kreislauf während ewiger Zeit im unbegrenzten Raum vollzieht.“ So Sankar Das Gupta in einem langen Artikel. Eine andere Abhandlung beschäftigt sich mit dem „Rhythmischem Tanz der Großen Mutter!“

Am Abend des 8. November wurden alle Bilder der Gottheit auf geschmückte Lastwagen geladen und an den Ganges gefahren, wo man sie unter Trommel- und Pfeifenmusik nach dem Ritus der Totenverehrung verbrannte. Dann wurde die Asche in den Ganges gestreut.

Bis tief in die Nacht klangen die kleinen Glocken und Gongs der Tempel und Wagen durch die Stadt, vermischt mit dem Knallen der Böllerschüsse und dem Geschrei der Menschen. — Im Kali-Tempel zeigte mir der Oberpriester, der die Schnur der Brahmanen quer über der Brust trug, einen Baum, an dem lauter kleine Steine, in Papier verpackt, an Schnüren hingen. Der 8. November ist Wallfahrtstag der Hindus aus Orissa, besonders der Frauen, die sich Kinder wünschen. Ist ein Kind geboren, so „fällt der Stein vom Baum“, sagte mein Begleiter, oder er wird beim nächsten Besuch abgenommen. Schreiend, fast kreischend, saß eine ältere Frau unter dem buschig gewachsenen Baum, (es war ein riesiger, breitblättriger Kaktus, der keine Früchte trägt). „Dies ist die Priesterin“, wurde mir berichtet. (Woher mag unsere Redensart kommen: Da fällt mir ein Stein vom Herzen?)

Nachher saßen wir draußen in einem kleinen Laden. Der Priester erläuterte mir vier Bilder, die ich

kaufte: *Kali*, die Mutter des Universums, hat kein Antlitz. Über dem purpurroten Gewand schweben unter der goldenen Krone drei Augen. Die beiden waa gerechten entsprechen den menschlichen Augen, das senkrechte in der Mitte ist das der Erleuchtung. Vier Hände hat Kali, zwei sind rot, und die linke dieser beiden hält ein Schwert, womit Kali dem Bösen wehrt. Die dritte, rechte Hand segnet, und die vierte hält links eine Lotosblüte. — *Shiva* ist der Ehegatte von Kali; aus seinem Haupt entspringt der Ganges, eine Schlange ringelt sich um seinen Hals. Seine Augen sind halb geschlossen, weil er meditiert, und auf der Stirn erscheint senkrecht ein Augenschlitz. Das dritte Bild zeigt *Ganesha*, den Sohn von Kali und Shiva. Er hat einen Elefantenkopf, auch wieder mit dem dritten Auge der Erleuchtung. Dieser Kopf ist Sinnbild für innere Kraft, Gelassenheit und Klugheit. Ganesha hat wieder vier Hände. In zwei erhobenen hält er die Lotosblüte und eine Muschel, als Zeichen der Erkenntnis. Mit den beiden anderen Händen schreibt er, denn er ist der Gott der Gelehrten. — Und endlich *Krishna*, der Gott der Behütung. Ihn dürfen nur Vegetarier anbeten, wobei es zwei Grade der Enthaltsamkeit gibt. Krishna tanzt inmitten von Blumen, der Schwan ist sein heiliges Tier. Er bläst die Flöte und ist die Gottheit des Rhythmus, des Schönen und Guten.

Während ich in Bombay vergeblich nach einer heiligen Kuh Ausschau hielt, gehören sie in Calcutta zum Straßenbild. Gemächlich bewegen sie sich im Verkehr oder liegen zu zweien und dreien auf dem Bürgersteig, soweit einer vorhanden ist. Auch Fahrrad-Rikschas gibt es hier in rauen Mengen, oft mit einer ganzen Familie, meist Frauen und Kindern, besetzt. Ich habe mich, als ich des Laufens müde war und kein Verkehrsmittel fand, gestern auch fahren lassen. Mit großer Geschicklichkeit bewegte sich der trabende Inder mit diesem Vehikel durch den Verkehr; man hat frische Luft und erlebt alles viel stärker mit.

Donnerstag früh fahre ich mit dem VW-Bus der Goßner-Mission nach Ranchi. Manches gute Gespräch hatte ich in diesen Tagen mit Herrn *Thiel*; welcher Einblick hat er hier in den 14 Monaten schon gewonnen. 420 Kilometer müssen morgen bewältigt werden; er rechnet mit 10 Stunden Fahrt, weil die Asphalt-

Neben Landessuperintendent Peters-Celle der alte Pfarrer, der ihn übersetzte und Pastor Soreng

straße nur drei Meter breit ist und im Staate Bengal fast ununterbrochen durch Ortschaften führt. Im Staate Bihar soll es dann besser werden. Wir werden um 5.30 Uhr starten, denn um 17 Uhr bricht die Nacht herein.

#### Am 12. November

Inzwischen haben wir die sehr interessante Reise durch den Staat West-Bengalen und Bihar hinter uns. Nach einem Tag in Ranchi brachen wir gestern nach Khuntioli auf, wo das Agricultural Training and Development Centre (Landwirtschaftliches Zentrum) der Goßner-Kirche im Entstehen ist. Dr. *Junghans*, der Leiter, nahm mich heute nachmittag zu einem Gemeindebesuch mit. Nach kurzer Fahrt auf der Straße bogen wir ab, und es ging kilometerweit durch den Busch. Nur solch ein Jeep mit Vierradantrieb konnte auf dem ausgewfahrenen Weg vorankommen, der durch die erst kürzlich beendete Regenzeit noch ganz ausgewaschen war. Ochsenkarren begegneten uns, abends äugte ein Schakal neugierig auf den Weg. Zwischen Felskuppen und Baumbestand, der an die Olivenhaine Südfrankreichs erinnerte, fuhren wir teilweise im Schrittempo. In der Ferne stand eine Gruppe von Menschen am Wege: Die Gemeinde erwartete uns mit ihrem Pastor im Talar. Der Jeep hielt an, wir stiegen aus und schritten durch das erste Ehrentor, falteten die Hände vor der Brust und sagten: „*Yisusabai*“\* (Jesus hilft dir), und die ganze Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder antworteten mit erhobenen, gefalteten Händen in der gleichen Weise. Es folgte eine kurze Begrüßung durch einen jungen Mann. Er hatte sich den englischen Text aufgeschrieben und wußte ihn auswendig: „Nach langer Zeit wird diese Gemeinde, zu der die Männer der Kirche sonst nicht in den Busch kommen, besucht und zwar von Weißen! Das ist uns eine große Freude und wir heißen Sie herzlich willkommen.“ Eine Pause trat ein, verlegenes Gedränge, und dann traten mehrere Mädchen vor und hoben Blumengirlanden hoch. Dr. *Junghans* und ich beugten uns, und mit dem gleichen Segenswunsch wurde uns eine Blumenkette nach der anderen um den Hals gelegt. Jeder war mit acht bis zehn Girlanden geschmückt aus großen gelben Blüten japanischer

\* Das „s“ wird hier jedesmal als ein „scharfes“ s, also wie fl, ausgesprochen.

Schulkinder in Ranchi vor dem Empfang





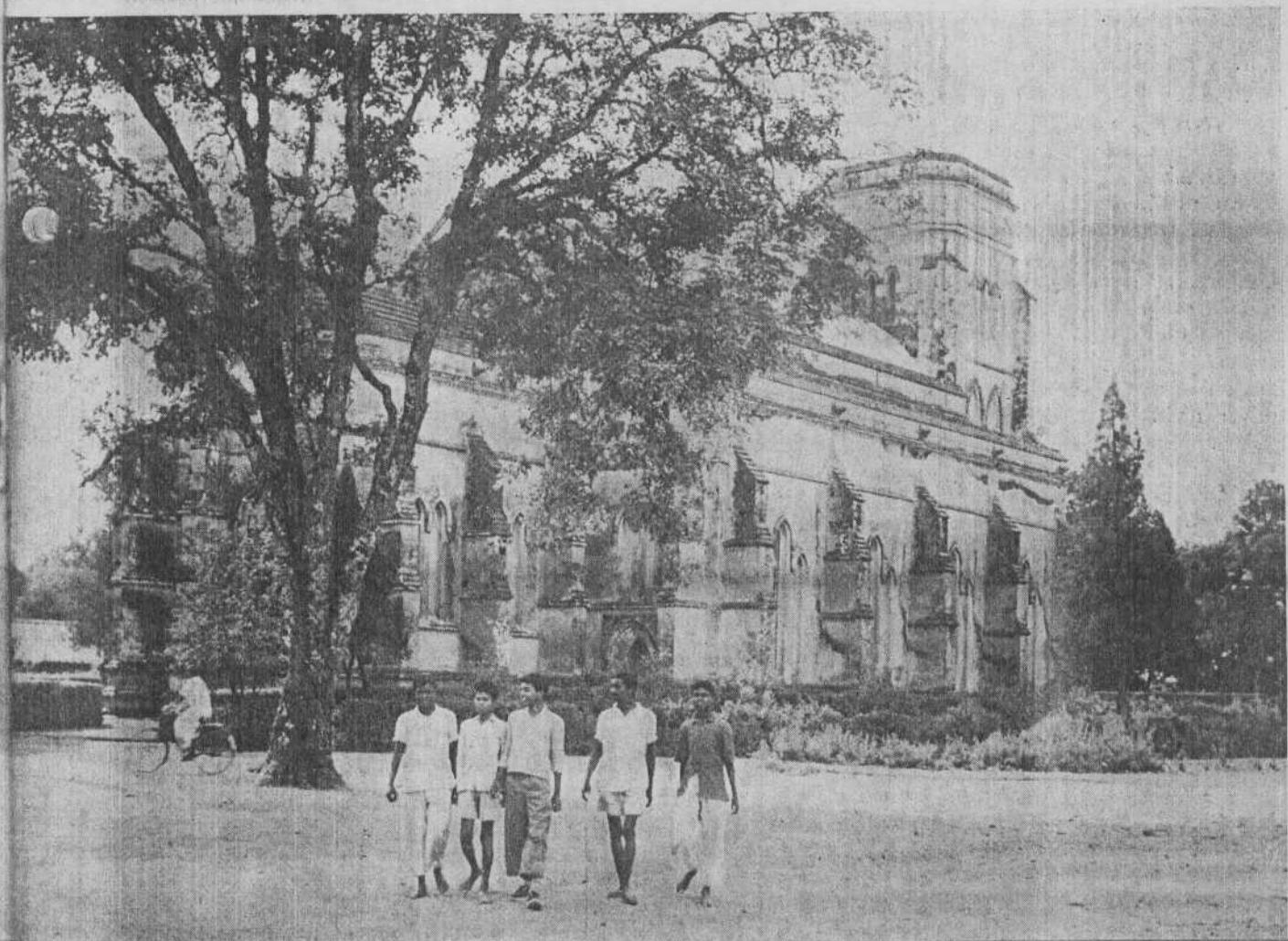
1 Der sogenannte „Hungerstich“  
auf dem Missionsgrundstück;  
im Hintergrund die Christuskirche

2 Die 107 Jahre alte Christus-Kirche

„Siehe, der Herr lässt sich hören bis an  
der Welt Ende. Saget der Tochter Zion:  
Dir wird man heißen  
die besuchte Stadt.“ (JES. 62, 11-12)

1

2



Nelken, (deren Geruch ich seit meiner Kinderzeit aus unserem Lindauer Garten besonders liebe) und anderer Blumen, welche die Form kleiner Lilien hatten. Dann zog die ganze Schar mit uns über Felder und Wiesen. Ein Vorsänger stimmte an, die Gemeinde antwortete im Chor, und zwei kleine Trommeln gaben den Takt. Sie sangen, was Jesus für uns tat nach dem Zeugnis der Schrift. Zehn Minuten ging es so durch die Landschaft; was für Erregungen bewegten da mein Herz! Immer wieder blickten die kleineren Kinder mit ihren großen, staunenden Augen auf die weißen Männer. Endlich kamen wir an ein Dorf: Hütten aus Bambus und Lehm unter Bäumen, ein abgerundeter Fels schaute dazwischen heraus. Vor dem Tor der Kirche hielten wir inne. Die Ältesten zogen mit der Gemeinde ein. Der Raum des kleinen Kirchleins war ohne Gestühl; alle nahmen auf dem Fußboden auf Matten Platz, rechts die Männer und Knaben, links die Frauen, einige mit ihrem Kind auf dem Arm, und die Mädchen. Wir wurden vom Pastor zu hohen Holzstühlen im Chorraum geleitet, und dann sang die Gemeinde wieder, etwa 10 Minuten lang. Nach einer kurzen Begrüßung mußte ich etwas sagen, wobei Satz um Satz aus dem Englischen in die Sprache der Adivasi, (der Ureinwohner, die nicht Hindi sprechen,) übersetzt wurde. Glücklicherweise war ein einziger Mann vorhanden, der diesen Dienst tun konnte, denn der Pastor verstand kein Englisch. Nach meiner Ansprache sangen wir „Ein feste Burg ist unser Gott“, sprachen miteinander das Vaterunser, und ich gab den Segen. Dann übergab ich dem Vorsteher dieser Gemeinde 30 Rupien zur Ausbesserung des Kirchendaches und die Kollekte wurde eingesammelt: ein großer Korb ging um, in den kleine Beutelchen ausgeleert wurden mit fünf bis sechs Händen voll Reis in jedem für die Gemeinde. Während wir die Kirche verließen, stimmte die Gemeinde — von Trommeln begleitet — noch einmal ein langes, volkstümliches Lied an. Wir waren beim Ortsvorsteher in seinem Hause eingeladen. Ein junges Mädchen brachte eine Schüssel und goß Wasser über unsere Hände. (Dasselbe war bei der Begrüßung auf dem Wege bereits einmal geschehen. In der Kirche hatte man mir die Schuhe vom Staub des Weges gesäubert.) Dann wurde aufgetragen: Ziegenfleisch und gebackene Mehlfladen. Wir beteten und langten zu, mit den Händen. Es schmeckte gut, aber brannte im Munde vom heißen Gewürz. Während die beiden Männer, die mit uns zu Tische saßen, ihre Portionen bald aufgegessen hatten, konnte ich es nicht schaffen. Aber heißer Tee mit Milch tat wohl. Dann kam ein Stück Omelett; es lag auf einem frischen, großen Blatt, hatte das Geschirr nicht mehr gereicht? Die Eierspeise brannte jedoch so, wie ich es nie erlebte, und ich hatte schon südindische Kost im Hotel gegessen, die es in sich hat. Die Tränen liefen, und ich habe geschluckt; glücklicherweise merkte es niemand in der Dunkelheit. Wieder half der Tee. Die Schüssel zum Waschen der Finger und das Handtuch wurden gereicht, und dann mußten wir die Bilder an der Lehmwand bewundern: King Edward und Queen Viktoria, einen Adivasi-Führer, der gegen das Zentralregime von Neu-Delhi ist, Pastor Lokies sen., und andere mehr. Von der offenen Veranda, auf der wir gesessen hatten, ging es in die Küche, in der die Speisen auf kleinen Holzkohlenfeuern in Lehmkuhlen auf der Erde bereitet

worden waren; hier sang noch der Wasserkessel, dort schmolte im eisernen Topf noch das Fleisch. (Dr. Jungbans sagte mir, diese Mahlzeit koste etwa das, was ein Mann an einem Tage verdiente). Dann folgte die Besichtigung der Schule. Die 33 Kinder der ersten drei Jahrgänge saßen auf ihren Matten, jedes eine Fußbank vor sich zum Schreiben. Wieder wurden wir bekränzt und mußten uns in ein Buch der Gemeinde eintragen. Als wir uns verabschiedeten, sank die Sonne dunkelrot hinter den Bäumen des Busches. Der Älteste, bei dem wir eingeladen waren, weinte plötzlich und sagte: „Die weißen Männer müssen bei uns bleiben und uns im Glauben helfen!“ Dann zogen sie mit uns über die Wiesen und Felder, bis wir in der hereinbrechenden Dunkelheit unseren Jeep erreichten. Nach dem Abschiedsgruß mit den erhobenen Händen fuhren wir heimwärts, reich, reich beschenkt. *Yisusahai* — Jesus wird Dir helfen. — Welch ein Unterschied zwischen den lauten, kreischenden Feiern für Kali und Shiva und der stillen Freude dieser Christengemeinde! Welch ein Wunder zugleich, daß das Wort vom Heiland in Menschenherzen im Buschwald Indiens Wurzel faßt! Man ahnt erneut etwas von der Größe des Missionsbefehls und sieht, daß der Herr inmitten der Mühsal und Armseligkeit menschlichen Bemühens selbst am Werke ist.

#### Sonntag in Khuntitoli.

Um 9 Uhr versammelte sich die Gemeinde vor der Kirche. Aus vier kleinen Siedlungen von Lehmhäusern kamen Alt und Jung aus dem Busch zusammen, während mit 2 kleinen Messinggongs, die an einem Baum hingen, zum Gottesdienst eingeladen wurde. Khuntitoli ist der Ort, an dem Vater *Lokies* wirkte und Dr. H. *Lokies* seine erste Kindheit verlebte. Zwei Pastoren zogen mit den Ältesten, den Katecheten und mit mir in die Kirche ein, dann folgte die Gemeinde, etwa 250 Menschen, und nahm auf dem Lehmfußboden Platz; auch ein Hund war dabei und streifte während der Feier durch den Raum. Wir saßen vorne links an einem Tisch. Der erste Pastor hielt die Liturgie; das eine Lied war: „Lobe den Herren“. Zur Predigt kam der zweite Pastor, ein hochbetagter Mann, mit mir auf die Kanzel und hat — nach meinem Empfinden — wunderbar übersetzt. Er geriet dabei richtig in Bewegung; mein Text war 1. Kor. 12, 12—13, wobei ich vor allem auslegte, wie wir alle Glieder sind an dem einen Leib des Herrn und einander Handreichung tun sollten in der Liebe. Die kühle Luft der Hochebene — etwa 800 m — erquiekte uns sehr, so daß ich auch gar keine Ermüdung spürte. Die Kollekte wurde als Dankopfer im Gottesdienst in großen, flachen Körben eingesammelt; jeder leerte ein kleines Beutelchen aus: es war Reis, das Geld der Adivasi, der Ureinwohner des Landes. Da heute ein besonderer Festtag war und am Nachmittag und Abend Bischof *Lilje* zu Besuch und zum gemeinsamen Essen erwartet wurde, war die Kollekte so reich, daß die beiden Männer die weiten Körbe nur mit Mühe tragen konnten. Sie wurden auf den Altar gestellt, und dann folgte das Dankgebet, wobei ich am Ende den Segen — diesmal in deutscher Sprache — gab.

Das Reisopfer wird, so berichtete mir der Pastor, an jedem Tag in der Woche bereits beiseite getan. Sobald die Hausfrau den Reis anrichtet, tut sie ein bis

zwei Hände voll beiseite für den Gottesdienst und die Gemeinde.

Nach dem Essen bei Dr. *Jungbans*, dem Leiter der landwirtschaftlichen Versuchs- und Entwicklungsfarm, bei dem ich auch wohnte, rüsteten wir uns auf den Empfang von Bischof *Lilje*, der vormittags in Rourkela vor der deutschen Gemeinde gepredigt hatte. Um 17 Uhr kam er endlich, nachdem wir 2 Stunden hatten warten müssen. An der Straße war das erste der drei Tore errichtet: dort stand die inzwischen noch viel größer gewordene Gemeinde. Etwa 2500 Menschen waren aus der ganzen Synode zusammengekommen. Von Trommeln begleitet hatten die Männer schon vorher getanzt und Lieder gesungen. Als die Gäste aus dem VW-Bus stiegen, wurde zuerst wieder das Wasser aus den schönen Messingkrügen über ihre Hände in Messingschalen gegossen. Dann kam wieder ein Mädchen und trocknete die Hände mit einem Tuch. Und nun die Girlanden: Dreimal wurden wir auf dem Wege bis zur Siedlung begrüßt, so daß wir kaum mehr den Kopf bewegen konnten. Die Begrüßungsansprache folgte. Ich gebe hier den Text, der mir morgens in der Kirche gewidmet worden war:

„Verehrter Mr. *Peters*,

*Yisusahai* (Jesus ist Hilfe)

Wir, die Bewohner von Khunitoli, sind mit großer Freude erfüllt, Sie unter uns zu sehen und zu haben. Wir sind voll Dankbarkeit gegen den allmächtigen Gott, unseren Vater, daß Er es gegeben hat, daß Sie unter uns sein und uns das Evangelium verkünden können. Wir danken Ihnen vielmals, daß Sie über Meere und Berge, Ströme und Wälder hierher gekommen sind, um uns, die wir im Dschangal leben, zu besuchen. Wir alle grüßen Sie: *Yisusahai!*

Vor mehr als hundert Jahren kamen Ihre Vorfäder in diesen Teil des Landes und verrichteten ihren Dienst, den Leuten nicht nur den Weg zum ewigen Leben zu zeigen, sondern sie auch zu zivilisieren. Jetzt sehen Sie in uns die Früchte ihrer Arbeit und ihres fruchtbaren Dienstes. Im Besonderen ist es Ihr Urgroßvater *Karl Plath* gewesen, der die Kirche von Koronjo, nicht weit von hier, erbaute.

Wenn Sie heute zu uns gekommen sind, so ist es uns, als ob die Mutter mit all ihrer Liebe zu ihrer Tochter gekommen ist. Zum Schluß bitten wir Sie, unsere Liebe und „*Yisusahai*“ Dr. *Lokies* und den Anderen zu übermitteln, die uns lieben und für uns beten.“

So sprach es Pastor *Soreng* in Hindi und anschließend in Englisch und übergab mir den Text. Entsprechend geschah es bei Bischof *Lilje*. Als dann die Dunkelheit hereingebrochen war, wurden wir alle zum Abendessen geladen. Die Gemeinden waren in ihre Häuser gezogen; nur eine Schar von etwa hundert Menschen saß auf dem Fußboden der Veranda, wo wir an Tischen Platz genommen hatten. Wieder kam die Zeremonie des Händewaschens. Frische Blätter, übereinandergefaltet zu einem großen Teller, lagen vor uns, und es wurde aufgetan: Reis, Fleisch, Soße und flache, gebackene Mehlfladen. Mit den Händen langte jeder zu, wobei die Fladen als kleine Löffel dienten. Das war ein fröhliches Abendessen, dem dann Lieder und Tänze folgten. Hierzu waren die ganz großen Trommeln hervorgeholt worden, deren Benutzung

die Missionare ursprünglich verboten hatten, weil sie mit ihrem dumpfen, mächtigen Schall eine solche Erregung hervorrufen, daß sie Ekstasen bewirken können. Zwei starke Männer banden sich die beiden größten Trommeln vor, (sie wogen etwa 80 Pfund und waren über 1 m hoch), schwangen sie herum und begannen, mit ihren flachen Holzschlegeln zu trommeln. Hinzu kam der Klang von kleineren, runden Trommeln, die mit der Handfläche oder mit Bambusbesen geschlagen werden. Etwa 2 Stunden lang löste ein Tanz den anderen ab, junge Mädchen, Kinder, junge Männer, eine Gruppe nach der anderen; wobei zwischendurch ein Chor sang, der auf der Veranda Platz genommen hatte, und sich beim Singen mit dem Oberkörper rhythmisch bewegte, als ob ein Wind darüber hingehöre. Durch die alten hohen Bäume der Missionsstation schien der milde Schein des zunehmenden Mondes, wie ein Schifflein lag er auf dem Rücken, und ein unübersehbarer Sternenhimmel schmückte das Firmament. Als der Abend mit Gebet und Segen schloß, begleitete uns der dumpfe Klang der Trommeln noch bis tief in die Nacht.

Am nächsten Tage besichtigten wir die Versuchsfarm, — davon muß ich später einmal berichten —, und machten uns auf den Weg nach Ranchi. (Bischof *Lilje* und Frau, Dr. *Hübner*, Herr *Tbiel* und ich). Im Ort Gumla wollten wir der großen Schule noch einen Besuch abstatten, doch nach 10 km war die Straße versperrt: Eine Außengemeinde hatte ein Tor errichtet, unter einigen Bäumen Tische aufgestellt, und wollte uns berichten, daß sie hier eine Schule bauen möchten. Fast eine Stunde — ach, wie wenig bedeutet in Indien die Zeit! — haben wir uns in der Hitze des Mittags hier aufgehalten. Die Begrüßung war wie immer ein feierlicher Vorgang. Nur wurden dieses Mal noch Geschenke überreicht: Frau *Lilje* bekam eine Sari, der Bischof einen Bogen mit 2 Pfeilen und ich einen Dhoti, in den sich die Männer bei hereinbrechender Abendkühle einhüllen. (Er hat mir abends im Bus, obgleich ich meinen Lutherrock an hatte, gute Dienste geleistet). Gesungen und getanzt haben sie auch noch, während wir Männer das Gelände besichtigten.

Um 16 Uhr erreichten wir Gumla, wo die Glocke geläutet wurde, der Unterricht in den großen Klassen aufhörte, und die große Kirche sich füllte mit über vierhundert jungen Menschen. Der Bischof sprach. Es war ein besonderes Erlebnis, diese klugen, aufmerksamen Gesichter dabei zu beobachten; könnte man das doch in Worte fassen! Ganz erfüllt von all der Anhänglichkeit und Liebe, die immer wieder zum Ausdruck kam, fuhren wir im Dunkel der indischen Nacht spät in Ranchi ein (wo es an diesem Abend aus unerklärlichen Gründen zu einer großen Schlägerei und einer Art Aufruhr kam).

Heute begann hier eine Theologenkonferenz für den nördlichen Teil des Landes mit 60 lutherischen Pfarrern; Prälat Dr. *Metzger* aus Stuttgart, Professor *Kishi* aus Japan und einige andere Referenten wirkten dabei mit. Morgens fand der feierliche Auftakt auf dem großen Kirchengrundstück unter Beteiligung der Schulen und der Gemeinde statt. Jeder von uns mußte ein Grußwort sagen, und ich habe von dem Taufkleid erzählt, das dem Urgroßvater auf seiner dritten Indienreise von indischen Christen geschenkt wurde. So rundete sich der Kreis des Geschehens in diesen Tagen.

# Schwester Ilse schreibt...

## I.

Amgaon, Oktober 1961

### Liebe Freunde in der Heimat!

Nun sind schon 6 Monate vergangen, seit ich wieder in Amgaon bin. Ich habe das Gefühl, nie weg gewesen zu sein. Oft werde ich in Briefen gefragt: „Wie hast Du Dich denn in die veränderte Situation gefunden? Habt Ihr denn genug Arbeit für so viele Menschen, wie Ihr jetzt seid? Früher warst Du ganz allein und jetzt sind dort: 1 Arzt und seine Frau, seine Tochter als medizinische Assistentin, 3 deutsche Krankenschwestern und jetzt sogar noch eine Kinder schwester. Da müßt Ihr doch ein schönes Leben führen und massenhaft Zeit haben zum Briefeschreiben!“ Ja, so habe ich auch erst gedacht. Aber der Witz ist, daß wir alle voll ausgelastet sind und abends todmüde ins Bett fallen. An Briefeschreiben und ähnliches ist leider gar nicht zu denken. Ich selbst versuche immer noch, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Vielleicht gelingt es Ihnen und mir, wenn wir gemeinsam durch einen unserer Tage gehen.

„Hrrää — Hrrää — Hrrää“ — Schlafrunken blinzele ich in die Gegend. Es ist doch noch so dunkel. Das kann doch nicht der Wecker gewesen sein? Er war es auch nicht, sondern eines unserer süßen Babies. Der dicke Kumar natürlich, der ewig hungrig! Beinah wäre ich aus dem Bett gesprungen, nach alter Gewohnheit, um ihm etwas zu trinken zu geben, als mir noch rechtzeitig einfällt, daß wir ja seit dem 1. September Schwester Elsi Vaas bei uns haben, die unsere Babies betreut. Da höre ich auch schon, wie sie die Milch anröhrt.

Ich darf noch eine ganze Stunde schlafen, bis um 5.30 Uhr der offizielle Wecker klingelt. — Schnell aus dem Bett! Drei bis vier Schüsseln herrlich kaltes Wasser übergekippt, ganz nach Dr. Kneipps Rezept! Das macht frisch und bereit zu neuen Taten. Frühstück mit Kaffee Marke „Herzschlag“, und da ruft

Die Arbeit  
in Amgaon  
geht weiter  
v. l. n. r.:  
Dr. Gründler,  
Frau Gründler,  
Schwester  
Ilse Martin



v. l. n. r.:  
Besuch aus  
Deutschland  
(Dr. Röllinghof  
vom missionsärzt-  
lichen Institut  
in Tübingen),  
Dr. Gründler,  
Schwester Ursula  
von Lingen,  
der kleine Peter  
und Frau Gründler

auch schon der Gong zur Morgenandacht im Hospital. Sie wird reihum von jedem Mitarbeiter gehalten, der Oriya lesen kann.

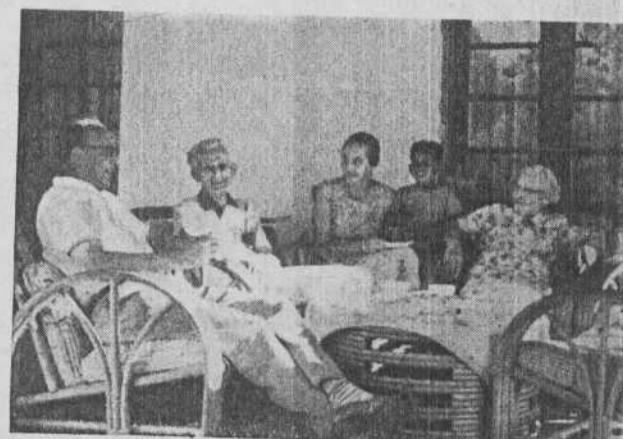
Eine ganze Anzahl Menschen drängen sich schon vor dem Fenster, wo die Behandlungsscheine ausgeben werden, aber sie hören doch erst geduldig unseres Singen, Lesen und Beten zu. Da hören sie auch, daß wir Gott um Segen bitten für unseren Dienst, und daß wir seine Hilfe für unsere Kranken erflehen.

Gleich nach der Andacht gehen Dr. Gründler und Schwester Ursula ins Hospital zu den Inpatienten. So nennen wir diejenigen, die mindestens drei bis vier Tage bei uns bleiben. Das sind meistens etwa 20—30 Kranke. Die gründliche Visite nimmt allerhand Zeit in Anspruch. Die Kranken sind aber sehr dankbar, wenn man sich eingehend mit ihnen beschäftigt.

Ich beginne gleich mit meiner Arbeit in der Poliklinik. Da kommen die Leute aus der näheren Umgebung (aus einem Umkreis von 20—30 km), die möglichst an demselben Tag wieder nach Hause gehen wollen. Unter ihnen sind aber oft solche Schwerkranken, daß ich sie nicht einfach wieder fortgehen lassen kann. Sie werden dann später Herrn Doktor vorgestellt, und wenn sie sich selbst elend genug fühlen, bleiben sie meistens auch einige Tage da.

Von meinem Fenster aus sehe ich einen Ochsenkarren kommen. „Woher kommt Ihr?“ frage ich. „Aus Tainsor. Wir sind schon sieben Tage unterwegs. Der starke Regen hat uns aufgehalten, wir kamen nicht über die Flüsse.“ Der Kranke ist ein Mann von etwa 40 Jahren mit einer schweren Wassersucht. Er hat schon drei Monate zu Hause gelegen, hat alle möglichen Mittel und Zauber versucht und kommt nun mit neuer Hoffnung zu uns. „Macht mich wieder gesund!“ ist seine einzige Bitte.

Eine junge Frau sitzt vor mir: „Ich fühle mich so elend und schwach. Ich habe keine Kraft mehr zum Arbeiten und keine Milch mehr für mein Kind; ich habe so abgenommen“, klagt sie. Kein Wunder, sie ist sehr blutarm, hat nur noch 30 % Hämoglobin. Ihr 6 Monate altes Baby ist so abgemagert, daß die Haut in Falten am Körper hängt. Auch sie bleibt bei uns, wenigstens für einige Tage.



Schwester *Ursula* ist gerade dabei, den Inpatienten die Medizin zu geben, als ein Mann mit einem Fahrrad auftaucht. „Ach“, sagt sie, „hoffentlich nicht schon wieder eine Entbindung!“ In der vergangenen Woche war sie nämlich jeden Tag unterwegs. Ihre Ahnung bestätigt sich. Glücklicherweise ist es nicht so weit. Aber die Nachricht, daß das Kind quer läge und eine Hand sichtbar sei, ist doch sehr beunruhigend. *Bina* verteilt den Rest der verordneten Medikamente, und Schwester *Ursula* fährt sofort los. Nach 3 Stunden kommt sie wieder und bringt die Frau mit. Natürlich nicht schön verpackt in einem Krankenwagen, sondern auf einem indischen Strickbett liegend, getragen von ihrem Mann und ihrem Bruder. Hinter dem Bett kommen im Gänsemarsch: die Schwester der Frau, ihr Kind auf der Hüfte, und die drei Kinder der Kranken. Der älteste Junge trägt Reis und Gemüse, in ein Tuch eingewickelt, auf dem Kopf, der zweite Junge trägt das Holz zum Feuermachen, und das kleine Mädchen trägt den Kochtopf. Ernst, mit angstvoll forschenden Augen, sehen sie uns an: ob die unsere Mutter wieder gesund machen können?

Doch ich bin der Zeit vorausgeilett. 72 Patienten sind es allein in der Poliklinik am Vormittag. Der Letzte bekommt seine Medikament um 1 Uhr. Nun können auch wir zum Essen gehen.

Immer wieder sind wir dankbar, wenigstens eine ausgebildete Kraft zu haben, unseren Krankenpfleger *Luther Minz*. Er führt die Arbeit reibungslos weiter, wenn Schwester *Ursula* schnell über Land muß. (Schwester *Maria Schatz* ist ja zur Zeit noch auf der Sprachschule.) Auch unsere *Bina* ist ja so umsichtig und so gut eingearbeitet, daß wir ihr vieles anvertrauen können. Die beiden sind uns ein richtiges Geschenk. Doch müßten wir im Hospital noch unbedingt 2 Helferinnen haben, um wenigstens jedem Mitarbeiter einmal in der Woche einen freien Nachmittag geben zu können. Bis jetzt schaffen wir es gerade, ihnen an jedem zweiten Sonntag Nachmittag etwas Freizeit zu geben. Nachmittags um 3 Uhr geht die Arbeit weiter, in derselben Weise wie morgens. Inzwischen sind wieder neue Patienten angekommen, die meistens über Nacht bleiben. Andere wollen noch nach Hause gehen und ihr Medikament mitnehmen. Immer wieder muß zwischendurch nach der Frau gesehen werden, die zur Entbindung gekommen ist.

Ich kann gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich nicht mehr allein die große Verantwortung trage, wie früher. Jetzt weiß ich, Herr Doktor ist da, der die richtige Behandlung der Schwerkranken vorschreibt. Kein Tasten mehr im Dunklen, keine Angst mehr, die falschen Mittel zu geben. Schwester *Ursula* ist da, die den Inpatienten die Medizin zur rechten Zeit gibt und darauf sieht, daß alle Verordnungen richtig ausgeführt werden. Sie ist es auch, die gern und unermüdlich zu den Entbindungen in die Dörfer fährt, obwohl jetzt in der Regenzeit die Wege so schlecht sind. Frau *Gründler* ist da, die ihre Kunst als Operationschwester bei den so oft vorkommenden kleineren Operationen zur Verfügung stellt. Zu den kleineren Operationen rechnen wir das Zusammenflicken eines vom Bären angefallenen Mannes, das nahezu 2 Stunden dauert; die „Reparatur“ eines Fußes, in den ein scharfkantiger Baumstamm so eingedrungen ist, daß ein Stück des Knochens oben herauskommt; und ähn-

liches mehr. Fräulein *Gründler* ist da, die uns, neben der reichhaltigen Laborarbeit, die 1000 kleinen Dinge abnimmt. Dazu gehören: das Beaufsichtigen der Arbeiter, das Fahren und die Pflege unseres Ambulanzwagens, die Buchführung, das Schreiben der Bestellungen für Medikamente und Baumaterialien. Schwester *Elsie* ist da, die sich anbot, unsere Kinder eine Zeitlang zu betreuen. Was es heißt, während der Arbeit zu wissen, daß die Kinder in guten Händen sind, und nachts nicht immer 3—4 mal aufzustehen zu müssen, um die Babies zu füttern, das können Sie sich wohl vorstellen.

Gegen 19.30 Uhr sind wir auch mit den 50 Patienten fertig, die am Nachmittag noch kamen. Nun folgt das Abendbrot und eine kurze Zeit der Besinnung.

— Nachts, um 10 Uhr, zieht eine von uns mit der Stallaterne, in Begleitung unseres Hundes *Fiffi*, noch einmal zum Hospital, um den Kranken Gute Nacht zu sagen. Hier und da hat noch jemand Schmerzen, ein anderer kann nicht einschlafen, ein Kind hat wieder hohes Fieber bekommen und braucht noch etwas Medizin, und ähnliches. Jeder Kranke hat einen oder mehrere Angehörige bei sich, die neben dem Bett auf dem Boden schlafen und uns nachts rufen, wenn das Befinden des Kranken sich verschlechtert. Nicht nur in den Zimmern, auch auf den Veranden liegen die Menschen dicht nebeneinander. Diejenigen, die nur über Nacht bleiben, schlafen am liebsten auf der Veranda. Die Ochsen stehen angebunden an die zweirädrigen Karren unter einem großen Baum. Allmählich kommt alles zur Ruhe. In dieser Nacht allerdings muß ich noch zweimal aufstehen, um nach der Frau zu sehen, die Schwester *Ursula* mitgebracht hat. Ja, so verläuft ein Tag heute, und wie war es früher?

Um 5 Uhr stand ich auf, um 6 Uhr begann die Arbeit im Hospital mit der Visite bei den Inpatienten. Die Medizin teilt ich möglichst gleich für den ganzen Tag aus. Dann behandelte ich die Patienten in der Poliklinik. Wenn ich zur Entbindung in ein Dorf gerufen wurde, versuchte ich immer, die Patienten vorher noch abzufertigen. Dann fuhr ich mit dem Rad in der Mittagshitze los und kam, wenn es gut ging, gegen 5—6 Uhr abends zurück und hatte gerade noch Zeit, die neuangekommenen Patienten zu behandeln, was manchmal bis 9 Uhr abends dauerte. Tagsüber sah mein indisches Mädchen nach den Kindern, und nachts hatte ich sie alle bei mir im Schlafzimmer, um sie betreuen zu können. Und das ging so tagaus — tagin. Es klingt unmöglich. Ja, rückblickend kann ich sagen, es war nur möglich, weil Gott über alles Bitten hinaus geholfen hat. Denn wie hätte ich aus eigener Kraft allein schaffen können, wozu heute so viele Hände nötig sind. Wunder über Wunder! Wenn wir recht hinsehen, müssen wir einstimmen in das Wort:

„Gott, der da groß ist, gibt am liebsten große Gaben. Ach, daß wir Armen nur so kleine Herzen haben.“

Gott möge unsere Herzen weit machen, daß wir die ganze Fülle seiner Gaben aufnehmen können und daraus weitergeben wie ein überfließender Brunnen.



Schwester  
Ursula  
im Außendienst  
auf Indiens  
einsamen  
Straßen

Ein Fluß ist  
kein Hindernis

Das Wasser  
geht bis an die  
Hüften

Am anderen  
Ufer warten  
schon die  
Patienten



## II.

Februar 1962

### Liebe Freunde!

In diesen Tagen ist es wieder einmal hochinteressant, die Zeitungen zu lesen. Wir bekommen sie ja immer erst ein paar Tage nach ihrem Erscheinen, aber das erhöht nur den Reiz der Neuigkeiten. Zu wissen, daß das sogenannte „Neuste“ ja auch schon überholt ist, gibt einem die Freiheit darüberzustehen, und man braucht sich gar nicht mehr so aufzuregen. Witzig finde ich immer, wenn ich in der Zeitung bestätigt finde, was ich im Hospital von den Patienten an Neuigkeiten erfahre. Zum Beispiel fiel mir auf, daß wir in der Poliklinik an einem Tag im Januar so wenig Patienten hatten. „Ach“, lachte unser Krankenpfleger *Luther*, „das liegt daran, daß die Hindu-Astrologen vorausgesagt haben, in diesen Tagen, wahrscheinlich heute, werde eine große Flut oder ein Erdbeben kommen. Deshalb geht keiner von zu Hause weg. Außerdem sagte mir einer aus dem Dorf — wenn sowieso die Welt untergeht, wäre es ja Unsinn, noch Geld für Medizin auszugeben. — Gar nicht so dumm, nicht wahr? Einige Tage danach las ich tatsächlich in der Zeitung, daß seit dem 21. Dezember etwa 700 Sadhus (Heilige), am Ufer des Flusses Jamuna gesessen hätten, um unablässig aus den heiligen Schriften des Hinduismus zu lesen. Dazu wurden Tiere geopfert, um die Götter zu versöhnen und die Welt vor dem großen Unglück zu schützen, das im kommenden Monat über sie hereinbrechen würde. Das Zusammentreffen von 8 Planeten zwischen dem 3. und 5. Februar soll dafür die Ursache sein. Während der 14 Tage scheinen diese Sadhus nicht schlecht gelebt zu haben, denn der ganze Spaß hat etwa 300 000 Rupien gekostet.“

Ein Leserbrief in der Zeitung vom 19. Januar hat mich dann sehr gefreut. Da schreibt ein Hindu zu obigem Thema folgendes: In Bengal und anderen Teilen Indiens werden von den Sadhus besondere „Gebetsveranstaltungen“ gehalten, um den bevorstehenden Weltuntergang aufzuhalten. Es scheint so, als ob diese Menschen ihren Gott nur in gefährlichen Zeiten anrufen. — Natürlich, Menschen wollen leben, sie haben Angst vor dem Tod. — Aber es kann doch keinen Sinn haben, wenn man erst kurz vor dem Ende betet. Wäre es nicht viel besser, das viele Geld, das dort hinausgeworfen wird, zu guten Werken zu benutzen? Man könnte dafür viele Hungernde speisen und Frierende kleiden. Den Armen und Elenden zu helfen, ist doch mindestens ebenso gut, wenn nicht noch besser, als nur lange Gebete herzusagen und Tiere zu opfern. Vor einigen Tagen sollte ein Erdbeben stattfinden, hatten einige Priester gesagt. Es ist nichts geschehen. Und ebenso wird es nach dem 3. Februar sein. Aber selbst, wenn nichts geschieht, kommen unsere Priester nicht in Verlegenheit. Sie werden weiter ihre Tempeltrompeten blasen und sagen, daß die Götter ihre Gebete erhört haben.“

Hierzu paßt gut, was Nehru in einer Rede sagte, nämlich: „Ich kann nicht verstehen, wie die großen Planeten so an den kleinen Menschen der Erde, die ja im Weltall gar nichts sind, interessiert sein sollen. Diejenigen, die glauben, die vorgeschriebenen Gebete vollziehen zu müssen, sollen es ruhig tun. Wie kann ich Menschen zu Verstand bringen, die gar keinen haben.“

Im Gegensatz dazu hat der König von Nepal seine Untertanen aufgerufen zu beten, daß das Unglück abgewendet werden möge, und mutig in die Zukunft zu sehen, was immer sie auch bringen möge. Alles Geschehen sollten sie hinnehmen als den Willen ihres Gottes. In derselben Rede sagte er allerdings auch, daß jeder, der sich gegen ihn und die Nepalesische Regierung wende, in Stücke geschlagen werden solle!

Inzwischen hat nun auch noch der junge Maharaja von Sikkim, der sich mit einer Amerikanerin verlobt hat, bekannt gegeben, daß die Hochzeit in diesem Jahr noch nicht stattfinden könne, weil 1962 ein „schwarzes Jahr“ sei.

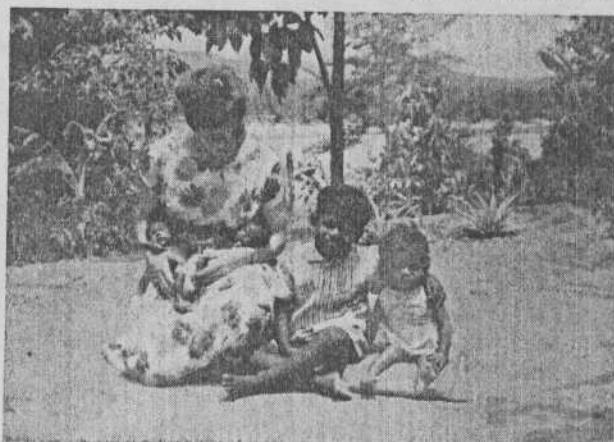
Soweit die neuesten indischen Nachrichten. Geben sie nicht einen schönen, bewegten Rahmen zu unserer Arbeit hier im Dschangel? Wir leben hier immer noch nach Luthers Devise: „Und wenn morgen die Welt unterginge, so wollen wir heute noch unser Apfelbäumchen pflanzen.“ Das habe ich übrigens im wahrsten Sinne des Wortes getan. Ich habe Apfelkerne gedeckt, und davon sind drei aufgegangen. Jetzt wache ich mit Eifer und Sorgfalt über diesen kleinen Pflänzchen und hoffe, einstmals Äpfel von ihnen ernten zu können!

Heute morgen, als ich die Tür unserer Poliklinik öffnete, um die ersten Patienten einzulassen, dachte ich daran, wie oft mich Besucher aus Rourkela bitten: „Dürfen wir ein bißchen bei Ihnen sitzen und zuhören, wie Sie die Patienten behandeln?“ Vielleicht möchten auch Sie gern eine Weile hier sitzen und zuhören? Sie sind herzlich dazu eingeladen. Lassen Sie nur das ganze Geschehen wie einen Film auf sich wirken.

Schon beim Öffnen der Tür erkenne ich einige alte Bekannte, die mir zutraulich lächelnd entgegenkommen. Die Neuen stehen etwas unsicher abseits und schauen mich mit forschenden Augen an. Einige drängen sich vor: „Bitte, geben Sie mir zuerst, ich habe einen weiten Heimweg.“ „Wer hat Nr. 1?“ frage ich. „Ich“, antwortet ein alter Mann, der schon seit einigen Tagen in Behandlung ist und nun nach Hause gehen will. Er muß noch eine Injektion bekommen und Medikamente für einige Tage mitnehmen. Bis zu Nr. 5 sind alles alte Patienten, die nun froh sind, gebessert nach Hause gehen zu können. Dann kommt eine junge Frau, die es an Schönheit mit jedem Filmstar aufnehmen könnte, mit ihrem ersten Baby an. Bekümmert zeigt sie mir den eitrigen Ausschlag, den das kleine Kind am ganzen Körper hat. „Bitte, gib ihm doch eine Injektion, damit es ganz schnell gesund wird. Es kann nachts vor Juckreiz nicht schlafen.“ Ich schreibe das Rezept aus und schicke sie ins Nebenzimmer, wo Schwester *Bina* und Krankenpfleger *Luther* ihr die Salbe und Tabletten geben werden. Als ich wieder aufblicke, steht eine ganze Gruppe Menschen auf einmal vor meinem Tisch. „Zeigt mir mal Eure Nummern“, sage ich etwas mißtrauisch, „habt Ihr denn alle Nr. 7?“ — „Sehen Sie bitte selbst nach, wir können ja nicht lesen.“ Ich finde Nr. 20-25-27-8, aber Nr. 7 ist nicht zu finden. *Mathis*, der die Krankenzettel schreibt und die Nummern ausgibt, muß ihn erst suchen. Inzwischen schiebe ich die hohen Nummern mit sanfter Gewalt wieder auf die Veranda hinaus, nur Nr. 8 darf dableiben und freut sich, daß er gleich dran kommt. „Was fehlt Dir denn?“ — „Mir fehlt gar nichts“, antwortet er mit einem kleinen Lächeln, „ich will nur Medizin holen für jemand in un-



Das kostbare Medikament



Im Garten des Hospitals  
Schwester Marla Schatz mit Hospitalkindern



Schwester Elsie Vaas, die sich vorübergehend in Amgaon aufhielt, war eine große Hilfe

Vier Mann auf Entdeckungsfahrt: Die Welt ist voller Wunder



serem Haus.“ — „Du meinst wohl Deine Frau?“ frage ich. „Ja“, sagt er, „sie hat schon seit 3 Tagen Fieber und fühlt sich zu schwach, selbst zu kommen.“ — „Na gut, ich gebe Dir ein Medikament mit, aber, wenn es ihr danach nicht besser geht, müßt Ihr sie herbringen.“

Inzwischen ist Nr. 7 eingetroffen. Der Vater entschuldigt sich: „Das Kind weinte so, als es Dich sah, deswegen bin ich ein wenig mit ihm herumgegangen.“ Auch jetzt brüllt es wieder wie am Spieß, und der Vater hat alle Mühe, es festzuhalten und mir zu erklären, was ihm fehlt. Der Beschreibung nach hat es offensichtlich Malaria. Die vergrößerte Milz, die ich fühlen kann, bestätigt die Diagnose. Aber es hat auch noch eitlige Ohren, und ich habe die undankbare Aufgabe, diesem schreienden Zappelpeter mit Watte die Ohren sauberzumachen.

Der Nächste hat seit 14 Tagen Husten und Fieber. Beim Abhören rasselt es gewaltig in seinem Brustkasten, und ich schicke den guten Mann gleich zum Herrn Doktor. Ausschlag, Husten, Malaria, Zahnschmerzen, entzündete Augen, so geht es im bunten Wechsel weiter, bis ich an die zwanziger Nummern komme. Da merke ich, daß etwa 10 Leute aus dem gleichen Dorf gekommen sind. „Ja“, sagen sie, „von uns sind im vorigen Monat 2 Leute hier gewesen, die sind gesund geworden. Deshalb haben wir uns auch aufgemacht und sind zu Euch gekommen. Macht uns nur alle schnell gesund!“ Mit dem „Schnell-gesund-machen“ ist das so eine Sache. Obwohl Herr Doktor immer behauptet, ich wäre auch in dieser Beziehung

Unsere vier Amgaon-Schwestern v.l.n.r.: Schwester Ilse Martin, Schwester Marlies Gründler, Schwester Maria Schatz (kniend), Schwester Ursula v. Lingen. Sie haben alle Hände voll zu tun!



schon ganz indisch geworden, daß ich nämlich empört wäre — genau wie die Leute hier — wenn wir eine Tuberkulose nach 3 Wochen noch nicht ausgeheilt hätten, so muß ich doch sagen, daß 6 von diesen 10 Leuten mindestens 4 Wochen im Krankenhaus bleiben müßten, um einmal richtig auskuriert zu werden. Aber ich predige tauben Ohren. Die anderen sind ja auch so schnell gesund geworden. Meine ganze Überredungskunst nützt nichts. Ich soll in 3 Tagen fertig bringen, was sonst 3 Wochen dauert. „Sie sind doch wie Gott, wenn Sie es wollen, können Sie es auch!“ Solche Aussprüche bringen mich immer zur Verzweiflung, und ich setze zu einer neuen Rede an, diesmal mit theologischer Begründung: „Ein Mensch kann doch nicht Gott sein!“ Aber auch das verfängt nicht. „Wer uns hilft, ist unser Gott.“ Wer denkt da nicht an Joh. 6, 15, wo das Volk Jesus zum König machen will, weil er ihm Brot gegeben hat. — Ich ergebe mich in mein Schicksal und schreibe jedem das Medikament auf, von dem ich hoffe, daß es ihm einige Zeit hilft. Aber dieses Zwischenspiel ist nur der Anfang. Jetzt kommt eine Frau, die mir schon immer ein bißchen auf die Nerven gegangen ist, weil sie sich so überschwenglich gebärdet. Auch heute verneigt sie sich tief vor mir und überreicht mir ein Blattschüsselchen mit ein paar Blüten, einem Anna-Stück und etwas Saffranpulver. Verständnislos blicke ich sie an, bis mir einfällt, daß ich ja solche „Opfergaben“ schon einmal in einem Tempel gesehen habe. „Und was soll ich damit?“ frage ich entgeistert. „Ach, Ma“, sagt die Patientin, „Du weißt doch, daß ich schon öfter bei Dir war, weil ich gern ein Kind haben möchte. Neulich habe ich geträumt, und zwar erschien mir Krishna und sagte, ich solle noch einmal nach Amgaon gehen und mir Medizin holen, dann würde ich ein Kind bekommen. Damit mein Traum auch in Erfüllung geht, habe ich Dir diese geweihten Gaben gebracht.“ — Was soll ich bloß tun? Hier müßte ich eine lange, erklärende Rede halten, aber draußen stauen sich ungeduldig die Patienten. Glücklicherweise bleibt die Frau bis morgen hier. Da kann ich später noch einmal versuchen, mit ihr zu sprechen und ihr zu erklären, daß sie uns nicht einfach in ihre Götterwelt miteinordnen kann.

Nun kommt die gute alte Maori. Schon am 18. Januar 1955, als ich hier mit der Arbeit begann, kam sie mich besuchen, und seitdem begleitet sie mit Regelmäßigkeit ihre Söhne, Töchter, Schwiegertöchter und Enkelkinder bei jedem Gang ins Hospital. Ihr Gesicht ist von hundert Runzeln durchfurcht. Sie ist klein und zierlich und kann so bekümmert dreinschauen, daß jede Schauspielerin sie um ihre Mimik beneiden würde.

Jedesmal, wenn sie kommt, erzählt sie allen Herumstehenden, wie oft sie schon bei uns war und wie oft ihre Angehörigen durch unsere Medizin gesund geworden sind. Heute bringt sie ein Enkelkind, das sich beim Hinfallen die Zunge durchgebissen hat. Herr Doktor nimmt sich gleich dieser Sache an.

Nun ist die Leprakranke an der Reihe, die ich schon eine ganze Weile von meinem Fenster aus beobachtet habe. Sie weiß, welche Krankheit sie hat, und hält sich schon ganz von allein abseits. Sie nennt mir aber den Namen ihrer Krankheit nicht. Es ist wie ein geheimes Einverständnis zwischen uns. Sie sagt nur: „Ich habe schon so lange an den Händen und Füßen diese Wunden, die nicht heilen wollen. Meine Gli-

der sind wie abgestorben, ich fühle nichts mehr.“ „Du mußt Geduld haben“, antworte ich „und eine lange Zeit Medizin einnehmen. Jetzt mußt Du mindestens 4 Wochen hier bleiben, bis die Wunden verheilt sind.“ — „Ach, geht es nicht in 14 Tagen zu machen?“ Sie denkt, auch bei der Dauer einer Krankheit kann man etwas herunterhandeln.

Nun kommt noch ein alter Bekannter. Er ist klein und unersetzt und sieht wie ein Waldschratt aus, wenn er an seiner langen Bambusstange langsam, mit zögernden Schritten, über den Hof geht. „Na, mein Guter, wie lange bleiben Sie denn diesmal hier?“ — „Bis ich gesund bin“, antwortet er mit Überzeugung. „Tatsächlich? Einen ganzen Monat lang?“ frage ich. Da lächelt er verschmitzt in seinen Bart: „Nein, nicht drei — vier Wochen, sondern drei — vier Tage.“ Bei ihm gebe ich mir schon gar keine Mühe mehr, ihn zu längerem Bleiben zu überreden, weil er doch

nach Hause gehen wird, wenn es ihm paßt.

Ja, so geht es den ganzen Tag. Die schweren Fälle übernimmt gleich Herr Doktor zur gründlichen Untersuchung, sie bleiben ja dann auch längere Zeit bei uns. Vieles, was hier im Laufe eines Tages geschieht, würde Euch noch merkwürdig vorkommen, aber ich lebe schon so in der Gedankenwelt dieser Leute, daß ich gar nicht mehr recht weiß, was Ihr Besonderes wissen wollt. Fragt nur, sonst kommt es mir vor, als ob ich immer wieder dasselbe erzähle.

Diesen Winter war es reichlich kalt nach indischen Begriffen, aber jetzt kann ich mich mittags schon wieder in die Sonne setzen und braun braten lassen, damit ich wieder etwas indisch aussehe. Ob bei Ihnen noch Schnee liegt, oder die ersten Schneeglöckchen schon läuten? Schreiben Sie mir nur bald einmal wieder. Ich freue mich immer so sehr, von Ihnen zu hören.

Ihre Ilse Martin

## Ein Mullah (mohammedanischer Geistlicher) wird Pastor

Weihnachten war schön und sehr still. Es gab keine Besucher diesmal. — O doch, wir hatten Besuch. Unser zukünftiger Katechet *Rachman* vom Theologischen College in Ranchi war gekommen, um sein neues Arbeitsfeld und seine Mitarbeiter kennen zu lernen. Er ist ein stiller, sympathischer junger Mann, von dem wir alle einen guten Eindruck hatten. Oriya kann er leider noch nicht. Seine Muttersprache ist Bengali, und auch er muß, wie alle anderen, die zu uns kommen, erst die Sprache lernen.

An einem Abend saßen wir im Hof vor den Angestelltenwohnungen ums Feuer, und *Rachman* erzählte von seinem Leben: „Mein Heimatort liegt in Bengalen. Dort ist mein Vater ein Mullah (ein mohammedanischer Priester). Er wünschte, daß auch ich ein Priester Allahs werden sollte, und so mußte ich schon als Kind Arabisch und Urdu lernen. Später wurde ich auf eine Schule nach Ost-Pakistan geschickt, wo ich im Koran ausgebildet wurde. Sechs Jahre dauerte die Ausbildung, und ich war ein eifriger Schüler. Ich glaubte, irgendwo in diesen Schriften meinen Seelenfrieden zu finden. Aber nach 6 Jahren war ich nicht weitergekommen. Nach der Ausbildung wurde ich nun Priester, und ich suchte weiter in Mohammeds Lehre. Der Koran gab mir keine Ruhe; im Gegenteil, vieles war da, was ich nicht bejahen konnte. Aber unter anderem fand ich darin auch den Namen Jesu, des großen Lehrers der Christenheit, erwähnt und viel Gutes über seine Lehre. Ob dieser Jesus eine Antwort auf meine Fragen wußte? Ich beschaffte mir eine Bibel und begann, sie zu lesen, und ich kam nicht mehr davon los. Manches war unerhört und manches konnte ich auch nicht richtig verstehen. Deshalb suchte ich einen Christen auf, der in meiner Nähe wohnte. Er erklärte mir vieles und half mir in meinen Fragen. Es blieb nicht bei dem ersten Besuch. Nach einiger Zeit wurde mir klar, daß ich Christ werden mußte. Jesus, der für meine Sünden gestorben war, hatte mir Frieden geschenkt. Wie konnte ich weiter ein Jünger Mohammeds bleiben? Ich bat um Taufunterricht und empfing die Taufe. Bis dahin hatten meine Eltern

mein Interesse für die Bibel und meine Freundschaft mit dem Christen für einen verrückten Einfall oder eine Laune gehalten. Plötzlich merkten sie, daß es mir bitter ernst war, und vor allem mein Vater war darüber sehr erzürnt. Zuerst versuchte er, mir gut zuzureden, aber als es nicht half, versuchte er es mit Gewalt. Meine Angehörigen erzählten allen Leuten, ich sei übergeschnappt, und sie verspotteten mich wie einen Narren. Alle Leiden kann ich hier nicht erzählen, aber zuletzt sperrte mich mein Vater in einen kleinen, dunklen Raum und verschloß die Tür. Sieben Tage blieb ich dort, ohne einen Bissen zu essen. Aber weil meine Mutter es nicht ertragen konnte und meinen Vater fortwährend anslehte, gab er ihr schließlich den Schlüssel, und sie brachte mir zu essen. Wenn ich hier langsam zu Grunde ginge, was konnte es meinem Herren nützen, den noch so viele Menschen nicht kannten? Es wurde mir klar, daß ich gehen mußte, fort von meiner Familie und meinen Freunden. Durch den Christen, der mir früher geholfen hatte, kam ich zu den „Siebenten-Tage-Adventisten“. Sie nahmen mich auf und schickten mich gleich in die Umgegend zu predigen. Als Hilfe hatte ich nur meine Bibel. Das ging so kurze Zeit. Dann wurde ich zu einem Treffen der Adventisten in eine Stadt eingeladen, in der auch andere Christen lebten. Dort sah ich, wie die Leute, für die ich arbeitete, zu den Christen gingen und sie überreden wollten, Adventisten zu werden. Das gefiel mir gar nicht, und ich sagte das auch. Auf einmal war ich ein Störenfried. Aber noch mehr: ich begann zu fragen, ob denn mein Herr Jesus so unwichtig sei, daß man nur das alte Testament gelten lasse. Und die Leute waren doch Christen — oder nicht? Zum ersten Male erfuhr ich etwas von der traurigen Uneinheit der Menschen, die sich Christen nennen. Ich wurde aus dem Predigerdienst entlassen und weggeschickt. Wohin sollte ich gehen? Ich ging wieder nach Hause. Meine Mutter war sehr glücklich, mich zu sehen; aber mein Vater zeigte sich nie. Die Situation zu Hause war unmöglich geworden, und meine Mutter

litt sehr darunter. Da nahm ich endgültig Abschied von daheim. Ich wollte nicht wieder zurückkommen. So zog ich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und erzählte den Menschen, die ich fand, von meiner herrlichen Entdeckung: Jesus. Ich kam in die Provinzen Orissa und Bihar, ich zog von Cuttack nach Süden, in Rourkela war ich auch.“

Hier wurde *Rachman* unterbrochen. Einer von uns fragte: „Wovon haben Sie denn gelebt, was haben Sie gegessen? —“

*Rachman*: „Gott hat mir immer gegeben, was ich brauchte. — Auf meiner Wanderung kam ich auch wieder an einen Ort, wo Christen wohnten. Einer von ihnen sagte, sie gehörten zur Goßner-Kirche. Er meinte auch, es wäre gut, daß ich predige, aber ich könnte noch viel lernen, wenn ich auf ein College ginge. So kam ich nach Ranchi zu Pastor *Joel Lakra* und

Pastor *Kloss* und durch sie ins College, wo ich mich jetzt auf mein Examen vorbereite. Ich freue mich sehr, daß ich nach Amgaon kommen und wieder zu den Menschen von meinem Herrn Jesus sprechen darf. Ich kann es ja nicht lassen. Ich muß es doch tun.“

Das Feuer war schon ganz niedergebrannt, als *Rachman* geendet hatte. Wir sagten ihm, wie froh wir auch unsererseits wären, wenn er bald zu uns käme und es unseren Leuten hier sagen könnte, daß auch wir um dieses Herren und seiner Liebe willen zu ihnen in den Dschangal gekommen sind, und daß auch wir von seiner Vergebung leben.

Was mich persönlich an *Rachmans* Geschichte am meisten beeindruckt hat, war, daß ihn niemand eigentlich bekehrt hat, sondern daß er ganz allein anfing, die Bibel zu lesen, und daß die Kraft des Wortes Gottes seinen Hunger gestillt hat.

*Maria Schatz*

## Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

### I. INDIEN

#### Lutherische Pastorenkonferenz in Ranchi

Für den Bund evangelisch-lutherischer Kirchen in Indien hatte der Lutherische Weltbund auf November 1961 drei Pastorenkonferenzen ausgeschrieben. Die erste fand in Madras statt für das tamulische Sprachgebiet; die zweite in Rajamundri für die Pastoren aus dem Andhra- und Jeyporegebiet. Zu der dritten aber sammelten sich vom 14. bis 16. November in Ranchi die Pfarrer aus der Goßner-Kirche, aus Madja Pradesh und aus der Santalmission. Von ihnen oft genug weit entfernten und teilweise ganz entlegenen Gemeinden hatten sie sich aufgemacht, um die so seltene Gelegenheit theologischer Anregung und brüderlichen Austausches wahrzunehmen. So primitiv die Unterkünfte naturgemäß waren, sie sahen sich aufgenommen in die herzenswarme Gastlichkeit der Goßnerischen Missionszentrale, und es war eine Freude, ihrem geselligen Abend beizuhören, wo sie sich vorstellten und sich ihre heimischen Lieder vorspielten und vorsangten. Dadurch, daß der Beginn der Konferenz zusammenfiel mit der festlichen Begrüßung von Landesbischof Dr. *Lilje* und seinem Gefolge, erhielten die Tage einen besonderen Glanz; der hohe Gast richtete auch eine abendliche Ansprache an die Gemeindemitglieder, Mitarbeiter und Tagungsgäste.

Die Konferenz, die mit Vorträgen und Aussprachen in der Christuskirche stattfand, stand unter der Leitung von Rev. *J. Lakra*, der auch den Eröffnungsgottesdienst hielt. Das dichtgefüllte Programm sah Vorträge von 3 Delegierten vor, die auf dem Weg nach Neu Delhi waren: einem Inder, einem Japaner und einem Deutschen. Prälat D. *Wolfgang Metzger* vom Evang. Oberkirchenrat in Stuttgart eröffnete mit dem grundsätzlichen Referat über „Die Heilige Schrift und die lutherischen Glaubensbekenntnisse“. Er legte allen Nachdruck auf die Tatsache, daß in der Mitte unseres Verkündigens und Bekennens nicht ein Buch stehe, sondern die lebendige Person des Gekreuzigten und

Erhöhten, daß die Schrift als das normative Zeugnis von Ihm zu verstehen sei, und daß das Bekenntnis und dann auch die formulierten Bekenntnisse wiederum Ihn zum Mittelpunkt haben, ohne den wir verloren sind und dem wir alle Rettung verdanken. Über eine gesetzliche Buchreligion und ebenso über die konfessionelle Tradition werden wir dadurch hinausgeführt.

Professor Dr. *Chitose Kisbi* vom Lutherischen theologischen Seminar in Tokio gliederte seinen ersten Vortrag über „Die Prinzipien der Reformation in jungen Kirchen“ nach den bekannten Losungsworten „Christus allein“, „die Schrift allein“, „der Glaube allein“: auch in unserem Atomzeitalter, auch in Asien ist dies der einzige Weg, um mit Luther einen gnädigen Gott zu kriegen. — Professor Lic. *Jacob Kumaresan*, Dozent am Gurukul-Seminar in Madras, zeigte in seinem Referat über „Die Herrschaft Christi und die Verkündigung des Evangeliums“, wie das Evangelium schon für Luther ganz klar nicht eine „Lehre“ ist, sondern eine Botschaft, die ausgerichtet werden will. Zusammen mit Prof. Dr. *Kisbis* zweitem Vortrag über „Die Predigt in einem sich wandelnden Osten“ wurde hier deutlich gemacht, daß die Kirche nur als missionierende ein Daseinsrecht habe. Es war bewegend zu erleben, wie diese Darlegungen von den Hörern aufgenommen wurden. Ein Pastor aus Calcutta rief seine Brüder zu neuem Aufbruch in die Evangelisation hinein, und ein anderer sprach in Hindi, seiner heimischen Sprache, ein ergreifendes Gebet der Buße über alle Versäumnis und der Bitte um Geistesrüstung zur missionarischen Verantwortung. — Mit einem Thema aus der praktischen Theologie schloß Prälat D. *Metzger* die Vorlesungsreihe ab: es galt der „Konfirmation, als Feier des Taufgedächtnisses“; dabei wurde den auch in Indien spürbaren Konfirmationsnöten (Konfirmation lediglich als Sittel) die bleibende Erziehungsaufgabe der Kirche an ihren getauften Gliedern entgegengesetzt, aber gleichzeitig zur Selbstbescheidung im Blick auf das in der Konfirmation Erreichbare und das unsrer Macht Entzogene gerufen

— In einer gottesdienstlichen Abschiedsstunde nahmen die Teilnehmer Abschied von Ranchi und den unvergesslichen Tagen der Gemeinschaft unter dem Wort.

*Anmerkung:* In einem persönlichen Brief bemerkt Prälat D. W. Metzger, der uns den obigen Bericht zur Verfügung gestellt hat, zu dem Pastoren-Kurses in Ranchi: „Von den drei Pastorentagungen in Indien war mir die auf dem Gebiet der Goßnerschen Mission erlebte die eindrucksvollste. Ich bedauerte nur, daß mir keine Zeit blieb, um einen Eindruck von der Missionsarbeit außerhalb der Station zu gewinnen. Die Begegnungen mit Rev. Lakra, Rev. Kloß und Ing. Thiel waren mir wertvoll; unter den Diskussionsrednern habe ich besonders Pastor Soy-Calcutta in lebendiger Erinnerung.“

#### Über die Aufbauarbeit der Goßner-Kirche

berichten die Brüder Bau-Ingenieur Werner Thiel, Phudi, und Diplom-Landwirt Dr. Heinz Junghans, Khuntitoli, folgendes:

*Werner Thiel:* „Mit unserer Aufbauarbeit in Phudi geht es gut voran, wir werden etwa ab Juli für alle deutschen Mitarbeiter Wohnungen auf dem Schulgelände zur Verfügung haben. Seit einigen Tagen haben wir elektrisches Licht; und auch unsere 4 Tiefbrunnen geben bisher klares Wasser, so daß wir daran denken können, alsbald mit dem Ausschachten aufzuhören und mit dem Ausmauern zu beginnen. — Ich hoffe, daß ich mit meiner Familie Mitte März in Phudi wohnen kann, damit ich die Arbeiten — auf der Baustelle sind 10 Häuser im Bau (davon 2 fertig) — besser überwachen kann. In Ranchi werde ich dann nur noch 2 Tage je Woche sein, bis zu einer engültigen Regelung meines Wohnsitzes in Phudi, nach Ankunft weiterer Mitarbeiter und gemeinsamer Arbeitsplanung.“

*Dr. Heinz Junghans:* „Seit der Abreise von KR Dr. Berg hatten wir 280 Besucher; 84 Deutsche aus Rourkela, 12 Amerikaner, 4 Engländer und der Rest Inder und Nepalesen. Daneben begann am 1. Januar das neue Schuljahr. Wir mußten die ganze Schule mit Internat übernehmen. Allerdings ist viel Arbeit damit verbunden. Tiga's Tochter ist jetzt hier und macht sich als Leiterin des Internats ausgezeichnet. Trotzdem bleibt viel Arbeit. 300 Schüleruniformen haben wir geschneidert, einen Sportplatz gebaut und Sportgeräte angeschafft, ein Kochhaus gebaut, Geschirr gekauft und dergleichen mehr. Dazwischen kam Gandhis Geburtstag mit einer Landwirtschaftsausstellung in Simdega. Wir haben die drei zu verleihenden ersten Preise bekommen: 1. Preis für den besten Stand, 1. Preis für die beste Rinderkollektion und den 1. Preis für den besten Geflügelstamm.“

Die Übernahme der Grund-, Mittel- und Oberschule in Khuntitoli durch uns ist für die Goßner-Kirche lebenswichtig. Rücksprachen mit den Bischöfen Dr. Meyer-Lübeck und Dr. Lilje-Hannover, sowie mit KR Dr. Berg — die alle Khuntitoli anlässlich der Weltkirchenkonferenz in Delhi besuchten — bestätigten diese Überlegung. Wir haben daher die ganze Schule übernommen. Als die Kirchenleitung diesen Beschuß bekanntgab, baten innerhalb einer Woche 104 Kinder

um Schulaufnahme. Alle wünschten einen Internatsplatz. In den Jahren vorher hatten sich jährlich nur 18—24 Neulinge beworben, und nur 6 Schüler davon konnten im Internat aufgenommen werden. Die Wohn- und Schlafräume waren in einer Hälfte des alten, 1882 erbauten Missionsbungalow untergebracht. Die andere Haushälfte diente als Kuhstall.

Als wir nach der Ursache des plötzlichen Bewerbersturms fragten, antwortete man: „Im Agricultural Training Center Hostel (Schülerheim) gibt es am Tage drei Mahlzeiten und zweimal Fleisch und viermal Eier in der Woche. Bisher gab es zweimal täglich (9 und 17 Uhr) Reis und Dal; vierzehntäglich einmal Fleisch. Der Gesundheitszustand der Kinder braucht wohl nicht näher beschrieben zu werden. Für uns bedeutet dies jedoch eine ziemliche finanzielle Belastung, für die wir Hilfe aus Deutschland erbitten müssen.“

#### Goldenes Jubiläum der Kirche in Tinsukia/Assam

Vom 2. bis 4. März feierte die Gemeinde Tinsukia in Assam ihr 50jähriges Bestehen. Das Grußschreiben wurde dem Jubilar durch Pastor Kloß-Ranchi überreicht, der zusammen mit dem Präsidenten der Goßner-Kirche, Pastor Joel Lakra, nach Tinsukia eingeladen und von uns beauftragt worden war, die Goßner-Mission bei den Feierlichkeiten zu vertreten.

## II. H E I M A T

#### Kirche und Mission

Kirchenrat Dr. Christian Berg hat auf den Synoden der Landeskirchen Berlin-Brandenburg (14. 2. 62) und Hessen-Nassau (19. 3. 61) ein Referat über „die ökumenische Mission der Kirche“ gehalten. Wir geben es hier auszugsweise wieder. Zuerst weist der Referent auf die Bedeutsamkeit des Beschlusses hin, den die 3. Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi zu der Frage der *Integration des Internationalen Missionsrates in den Ökumenischen Rat der Kirchen* gefaßt hat.

Er besagt letztlich ein Doppeltes, wenn wir die vielfältigen organisatorischen Fragen zunächst beiseite lassen: daß die Existenz der Kirche immer missionarisch bestimmt ist, d. h. daß es Kirche Jesu Christi nur gibt, indem sie sich zur Ausrichtung der Botschaft des Evangeliums wie zum Dienst an der Welt gesandt weiß. Und: daß diese Sendung als Auftrag für die Kirche als ganze in all ihren Gemeinden unabdingbar besteht. Anders ausgedrückt: Eine Kirche, die sich nach Jesus Christus nennt, von ihm erweckt und von seinem Wort ständig durch den Heiligen Geist erneuert weiß, lebt ständig in der missionarischen Dimension.

Diesen Beschuß haben sämtliche Delegierte aus der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) durch ihre Zustimmung mitverantwortet. . . Es ist also nur folgerichtig, wenn der Rat der nächsten EKD-Synode das Thema gegeben hat: „Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung“ . . . Das Nachdenken über dieses Thema ist in der deutschen Christenheit bereits in vollem Gange: in den unierten Kirchen im östlichen Teil der EKD, in der „Vereinigten Evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands“, in der „Evangelischen Kirche der Union“, in den Evangelischen Kirchen des Rheinlandes und von Westfalen, in der Lippischen Landeskirche, wie auch in den Evangelisch-lutherischen Landeskirchen von Hannover und in Bayern.



Das Manuskript  
des Vortrags,  
den Kirchenrat  
Dr. Berg  
auf der  
Regional-Synode  
der Evangelischen  
Kirche von  
Berlin-Brandenburg  
geholt hat.  
Miss.-Dir. D. Lokies,  
Kirchenrat Dr. Berg  
(rechts)

Im Blick auf die Vergangenheit heißt es: Die im 16. Jahrhundert entstandenen Reformationskirchen blieben (als Staatskirchen) in ihrer missionarischen Dimension — übrigens auch in der diakonischen Funktion — unterentwickelt. Aufs Ganze gesehen darf man sagen: zum Schaden der Kirche wie der Mission hat sich ihre Entwicklung jahrhundertelang nebeneinander vollzogen. Ihre Beziehungen sind, besonders rasch seit dem Ende der staatskirchlichen Periode, ständig gewachsen und enger geworden, daß nunmehr ihre Neuordnung entschlossen in Angriff zu nehmen ist. Denn die missionarische Dimension ist allem kirchlichen Handeln zu eigen. Diese gemeinsame ökumenische Erkenntnis sollte seit der Vollversammlung in Neu-Delhi in der Christenheit nicht mehr verloren gehen.

Nach diesen grundsätzlichen sowie kirchen- und missionsgeschichtlichen Ausführungen macht der Referent den praktischen Vorschlag: die Bildung eines *ökumenisch-missionarischen Rates* zu beschließen.

„Ihm gehören in gleicher Anzahl etwa acht von der verfaßten Kirche (Synode oder Kirchenleitung) zu benennende Mitglieder an, aus denen auch der Vorsitzende hervorgeht; und nochmals acht von den in unserer Kirche beheimateten Missionsgesellschaften zu bestimmende Vertreter.“

Der Vorschlag, auch die Missionsgesellschaften an diesem neugeschaffenen kirchlichen Amt zu beteiligen, wirkt auch am stärksten dem Vorwurf entgegen, alle diese Maßnahmen — wie schrecklich! — sollten die Mission „verkirchlichen“. Es ist nicht beabsichtigt, die Mission zur Angelegenheit kirchenbehördlicher Administration werden zu lassen. „Ein fach- und sachkundiges Gremium, in Verbindung mit allen Gemeinden, autorisiert durch Kirchenleitung bzw. Synode, ihnen jährlich Rechenschaft und Bericht gebend über die getane, wie die Planung der zukünftigen Arbeit, das sollte der Status dieses gesamtkirchlich gebundenen, aber in seiner Bindung selbstständig arbeitenden ökumenisch-missionarischen Rates sein.“

Es wird nötig sein, eine *Geschäftsstelle* einzurichten. Die *Hauptaufgabe* des Rates liegt in der Weckung und

Vertiefung des Verständnisses für die ökumenisch-missionarische Arbeit *in den Gemeinden*. Hier kann an sehr viele bisherige treue Arbeit der Missionsgesellschaften angeknüpft werden. Hier sind aber gewiß auch neue Wege zu gehen.

In *finanzieller Hinsicht* schlägt der Referent vor, daß personelle, administrative und Pensions-Kosten, die bisher von den Missionsgesellschaften aus Missionsofern der Gemeinden gedeckt wurden, in den kirchlichen Haushaltsplan übernommen werden sollen.

„Es ist nicht in Ordnung, daß auf das Gesamtgebiet der EKD gesehen, ein erheblicher Teil der Gaben für die „Äußere Mission“ in der Heimatarbeit der Gesellschaften benötigt werden und in Deutschland hängenbleiben. Dafür sollten mit Fug und Recht *Kirchensteuermittel* herangezogen werden. Wem das zu revolutionär erscheint, der denke das Ja der Kirche zur Mission in seiner vollen Konsequenz durch; er wird sich hoffentlich dieser klaren Forderung anschließen.“

*Umgekehrt sollten für die missionarischen Aufgaben in Übersee Kirchensteuermittel nicht in Anspruch genommen oder gewährt werden.* Deren Kraft und Reichweite soll bewußt im geistlichen Zusammenhang mit der Opferbereitschaft und -freude der Gemeinden verbleiben.

Um die missionarische Kraft des evangelischen Deutschland in Übersee zu stärken, wird folgender weiterer Vorschlag gemacht: „Aus den früheren *Missionsfeldern* der deutschen Gesellschaften erwachsen oder sind jetzt im Entstehen *Bruderkirchen*. Bei ihrer äußeren Kleinheit und Schwäche inmitten der großen Völker Asiens und Afrikas bedürfen sie der Stärkung und „zwischenkirchlichen Hilfe“ in mancherlei Hinsicht. Das sind nicht eigentlich missionarische Aufgaben. Wenn Ausbildungsstätten errichtet und erhalten, Pfarrhäuser und Kirchen erneuert oder geschaffen werden müssen, so sind das legitime Aufgaben der *ökumenischen Diakonie*. Auch soziale und ärztliche Fragen gehören recht eigentlich hierher. Es ist nochmals eine Entlastung für den ureigenen missionarischen Dienst, wenn, wie es weithin in den letzten Jahren durch die Aktion „Brot für die Welt“

geschah, von den entsprechenden diakonischen Organen Hilfe erfolgte. Die klarere Unterscheidung der Funktionen, in deren Wahrnehmung freilich eine enge Zusammenarbeit erfolgen sollte, kann die Kraft sowohl der ökumenischen Diakonie wie der ökumenischen Mission nur stärken.“

Zum Schluß werden dem Ökumenisch-missionarischen Rat noch bestimmte Aufgaben zugesprochen: die Frage der Ausbildung und Aussendung der Missionare, die Zurüstung nichtakademischer Kräfte für direkt missionarische Aufgaben oder aber für Dienste in Übersee; — die *Flurbereinigung* oder Verteilung der Aufgaben unter den Gliedkirchen der EKD im Blick auf die aus unserer missionarischen Arbeit erwachsenden Kirchen in Asien und Afrika. Dabei wird das Problem der *überregionalen Missionsgesellschaften* (wie z. B. der Goßner- und der Bethel-Mission) und ihrer von den Kirchen jetzt mitzutragenden Verpflichtungen zweifellos eine besonders wichtige Aufgabe der Beratungen auf der EKD-Ebene sein.

Am Ende des Referats kommt die Vollversammlung von Neu-Delhi selbst zum Wort durch einige wenige Sätze aus dem Bericht der Sektion „Zeugnis“, in dem von der missionarischen Aufgabe der Kirche die Rede ist:

„Das Gebot, Christus zu bezeugen, ist jedem Glied seiner Kirche gegeben. Es ist ein Gebot, das der ganzen Kirche gilt: Das ganze Evangelium der ganzen Welt zu bringen. Wenn die Kirche erkennt, daß sie für die Welt da ist, dann wird sie sich leidenschaftlich darum bemühen, daß die Segnungen des Evangeliums von Christus in jedes Land und zu jedem Mann und jeder Frau gebracht werden.“

„Die Vollversammlung bittet dringend, daß alle, die um ihre Verantwortung für das christliche Zeugnis in ihrer eigenen Umgebung wissen, die Strukturen ihres kirchlichen Lebens neu überprüfen, um die Anforderungen und Möglichkeiten der neuen Zeit zu erfassen. Im Geist der Umkehr und der Bereitschaft, sich von Gottes Geist auf neue Wege des Zeugnisses führen zu lassen, muß die ganze Kirche erkennen, daß ihre göttliche Sendung die lebendigste Beweglichkeit und den höchsten Einsatz erfordert.“

#### *Persönliches:*

Am 17. März d. J. feierte Pfarrer i. R. *Martin Prehn* sein 50jähriges Ordinationsjubiläum. Bis zum 1. Weltkrieg war der Jubilar Missionslehrer an der Knaben-Hochschule in Ranchi; nach seiner Repatriierung (1915) übernahm er ein Pfarramt in Zeitz. Nach der Wiederzulassung deutscher Missionsgesellschaften in Indien reiste er 1928 auf Bitten der Missionsleitung der Goßner-Mission mit seiner Familie wieder aus und hatte seinen Amtssitz in Ranchi. Er war dort der Vertreter des Kuratoriums der Goßner-Mission gegenüber der erst jüngst selbständig gewordenen indischen Goßner-Kirche, die damals — wenn wir den Ausdruck einmal gebrauchen dürfen — gerade in ihren „Flegeljahren“ steckte. Damals hat Bruder Prehn, der aus dem Kaufmannsstande kam, auch die Missionsgelder verwaltet und der jungen, durch schwere Krisen hindurchgehenden Goßner-Kirche mit Rat und Tat, Geduld und viel Weisheit zur Seite gestanden. Für diesen sehr schwierigen und selbstlosen Dienst wird die Goßner-Mission ihm immer dankbar sein.

Endgültig in die Heimat zurückgekehrt, übernahm P. Prehn das Pfarramt in Herzberg und siedelte nach seiner

Emeritierung mit seiner Frau und einzigen Tochter in das evang. Altersheim St. Marienfließ in Stepenitz (Mark Brandenburg) über.

Wir gedenken in tiefer Dankbarkeit seines langjährigen Dienstes in der Goßner-Mission und erbitten für ihn, der in seinem 79. Lebensjahr steht, aus Gottes Hand eine Arbeitsruhe im Gottesfrieden.

Am Tage darauf (18. März) feierte Frau *Auguste Prehn* (von den Indern „Guschi“ genannt) ihren 80. Geburtstag. Als Tochter des als Missions-Schriftsteller bekanntgewordenen Missionars Ferdinand Hahn, wurde sie in Ranchi geboren, besuchte in Deutschland die Schule und kehrte dann wieder nach Indien zurück. Im Jahre 1912 wurde sie dem eben erst ordinierten jungen Missionar *Martin Prehn* angetraut, dem sie in seinem Dienst als Missionar und später als Pfarrer in der deutschen Heimatkirche eine treue Mitarbeiterin gewesen ist. Im besonderen ist sie als Leiterin einer sehr tätigen Frauengruppe in Ranchi ihren indischen Schwestern unvergesslich geblieben. In viel Krankheit und Schwachheit hat Frau Prehn immer wieder Gottes wunderbare Durchhilfe erfahren und bis in ihr hohes Alter hinein mit ihrem Mann und ihrer geliebten Tochter Barbara zusammenbleiben dürfen. Gott, der Herr, möge sie auch in den kommenden Jahren segnen und behüten.

Am 3. April ist unser langjähriges Kuratoriumsmitglied, unser treuer Mitarbeiter und Bruder Oberkonsistorialrat *Propst D. Dr. Hans Böhm*-Berlin nach langer, schwerer Krankheit heimgegangen. Er stand in der Zeit des Kirchenkampfes in vorderster Front, war Mitglied der sogenannten „Vorläufigen Kirchenleitung der Evang. Kirche in Deutschland“ und hat nach dem Kriege maßgeblich an der Neuordnung der Kirche, nicht nur in Berlin-Brandenburg, sondern auch in der Evang. Kirche der Union und in der Evang. Kirche in Deutschland mitgewirkt. Zugleich war er ein Mann der Ökumene und Mission. Mit besonderer Liebe war er der Goßner-Mission verbunden, an deren Arbeit daheim und draußen er bis zuletzt regen Anteil nahm.

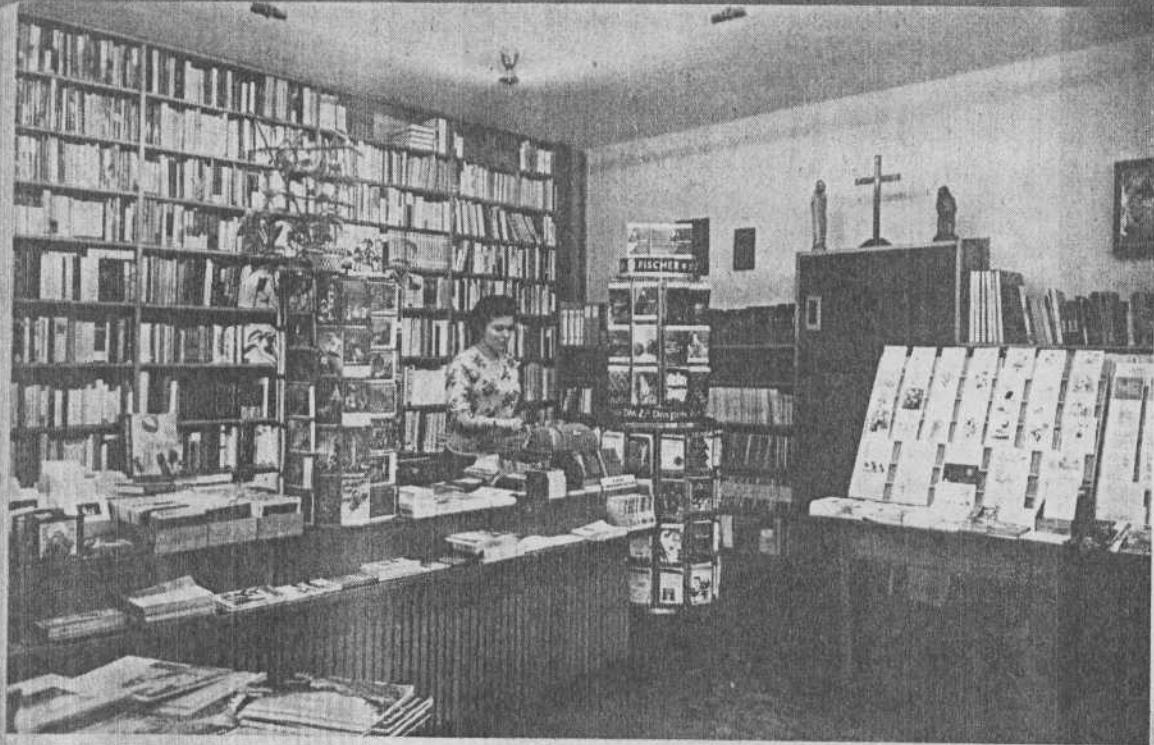
Wir gedenken seiner in Liebe und Dankbarkeit und befehlen Bruder *Böhm* der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Wir schließen auch die Seinen in unsere Fürbitte ein. Möge Gott ihr Leid in Segen wandeln.

Zum Gedächtnis unsres heimgegangenen Bruders fand in der Jesus-Christus-Kirche in Berlin-Dahlem ein Dank- und Fürbitte-Gottesdienst statt, an dem Bischof *Dr. Dibelius*, Präses *D. Scharf* und Missionsdirektor *D. Lokies* mitwirkten. Die Beisetzung erfolgte auf dem Waldfriedhof in Zehlendorf.

*L.*

Propst D. Böhm (links) und Miss.-Dir. Lokies beim Richtfest des wiederaufgebauten Missionshauses (1953)





## Ihre Buchhandlung

dankt Ihnen für Ihre Bestellungen.

Hoffentlich waren Sie mit unseren Lieferungen immer zufrieden. Heute bitten wir Sie erneut, unsere Arbeit, die ganz in dem Dienst der Mission steht, tatkräftig zu unterstützen. Bitte decken Sie auch künftig Ihren privaten und Gemeinde-Bedarf über unsere Buchhandlung. Wir beliefern Sie ohne Zeitverlust und ohne Mehrkosten. Sie erhalten von uns alles, was Sie sich wünschen. Von der Spruch- und Kunstpostkarte über jedes gewünschte Buch bis hin zum theologischen Fachbuch oder sonstiger Literatur.

### Wir empfehlen

Der Evangelische Missionsverlag in Stuttgart hat die März-Nummer seiner Zeitschrift

#### ÖKUMENISCHE RUND SCHAU

als Sonderheft über Neu-Delhi herausgebracht. Es wird dort der Versuch gemacht, den *inneren Ertrag* der Weltkirchenkonferenz herauszustellen und ihn besonders allen ökumenisch aufgeschlossenen Theologen und Laien als „roten Faden in die Hand zu geben, der sie durch das Labyrinth der Konferenzarbeiten sicher hindurchführt“. Das Heft soll die Erkenntnis dafür wecken, daß dort nicht „Belangloses, Fernliegendes und das Leben der Gemeinden nicht Berührendes“ verhandelt wurde, sondern über „die rechte Verwirklichung des Zeugnisses, des Dienstes und der Einheit der Christenheit heute“. — Preis: DM 3,—.

#### WELTMISsION heute (Heft 21/22)

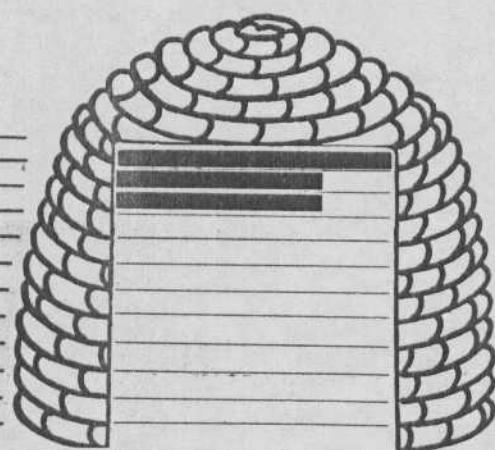
bringt unter der Herausgeberschaft von Dr. H. H. Harms, Hauptpastor in Hamburg, und Professor D. G. F. Vicedom-Neuendettelsau Beiträge im besonderen der nach Neu-Delhi entsandten deutschen Delegation über die Beratungen und Beschlüsse der 3. Weltkirchenkonferenz. Das Heft ist geeignet, den Leser mit bewußter Kürze und klarer Bestimmtheit über das Hauptthema dieser Konferenz „Die missionierende Kirche“ zu orientieren. — Preis: DM 3,80.

Beide Hefte, die wir Pastoren und Laien sehr ans Herz legen, bitten wir durch unsere Buchhandlung zu bestellen.

Buchhandlung der Goßner-Mission · Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19-20 · Telefon (0311) 834071

IN UNSERER MISSIONSBIBLIOTHEK fehlen folgende Jahrgänge unseres Missionsblattes „Die Biene auf dem Missionsfelde“ (große „Biene“): 1908—1910; von der „kleinen Biene auf dem Missionsfelde“ 1873 u. 1874. Sie sind uns beim Brand unseres Missionshauses verlorengegangen. Wer kann uns helfen, diese schmerzliche Lücke in unserer Bibliothek wieder aufzufüllen? Lokies

Jan.
Febr.
März
April
Mai
Juni
Juli
Aug.
Sept.
Okt.
Nov.
Dez



### Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1962

betragen . . . . . 75000,00 DM

sie beträgt . . . . . 61376,58 DM

Wir haben zu wenig  
gesammelt . . . . . 13623,42 DM

### Unser Gabenkontos:

Goßnerische Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnerische Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnerische Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

# Gossner Missionenblatt



Berlin, Juni 1962

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

(Nr. 3)



**Der Trommler, der das schlafende Dorf am Ostermorgen zum Frühgottesdienst weckt**



Die Fisch- u. Vogel-  
Predigt des Franziskus  
(Batik-Wandbehang von  
Frau Elisabeth Lokies)

## Vom euro- päischen Menschen

Aus einer Rede  
Petrarcas  
(1304-1374)  
mitgeteilt von  
Wolfgang Schwarz

Vom europäischen Menschen soll ich hier reden. Das ist, glaubt mir, das Schwerste. Vom asiatischen oder afrikanischen zu sprechen, wäre mir lieber. Da hätte ich, von der Ebene oder der Wüste bestimmt, einen Menschen vor eure Augen zu stellen, der von der Unendlichkeit der Ebene oder der Verlorenheit der Wüste gekennzeichnet wäre.

Der europäische Mensch ist keineswegs so einfach unter einer landschaftlichen Eigentümlichkeit zu erfassen. Höchstens unter der des Gebirges, welches in der Mitte Europas ragt: der Alpen. Und das ist nun freilich ein guter Ausgang. Denn etwas davon hat der europäische Mensch an sich: das Hinaufwollen nämlich, das Streben aus einer behütenden Talwelt in die unbehütete des Gefälles. Doch gekennzeichnet ist er davon nicht allein. Gewiß war er einmal davon gekennzeichnet. Als nämlich Europa noch eine Einheit war. Von Cäsar bis Dante. Von der römischen Monarchie bis zum christlich-römischen Weltreich und seiner Verklärung in der „Divina Comedia“. In diesen Jahrhunderten konnte von einem einheitlichen, der Idee nach universellen Menschen gesprochen werden: einem in der Tüchtigkeit und Seligkeit gleicherweise verankerten; der nach dem Pflichtenkatechismus des Cicero ebenso wie nach der Heilslehre der Ecclesia lebte; der sich hier als ein Ritter bewies und für das Dort als Betender und Büßender vorbereitete. Dieser Mensch sah in der Tat einem Alpenberge nicht unähnlich: er war hart und fest, und als innere Gestalt besaß er einen Aufbau von der Sinnesphäre in die Sphäre des Geistes. Doch dieser Mensch gehört ebenso einem Gestern an, wie das Europa in der Einheit von Kirche und Reich das Europa von gestern war.

Inzwischen ist vieles geschehen. Vieles Verheerende aber auch vieles Anheimelnde. Denn diese beiden gehören auf das Geheimnisvollste zusammen: Verheerungen und Anheimelungen. Der Widerspruch überhaupt ist der Kern unseres Lebens. Das wissen wir nicht erst seit heute. Heut aber müssen wir uns mit dem Widerspruch zu befreunden versuchen; die weil die Menschen von gestern sich diesem Widerspruch entheben zu können vermeinten – und dies, wenn zwar zumeistens erfolglos, in einigen der herausragenden Erscheinungen dennoch vollführten.

Dante beispielsweise entzog sich dem Widerspruch in seiner dichterischen Gewaltsamkeit. Gewaltsamkeit: dieses Wort wähle ich ganz bewußt. Denn tatsächlich muß einer, der den Widerspruch auflösen will, Gewalt brauchen. Weshalb wir denn die sogenannten Persönlichkeiten, die wir auf die Sockel stellen, beinahe stets als sehr unbequeme und rücksichtslose Genossen der Geschichte empfinden. Und sicher nicht nur empfinden, sondern ihrer Art nach sind sie es auch.

Hier nun haben wir schon die ganze Misere des Menschlichen vor uns. Wenn wir ein Mensch ohne Widerspruch sein wollen, müssen wir ein Gewaltmensch werden. Ob als Staatsmann oder als Dichter, als Bischof oder als General –: wir müssen einer einzigen Lebensweise das Wort sprechen und sie verallgemeinern – und die anderen werden dann entweder als zweitrangig nicht beachtet oder als schädlich sogar bekämpft und vernichtet. Und sind wir dann nicht, wie wir uns auch nennen, treue Söhne der Kirche oder des Heimatlandes, der Kunst oder der Wissenschaft – sind wir dann nicht, in einer entsetzlichen Umkehrung, in jene kannibalische Wildheit zurückgeworfen, die wir mit Kirche und Heimatland, mit Kunst und mit Wissenschaft gerade auszurotten begriiffen waren – und bis zu einem hohen Grade auch ausrotteten? Nein, meine Freunde, um Menschen zu sein, dürfen wir uns dem Widerspruch nicht entheben. Und heute schon ganz und gar nicht. Denn heute leben wir auf zweierlei Weise: in der Waagerechten und in der Senkrechten. Und das ist gefährlich, es ist ein fortwährendes Abenteuer. Aber es ist recht eigentlich auch das Leben im Kreuz.

Gestern noch herrschte die Senkrechte ausschließlich: in die Höhe des Heils hinein war der Mensch gerückt. Alle Bildner und Maler entleiblichten die Körper zu Strichen, dörrten sie aus, entfleischten sie. Nur noch wie steile Lichter auf Kerzen sollten sie in den Himmel hineinstehen. Sündig Gebein, schändliches Blut, verführende Natur, mit Dämonen bevölkert in jedem Schmetterling und in jeder Maiblüte –: das war die Meinung, bis jener Mann von Assissi die Vögel bei sich versammelte und zur Erde Du zu sagen begann. Und überhaupt: Du sagte statt Ich. Und damit auf etwas zeigte, was bisher im Dunkel lag. Denn Du –: das klingt ja wahrhaftig dunkel, unbegreiflich, grufthaft und trotzdem – gut.

Nun: dieser Mann von Assissi, den ich aufs höchste verehre, wies, statt in die Höhe, in die Breite. Und nicht nur zum Nachbarn sagte er: Du, sondern auch zum Tier und zur Pflanze, zum Mond, zur Sonne und zu den Planeten. Er redete alles Geschaffene an und rühmte es als vom Schöpfer Geschaffenes – und zwar nicht als Stoff, der um des Geistes willen abgestreift werden sollte, wie es bislang verlangt wurde, sondern als Werk, das der Schöpfer geschaffen hatte: nicht, daß es ihm ständig ein Vorwurf sei, sondern zu seiner Freude und um sich darinnen zu spiegeln und zu bestätigen. Und wenn er Tier und Pflanze, Sonne, Mond und Planeten geschaffen hatte, daß sie ihm Lust bereiteten und er sich darinnen zu behagen und mit ihnen zu spiegeln vermöchte – warum sollte er den Menschen in seinem Leib nicht ebenfalls zu seiner Wonne, zu seinem Entzücken, zum Genuß seiner Gegenwart, der großen goldenen, geschaffen haben?

So gewann jener Mann von Assissi uns allen die breite Welt um uns herum. Und gab uns einen Sinn

als Spielfreunde Gottes in der Waagerechten, der reichen Fläche. Ohne uns freilich unserem Sinn in der Senkrechten zu entfernen. Das aber meine ich: mit dem Leben im Kreuz, das wir nunmehr zu leben gezwungen sind. Wir sind in Natur und Geist gleicher Weise zu leben gerufen. Zwei Lebensweisen in einem Menschen, das ist die Lebensweise, die uns gebührt. Und durchaus nicht immer – ja nur ganz selten, nur wenn sich die beiden Lebensweisen in ihrer Mitte, im Schnittpunkt, treffen – sind sie vereint. Sonst liegen sie auseinander. Das zu erfahren, ist schwer. Wie schwer, das wißt ihr alle, die ihr einmal, heut nämlich, euch um euer Haus sorgt, um euer Weib, um die Notdurft oder den Duft des Frühlings einsaugt oder die Herbeit des Mistralwindes, um ganz Erde zu sein, Geschöpfe in der Waagerechte, ganz Pflicht und Arbeit, aber auch Wonne, Wollust und Rausch. Und die ihr das andere Mal, morgen nämlich oder des Nachts oder irgendwann, wenn ihr in der Kirche seid oder einem Dichter nachsinnt oder den schmal aufgetanen Pforten der Ewigkeit, ganz Hauch seid, Wesen in der Senkrechte, ganz Aufbruch und Erkenntnis oder Ahnung und Begehrten zum Anderen hin.

Und daß ihr das einfach bestehen müßt, wißt ihr. Ihr müßt den Widerspruch annehmen und aushalten. Genauso wie ein Staat, ja auch eine Kirche wissen, daß sie sich aus dieser Zweiheit nicht abzumelden vermögen. Tragen müssen wir den Widerspruch unseres Lebens. Und Kraft dazu geben uns freilich die wenigen, aber kostbarsten und entschädigenden Augenblicke, in denen wir Waagerechte und Senkrechte unseres Lebens vereinen: wir also im Schnittpunkt der Linien sind, im Kreuzpunkt, der allerdings, wie ihr wißt, so beglückend er strahlt, zugleich auch der Punkt unseres Sterbens ist. Allerdings eines Sterbens mit dem Sterne des Auferstehens – wie das Sterben Jesu Christi am Kreuz.

Oder habt ihr dieses Mysterium nicht alle bereits erlebt? In der Liebe, wenn Mann und Weib miteinander verbunden sind? Oder in der Kunst, wenn sich der Schaffende auf die leichteste Weise mit einer Form verquickt? Oder in der großen Politik, wenn eine Friedensfeier die Völker zum Übersteigen ihrer Schwere, ihrer lastenden Eigenheiten, Sorgen und Ehrgeize treibt? In solchen Augenblicken, in denen wir höchst beglückt, nächst dem Tode, aber auch heiligst der Auferstehung zugeordnet sind, leben wir Göttliches. Das wissen wir. Doch in den anderen: den Tagen, Wochen, Monaten, Jahren, Jahrzehnten? Sind wir da nicht auseinandergerissen? Quälen wir uns da nicht mit unserer Zweiheit herum? Und wie wir Menschen es leiden, leiden es nicht ebenso die aus vielen Menschen gebildeten Wesen – die Staaten, die Kirche und auch Europa.

Und doch dürfen wir dieses Auseinandergerissensein, so sehr es uns sticht und stachelt, nicht als Verdamnis empfinden. Sondern müssen es als Weise in der Spielweise Gottes hinnehmen. Und müssen es tragen.

Seht – und erlaubt mir jetzt, vom Europäer zu sprechen –: ein solcher Mensch ist der Europäer. Er ist ein Auseinandergerissener, einer, der in Natur und in Geist gleichermaßen zu leben gezwungen ist, beides erfüllend, an beiden leidend, ein Mensch im Widerspruch, aber in einem Widerspruch, welcher ein heiliger Widerspruch ist: ein Mensch im Kreuz.

Nicht also ein Berg allein, sondern auch ein Tal, nicht ein Bürger allein, sondern auch ein Vagabund, nicht ein Erhalter allein, sondern auch ein Rebell, nicht ein Gläubiger allein, sondern auch ein Zweifler, nicht ein Krieger allein, sondern auch ein Kriegsverabscheuer –: das ist der Europäer. Er ist ein Mensch aus zwei Menschen. Er hat ja auch immer zwei Vaterländer: das seines Volkes und das der Völkergemeinschaft. Und immer auch zwei Mutterländer: das seiner Familie und das seiner Religion. Fürchtet euch also nicht vor dieser Eröffnung, meine Freunde, so furchterlich sie in ihren Folgen auch sein könnte. Denn ein Auseinandergerissener könnte eines Tages auch ein Zerrissener sein. Und wieviele haben diese Zerreißprobe ihres Lebens, diese Spannung zwischen den zwei Polen, ihrer selbst und ihres Umkreises, nicht ertragen?

Natürlich sind viele darin umgekommen. Daran gescheitert sind Tausende. Und immer wieder wird dies geschehen. Denn wir leben hier auf der Erde nun einmal nicht im Paradies. Und das zeichnet uns Europäer tatsächlich auch aus: daß wir nicht glauben, hier auf der Erde jemals in einem Paradies leben zu können. Andere sind anderer Meinung: drüben im Osten, im Reiche der Goldenen Horde. Da glauben die Menschen, sie könnten das Paradies vorwegnehmen, könnten hier auf der Erde schon die Gefilde der Seligen stiften.

Wir, meine Freunde, wissen, daß diese Welt, so lange sie besteht, unvollkommen sein wird und nie-mals das Reich Gottes werden kann: wenn freilich Vorhöfe des Reiches Gottes auch schon hienieden vorhanden sind. Es sind eben jene Augenblicke, in denen die zwei Menschen, in uns sich vereinen; in denen Senkrechte und Waagerechte unseres Lebens sich schneiden; jene Augenblicke im Kreuz, wo wir – nach dem mühseligen Schleppen der Last – ein Nämliches wie Jesus Christus, ein Sterben und Auferstehen zugleich erfahren. Das sind die Vorhöfe des Reiches Gottes. Sonst aber gibt es hier keine Vollendung. Und jene Schönheit ist nur ein Gleichnis. Und was wir schaffen, ist nur ein Stückwerk, wenn freilich durchleuchtet von dem, der uns liebt, von seinen Blicken durchströmt, die uns nimmer verlassen, weswegen wir auch nicht traurig zu sein brauchen.

So ende ich mein Wort vom europäischen Menschen am besten damit, daß ich euch bitte: die Hände zu falten. Der europäische Mensch, von dem zu sprechen ich mich bemühte, ist nämlich kein anderer als der in Jesus Christus beschlossene, ihm nachfolgende. Der wie er Sterbende und Auferstehende. Das ist die Antwort auf die Frage, was der europäische Mensch ist.

Wer in Christo lebt, lebt in Europa. Das überhaupt ist der Vorzug dieses Erdteils, der kein Erdteil, sondern eine Welt in der Welt ist und, wie wir meinen, ihre Krone und auch ihr Herz: daß der Sohn Gottes hier erschien. Und nicht nur einmal, sondern immer wieder erscheint er. Und nicht nur in denen, die sein Wort auf den Lippen haben, sondern auch in seinen Widersachern. In jedem einzelnen von uns, gleich welchen Glaubens er sei. Gleich welchem Volke er angehöre.

In jedem einzelnen von uns erscheint er, wenn wir die Spannung ertragen, die er ertrug: die zwischen Gott und der Kreatur – und uns darin adeln. Und wenn wir, wie er, das Kreuz nicht verabscheuen, sondern es auf uns nehmen, um daran zu sterben, aber auch aufzuerstehen. Amen.



Elisabeth und Hans Lokies am Tage seines 40. Ordinationsjubiläums

## Leben aus dem Defizit

Ein Abschiedswort von Missionsdirektor D. Hans Lokies

Als ich vor 35 Jahren mit Elisabeth, meiner Frau, und meinen Kindern in das alte Goßner-Haus in Berlin-Friedenau einzog, begann jenes Leben, das ich – nicht nur im finanziellen Sinne – als ein Leben aus dem Defizit bezeichnen möchte. Während des ersten Weltkrieges (1915) waren die Goßner-Missionare aus Indien ausgewiesen worden. Sie kehrten erst von 1925 an wieder in ihre Arbeit zurück. So war die Goßner-Mission zehn Jahre lang ohne Missionsfeld. Was das für eine Missionsgesellschaft und gerade auch für ihre Arbeit in der Heimat bedeutet, kann nur der ermessen, der in der Leitung einer Mission an verantwortlicher Stelle steht und davon ganz persönlich betroffen ist. Mein Vorgänger, Missionsdirektor Dr. Kausch, sah sich während dieser Jahre vor die schwere Entscheidung gestellt, mit der Missionsarbeit an irgendeiner anderen Ecke der Welt, z.B. China, neu zu beginnen oder abzuwarten: Jahre, Monate, Wochen, Tage und Nächte lang. Er ist über diesem Warten gestorben. Erst kurz vor seinem Heimgang kam die Nachricht, daß die Türe nach Indien wieder geöffnet sei.

Inzwischen hatten sich viele Gemeinden, die bisher die Arbeit der Goßner-Mission mit ihrer Fürbitte und ihrem Opfer getragen hatten, anderen Missionsgesellschaften zugewandt, die dadurch bevorzugt waren, daß sie ihre Missionsfelder hatten behalten dürfen. Das war das erste Defizit, mit dem ich meine Arbeit in der Goßner-Mission begann. Durch einen gesteigerten Besuchsdienst in den Gemeinden gelang es nach und nach, die zerstreuten Heimatgemeinden der Goßner-Mission wieder zu sammeln. Aber das finanzielle Defizit blieb, und wir sind nie mehr ganz aus ihm herausgekommen. Die Aufgaben blieben immer größer als die Einnahmen.

Damals lernte ich das Arbeitsprinzip in der Mission kennen, das sich von dem der Kirche grundsätzlich unterscheidet. Der Struktur einer in sich geordneten Kirche entspricht es, zunächst einmal zu fragen, ob auch die Menschen und Mittel für eine Aufgabe da sind, um sie dann anzugreifen. Bei der Mission ist es umgekehrt. Ihr Handeln wird entscheidend von den Aufgaben bestimmt, die ihr vor die Füße gelegt werden. Handelt es sich um echte Aufgaben, dann werden auch die dafür erforderlichen

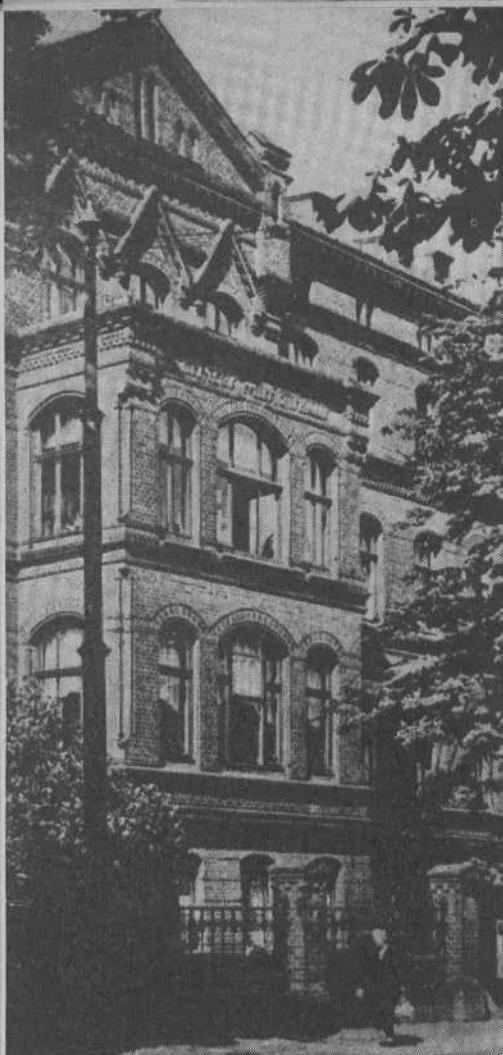
Menschen und Mittel von Gott geschenkt werden. Diese Einstellung charakterisiert die Mission als die leichtbewegliche Kavallerie Gottes, die dort gebraucht wird, wo die schwerfälligeren Formationen versagen.

Diesen Unterschied habe ich schmerhaft genug erfahren müssen, als ich nach dem letzten Kriege auch mit einem kirchlichen Amte beauftragt war, der Leitung der Kirchlichen Erziehungskammer in Berlin. In den fünf ersten Jahren dieses neuen kirchlichen Dienstes waren wir gezwungen, nach rein missionarischen Grundsätzen zu arbeiten. Als im Sommer 1945 der Aufruf an alle Eltern in West- und Ost-Berlin erging, ihre Kinder freiwillig zum Religionsunterricht anzumelden, kamen rund 300 000 Kinder, und es waren keine Mittel und keine Menschen für diesen neuen katechetischen Dienst vorhanden. Aber die Aufgabe war eindeutig echt und von Gott geboten. So wurde sie angepackt, und es gelang auch hier, das Menschenunmögliche möglich zu machen.

Später wurde der katechetische Dienst in Berlin etatisiert und der Etat der Kirchlichen Erziehungskammer in den der Kirche eingeordnet. Da die Büros der Kirchlichen Erziehungskammer in demselben Haus untergebracht waren, also im Goßner-Haus, hatte ich täglich vor Augen, wie sich das Geld der Kirche von dem der Mission unterscheidet. Es ist nicht etwa schlechter oder besser, sondern nur anders als das Geld der Mission. Die Kasse der Erziehungskammer, durch die heute Millionen hindurchgehen (Kirchensteuer- und Senatsgelder) lag der Kasse der Goßner-Mission gerade gegenüber. Hier bestanden und bestehen heute noch die Einnahmen fast ausschließlich aus Kollekten und Gaben von Gemeinden und Einzelpersonen: die unsicherste und doch – nach meiner in Jahrzehnten immer wieder bestätigten Erfahrung – die sicherste Einnahme der Welt, weil sie freiwillig und aus Überzeugung gegeben wird. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß auch die Kirche zu einem großen Teil aus solchem Gelde lebt; sonst wäre sie schon längst dahin.

Als ich einmal einen ganzen Pfarrerkonvent aus Westdeutschland in unserem Hause begrüßen durfte, versuchte ich, unseren Gästen den Unterschied zwischen Kirchen- und Missionsgeld deutlich zu machen, und sagte: „Hier also, in einer Kasse der Kirche, kommen die Gelder etatmäßig ein. Wenn der Etat der Kirchlichen Erziehungskammer und der Evangelischen Schulkanzlei im Haushaltsschluß der Provinzialsynode und der Kirchenleitung ‚aufgestellt‘ und ‚festgestellt‘ oder ‚festgestellt‘ und ‚aufgestellt‘ ist, dann kann selbst der liebe Gott nichts mehr daran ändern: das Geld kommt ein. Aber dort gegenüber, in der Missionskasse, da ...“ Hier wurde ich plötzlich von einem Amtsbruder unterbrochen, der spontan dazwischenrief: „Da – da hat wohl der liebe Gott noch etwas zu sagen“. Wir alle lachten bei diesen Worten fröhlich auf, spürten aber auch den tiefen Ernst, der in ihnen steckte.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in der Buchführung der Mission nur eins eindeutig feststeht: das ist die Ausgabenseite. Was die Einnahmenseite betrifft, so bewegen wir uns da ständig in einer abgründigen Unsicherheit, die hart an der Grenze des Menschen-Möglichen entlangführt, und wir werden in einer Haltung festgehalten, die uns zugleich als Bettler und Beschenkte Gottes abstempelt. Wir lernen – gerade als Theologen – das Geld als den genauesten



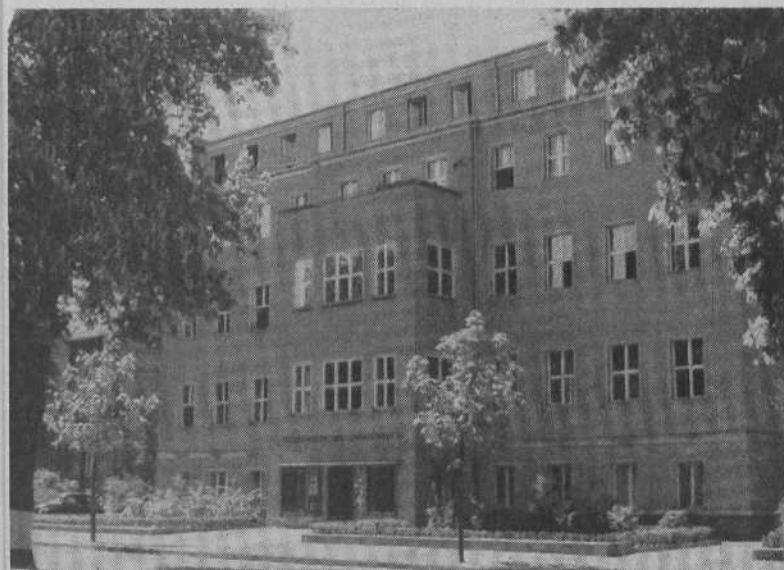
Das alte, 1945 niedergebrannte Missionshaus

und härtesten Ausdruck der Weltwirklichkeit verstehen, erfahren aber auch zugleich, daß Gott, der sein Reich nicht in die Luft, sondern mitten in die Welt hinein baut, auch mit der Wirklichkeit dieser Welt fertig wird in einer Souveränität und „Herrlichkeit“, die jedes Wunder glaubhaft macht.

Einer unserer jüngsten und kritischsten Mitarbeiter in Indien, der Direktor unseres landwirtschaftlichen Zentrums in Khutitoli, Dr. Junghans, hat einmal die finanzielle Situation in der Mission mit folgenden Worten beschrieben:

*„Da in der Mission – herrscht ein Geist, den wir täglich verfluchen möchten; nichts scheint geregt, alles fließt, man meint, alles sei über den Dauern gepeilt; da herrscht aber auch ein Geist, der jedem Einzelnen die maximale Entfaltungsmöglichkeit gibt und der uns damit Gott so direkt wie nie zuvor gegenüberstellt. Denn dort, wo wir uns wirklich zu entfalten glauben, erkennen wir doch immer wieder Gottes lenkende Hand und den Wahnsinn eigenen Entfaltungswillens. Ich bin im Leben selten so allein gewesen wie in der Mission, aber ich habe auf der anderen Seite Gott auch nie so unmittelbar erlebt wie in der Mission. Und das, was dem Mann der Wirtschaft zunächst als anarchisch erscheint, wird plötzlich zum Ausdruck des kindlichen Wartens auf Gottes Weisung.“*

Der Neubau (1953) – Vorderansicht



Damit hat Dr. Junghans genau das geschildert, was ich unter einem Leben aus dem Defizit verstehe. Wenn man 35 Jahre lang den Druck und die Freiheit einer solchen Existenz erfahren hat, kann man sogar fröhlich lächeln. In einem Jahre traf es sich einmal so, daß der Kassierer der Goßner-Mission und ich selbst gleichzeitig auf Urlaub fahren und den Kassierer der Erziehungskammer um Vertretung bitten mußten. Wir übergaben ihm eine Aufstellung aller fälligen Ausgaben mit den genauen Zahlungsterminen. Als er nach dem Kassenbestand und den Eingängen fragte, lächelten wir vielsagend. Es war kaum etwas in der Kasse vorhanden. Aber ich tröstete ihn und gab ihm den Rat, nur einfach abzuwarten, er würde dann schon sehen. Als wir dann vom Urlaub zurückkehrten, kam er uns mit strahlendem Gesicht entgegen und meldete: „Alles bezahlt!“ Es war sogar noch ein Überschuß in der Missionskasse vorhanden. Trotzdem entspräche es nicht der Wahrheit, wenn wir nicht zugleich auch davon sprechen würden, wie bedrückend und aufreibend ein solches Leben ist. Bekanntlich bringen wir auf der letzten Seite unseres Missionsblattes „Die Biene“ in Form eines Bienenkorbes (Idee und Zeichnung stammen übrigens von meiner Frau) eine Statistik unserer Einnahmen und Ausgaben. Die leeren, weißen Stellen in der Zeichnung sind keine Propaganda, sondern das nüchterne Abbild unserer wirklichen, stets spannungsvollen Finanzlage. Wie oft habe ich gewünscht, daß es irgend einmal in einem Jahre einen vollen Bienenkorb geben möchte. Und gerade auch jetzt, wenn ich nun am 8. Juli d. J. mein Amt an meinen Nachfolger, Bruder Dr. Berg, übergebe, würde meine Freude überschwenglich sein, wenn ich ihm einen halben Bienenkorb mit Waben voll bis an den Rand weitergeben könnte. Aber das wird ein frommer Wunsch bleiben. Ich klage darüber nicht. Obwohl mir das bekannte Wort von dem sogenannten „gesegneten Defizit in der Mission“ nicht leicht über die Lippen kommt, will ich gerne gestehen, daß meine Mitarbeiter in der Goßner-Mission,

Kirchsaal und Missionsgarten



wie auch meine Frau und ich in den zurückliegenden Jahrzehnten auf dem harten Wege mit Zittern und Zagen und doch auch mit Dank und großer Freude die Lektion des Apostels Paulus gelernt haben, die besser als alle anderen Worte das beschreibt, was wir als „ein Leben aus dem Defizit“ (ein Leben aus dem, das wir nicht haben) aus Gottes Hand genommen haben:

„Als die Sterbenden, und siehe, wir leben;  
als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet;  
als die Traurigen, aber allezeit fröhlich;  
als die Armen, aber die doch viele reich machen;  
als die nichts haben und doch alles haben!“

Es gibt aber noch ein Defizit im letzten Sinne, das tiefer in unsere Existenz hineinreicht als alles andere. Ich rede jetzt nur von mir ganz persönlich. Das Defizit, das ich hier meine, das ist die Schuld, die sich in meinem 35jährigen Dienst in der Goßner-Mission Gott und Menschen gegenüber angesammelt hat.

Ich bin vielen vieles schuldig geblieben: an Liebe, persönlicher Anteilnahme, Zuspruch, Dankbarkeit und an menschlichen Kontakten aller Art gegenüber den Amtsbrüdern und Amtsschwestern in den Pfarrhäusern, die ich hin und her besucht habe; den Gemein-

den, den vielen einzelnen Helfern und Mitarbeitern in unserem ganzen Freundesgebiet, den Missionsgeschwistern und der Goßner-Kirche draußen in Indien. Was soll mit diesem Defizit geschehen? Wir wissen, daß es da nur ein Mittel gibt, dieses Defizit zu decken: das ist die Vergebung dieser meiner Schuld, um die ich auch herzlich bitte.

Und mit alledem trete ich zuletzt vor Gottes Angesicht, indem ich mich und die Meinen Seiner Gnade befehle. Denn gerade dies habe ich in meinem langjährigen Dienst mit großer Furcht und Freude lernen dürfen, daß das Leben aus dem Defizit immer ein Leben aus Gottes Vergebung bedeutet. So grüße ich – auch im Namen meiner Frau – zum Abschied unsere Leser mit dem Vers des Lutherliedes, das mir ständig wirklicher und tröstlicher geworden ist – in Jahren, Monaten, Tagen und Nächten:

„Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst,  
die Sünde zu vergeben,  
es ist doch unser Tun umsonst  
auch in dem besten Leben.  
Vor dir niemand sich rühmen kann,  
des muß dich fürchten jedermann  
und deiner Gnade leben.“

## Ein christlicher Ashram

(Ort der Einkehr)

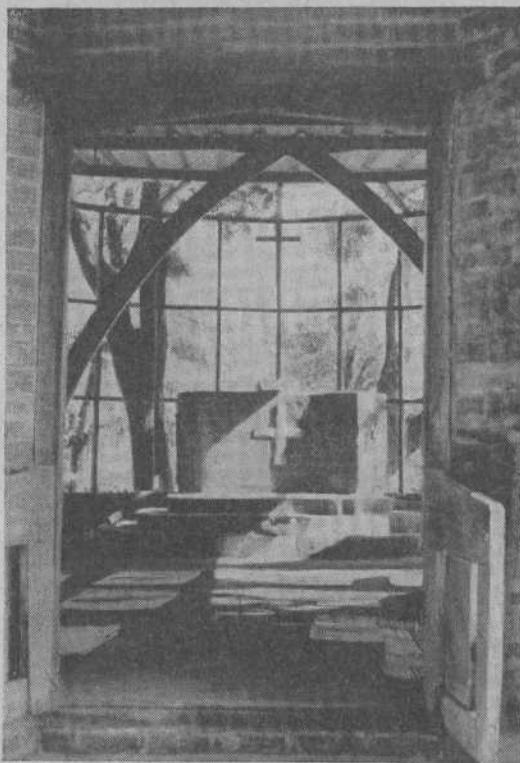
Die Schreibmaschine ist am Rahmen ganz verrostet, auf der ich heute aus dem Ashram schreibe, eine alte Missionarsmaschine, die manchen Sturm miterlebt haben muß und manche Monsunzeit. Seit 24 Stunden umfängt uns eine andere Welt, uns, eine Schar, die sich folgendermaßen zusammensetzt: Bischof *Oliver Tomkins* und Frau aus Bristol, (der verdienstvolle Leiter der Sektion „Einheit“ bei der Vollversammlung); *Maurice Villain* aus Paris (römisch-katholisch); Pastor *John Lawrence*, der Herausgeber von „*Frontier*“ aus London; *Sybil Bailey*, eine indische Christin, die für Erziehungsarbeit verantwortlich ist; Bischof *Zulu* aus Umtata/Südafrika, mit dem ich mein Zimmer teile; ein Benediktinermönch, der als Sadhu in Süindien lebt und den Namen *Akhishiktanandy* angenommen hat, aus Frankreich; ein Hindu *Premananda*, der mit Gandhi zog und in dessen Geist in einer landwirtschaftlichen Genossenschaft arbeitet; *Ilse Friedberg* aus Bossey, jetzt Cormatin-Taizé; ein russischer Dozent von der orthodoxen Akademie in der Rue de Crimée (Hügelkirchlein) *Boris Bobrinskoy*; ein junger Presbyterianerpriester *John Cole/USA*; der Leiter dieses Hauses gemeinsamen Lebens, *Murray Rogers* und seine Frau *Mary* und deren Freundin *Heather Sandemann*. –

Von der Bahnstation Barrilly ging es mit einer Rikscha sechs Kilometer ins Land, zuletzt querfeldein, und zwischen hohen Bäumen und Reisfeldern lagen die Gebäude in der Nachmittagssonne. Drei bilden in U-Form einen offenen Hof, dahinter liegen zwei andere Gästehäuser und ein kleiner Stall für die beiden Ochsen. Eine eigenartige, interessante Kapelle liegt etwas entfernt und zwei kleine Hütten, die just groß genug sind, damit jemand darin allein sitzen kann. Sitzen, das heißt, sich nach indischer Weise aufzuhalten: alle Häuser werden ohne Schuhe betreten, weil



Landessuperintendent H. H. Peters-Celle schreibt im Ashram seinen Reisebericht

sie einen weichen, gestampften Lehmboden haben. Man nimmt auf Matten auf dem Boden Platz, auch in der Kapelle zur Andacht; zu Tisch „sitzen“ wir ebenso, denn der Tisch ist nur dreißig Zentimeter über dem Boden. Wem diese Form des Sitzens zu schwer fällt, kann sich eines kleinen Hockers oder eines Brettchens bedienen, das auf zwei Leisten eben über dem Boden steht. Wir schlafen wie die Inder auf einem Gestell, das mit Raffiastricken bespannt ist, übrigens sehr gut. Zum Erlebnis des Alltags gehört noch, daß die Sonne um 5,30 Uhr untergeht und es dann so kalt wird, daß wir uns in Decken hüllen wie die Einwohner des Landes. Heute Nacht war es wohl eben über Null Grad, und als wir uns um 5.20 Uhr erhoben, um in die Kapelle zur Morgenandacht zu gehen, haben wir richtig erlebt, was Kälte ist: 30 Minuten stilles Gebet, dann Andacht und Abendmahl, das *Oliver Tomkins* hielt. Alle Mauern sind offen; im Bausteinbau sind Lücken gelassen, durch welche die



Die Kapelle

Luft geht. Im Grunde schützt nur das Dach, sonst lebt und schläft man im Freien. Zur Beleuchtung dienen Sturmlaternen, mit denen man auch zur Abendandacht wandert. Die Lebensart soll so sein wie die der Inder im benachbarten Dorfe Kareli. Zuerst tun einem alle Glieder weh; tagsüber erfreut man sich doppelt der Sonnenwärme, in der die kleinen, grau und weiß gestreiften Eichhörnchen an den Bäumen umherhuschen. Mittags aßen wir von Bananenblättern, die vorher unter der Pumpe gewaschen und dann in doppelter Tellergröße zugeschnitten wurden; glücklicherweise gab es Löffel, so daß wir diesmal die Finger nicht gebrauchen mußten. Seit fünf Jahren arbeitet und lebt die kleine Gruppe von vier bis sechs Menschen hier, berät die Inder auch in der Landwirtschaft, hilft medizinisch und versucht, ihnen menschlich so nahe wie möglich zu sein — schlicht da zu sein im Sinne des Zeugnisses, wie die Kleinen Brüder des Frère de Foucauld es wollten, par simple présence (durch einfache Gegenwart). Murray Rogers ging mit mir nachmittags zum Dorfe; durch den Busch führte

der Weg an Zuckerrohr- und Reisfeldern vorbei, über Steppenland zu einem Damm, der mich an den Emsdeich bei Leer in Ostfriesland erinnerte. Oben führte ein einsamer Eisenbahnstrang in die Weite. Die Sonne ging gerade glutrot unter; vor uns lag das Dorf, die Lehmhütten aneinandergeschmiegt und über ihnen ein blaßblauer Schleier von abendlichem Rauch. Die Menschen kamen vom Feld nach Hause, einige mit Reisbündeln auf dem Kopf, andere mit Lasten; hier zog ein Ochsenpaar friedlich über die Gleise, während ein Mann den Pflug über der Schulter trug: eine einzige Pflugschar, hier aus Eisen, während ich im Staate Bihar einen Pflug mit Holzdorn sah; dann führte mich Mr. Rogers durch die Gasse des Dorfes. Die Kinder grüßten freundlich, auch viele Erwachsene. 30 Prozent der Bevölkerung sind Moslems, 30 Prozent Hindus; jede Gruppe hat eine Moschee oder einen Tempel. Eine Familie lud uns ein, auf dem Lehmfußboden vor dem Hause Platz zu nehmen. Die Schuhe wurden abgestreift, und mein Begleiter doltete — von der Tagesarbeit wurde berichtet, von den Nachbarn, von allerlei Hoffnungen. Die Abendsuppe (grüne Linsen) brodelte auf dem offenen Lehmofen. 35 Rupien verdient der Mann bei dem Eisenbahnbau im Monat; soviel kostet einen Tag ein Hotelzimmer mit Verpflegung in Delhi.

Abends leuchteten die Sterne, wie ich es nie im Leben sah; es waren viel mehr Sterne sichtbar, unendlich viele ganz deutlich zu erkennen zwischen den sonst bekannten Sternbildern. Und der eigentliche Inhalt dieser Tage? Darüber muß ich erzählen! Es waren große Augenblicke im Gespräch, wie sie nur in dieser Stille möglich sind. Was ist eigentlich ein Ashram? Die Form eines gemeinsamen Lebens, das ein Guru, ein Lehrer, in seinem Haus mit Schülern pflegt, die sich freiwillig einfinden. Die Freiwilligkeit wird durch keine Regel gebunden; wie jemand kommt, so kann er gehen; nichts hält ihn außer dem Verlangen, bei dem Guru zu lernen. Über 40 christliche Ashrams soll es jetzt in Indien geben, wobei die Lebensform der Brahmanen aufgenommen wurde, die seit undenklichen Zeiten auf diese Weise lehren. Ungeschriebene Ordnung ist es, bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang Gott anzubeten. Unvergänglich bleiben mir die Stunden, in denen wir in der Frühe (um 5.30 Uhr wurde geweckt) in unsere Decken gehüllt

Ilse Friedberg im Gespräch mit dem christlichen Sadhu (Benediktiner)

Bischof Oliver Tomkins (rechts) und der Sadhu bei der Meditation



in der offenen Kapelle auf unserer Matte saßen – zuerst eine halbe Stunde in völliger Stille – und dann Abendmahlsgottesdienst miteinander feierten, wobei dann das Licht des neuen Tages zwischen den Palmen heraufzog und das Kreuz über dem Altar beschien. Unvergeßlich auch am Abend, wenn die Sonne gesunken war und wir „The Lightening of the lamps“ (das Entzünden der Lampen) feierten, das mit den Worten schloß: „Christ, das Licht der Welt“, und dem „Bruderkuß“, der mit gefalteten Händen in die Hände des Nächsten weitergegeben wurde. „Die Gnade Gottes“, so lautete der Gruß; vom Altar gab ihn der Liturg weiter, und die Gemeinde von Glied zu Glied, bis der Letzte an dem Ausgang der Kapelle den Gruß weitergab an die Unbekannten, die als Nachbarn im Dorfe Karelí wohnen, die Moslems, die Hindus, die wenigen Christen – in der Zuversicht: Höher als alle Vernunft!

An einem Morgen habe ich den Abendmahlsgottesdienst nach lutherischer Weise halten dürfen, für alle getauften und konfirmierten Glieder, die danach verlangten. Neben der Freiheit ist zweiter Grundzug der Ashrams die Armut. Unser Bruder *Rogers* lebt auch so, getragen von freiwilligen Gaben aus Indien und einem Freundeskreis. Die Lebensweise ist so, daß alle Inder der Nachbarschaft erkennen: er lebt wie wir auch. Dritter Grundzug ist: Dienst. Jeden Morgen kamen nahezu 200 Kinder mit Tonkrügen oder Messinggefäß, um sich Milch zu holen (aus Milchpulver aufgelöst). Da standen dann die kleinen und größeren Menschlein, ihre zierliche Gestalten in dürftige Lappen gehüllt, mit strahlenden Gesichtern; und dabei wurde beobachtet, ob sie nicht ärztliche Pflege brauchten, für die sie dann später noch einmal kommen. Eine Liste wird geführt, damit man sie zur Ordnung erzieht und einen Überblick behält. Im vergangenen Jahr starben plötzlich viele kleine Kinder an einer Epidemie; besonders anfällig sind die Eineinhalbjährigen, denen das nachfolgend geborene Kind die Mutterbrust nimmt, und die dadurch anfällig werden. Dienst verwirklicht sich auch dadurch, daß alle Glieder eines Ashrams alle Arbeit gemeinsam verrichten, wobei auch die Eingesessenen helfen, vor allem beim Bestellen des hier zum Ashram gehörenden Landes. Das vierte Gemeinsame ist Bruderschaft (fellowship), bei der der Leiter als erster das Vorbild gibt, um in jeder Hinsicht mit den Gaben zu dienen, die ihm anvertraut wurden. Und das Letzte und Höchste ist das Gebet, wozu in diesen Tagen Vater *Boris* aus Paris über das „Christusgebet in der orthodoxen Kirche“ sprach. Eine für uns der indischen Anbetung eigenartig nahe Welt tat sich auf: das Christusgebet ist um so vollkommener, je weniger Worte es umschließt. Am liebsten würde ich meine Nachschrift wiedergeben, doch das würde den Rahmen sprengen. „Christus erbarme dich“: dies christozentrische Seufzen solle den ganzen Tag über den Menschen begleiten, bei der Arbeit, beim stillen Atmen, bei jedem Herzschlag; daraus erwachse mehr, als ein Mensch ahne, vor allem auch an Fürbitte für andere und an Erkenntnis Gottes in der Heiligen Schrift.

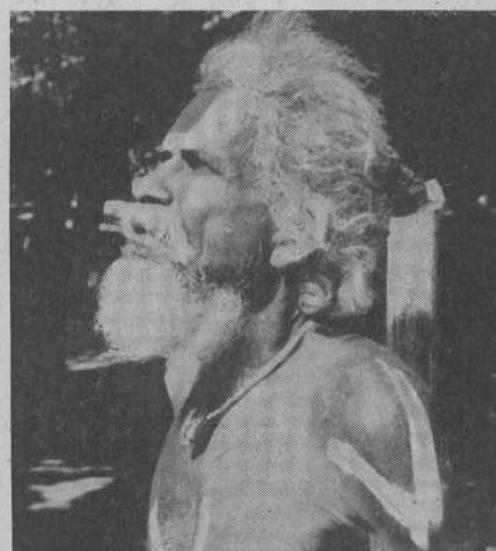
Zum Schluß noch etwas über die Lebensweise der Hindu-Gurus: zwölf Jahre muß ein Hindu-Guru wandern, um zu lernen. Alle zwölf Jahre kommen die Gurus am Ganges in der Nähe von Benares zusammen, wenn bestimmte Konstellationen der Sterne sich wieder-

holen; 1960 war das der Fall, und ohne irgendwelche Ankündigungen strömten außer den Gurus Hunderttausende von Menschen zusammen, um mit den Gurus zusammen zu sein.

Drei Wege der Erkenntnis kehren in allen Lehren der Gurus wieder: Bhakti-marga – der Weg der Liebe; Jnani-marga – der Weg der Erkenntnis (wobei jnani aus dem gleichen Stämme mit dem griechischen gignoskein – Gnosis stammen soll); und karma-marga – der Weg des Handelns, wobei der Guru in gleicher Weise seinen Schülern begegnet: er liebt sie (und das müssen sie erfahren und annehmen); er lehrt sie (und dabei hören und nehmen sie auf), und er nimmt sie in Dienst (und das müssen sie an sich geschehen lassen). Eigenartig ist bei alledem, wie man unwillkürlich an Jesu Umgehen und Handeln mit den Menschen denkt; jenseits allen verstandesmäßigen Erfassens (allen Intellekts) wird hier mit einem echten Vorgang gerechnet, der sich weniger durch Worte als durch die Tat und durch gemeinsames Leben weitergeben läßt. Deshalb blieben die Jünger ja bei dem Herrn, und das eigenartig Schwerste war, daß er dann vor ihren Augen und für sie starb. An dieser Stelle liegt für das Hindudenken das Besondere, Unbegreifliche; hier ist Jesus nicht mehr Guru, sondern ein Heiland, der sein Blut gab – was sonst von keinem Guru bekannt ist. Und der andere Ansatzpunkt ist, was die Heilige Schrift mit „Sünde“ bezeichnet; wobei gerade die Zerstörung der Gemeinschaft mit Gott dem Hindu bekannt ist, aber vom Einzelnen her in eigener Hingabe überwunden wird. –

Doch dies alles sind nur Splitter von Notizen, die einen Anhalt dafür geben möchten, worum unsere Gespräche kreisten. Interessant war dabei, wie oft Bischof *Zulu* aus Südafrika eingriff: „Bei uns“, sagte er, „ist viel weniger eigene Erkenntnis; aber wir wissen, daß wir in ähnlicher Weise Christus verkündigen sollen ohne europäische oder angelsächsische Begriffe. Wie das geschehen kann, werden wir in Afrika erst viel später wissen können.“ – Es gab in jenen wenigen Tagen Augenblicke, in denen man die Zeit hätte anhalten mögen: so entscheidend waren einige Anstöße und dämmrige Erkenntnisse, und zwar umso stärker, als uns die Schriftlesungen am Morgen und Abend immer wieder begleiteten.

Landessuperintendent Hans-Helmut Peters, Celle



Ein  
Hindu-Sadhu



## Rourkela als Modellfall

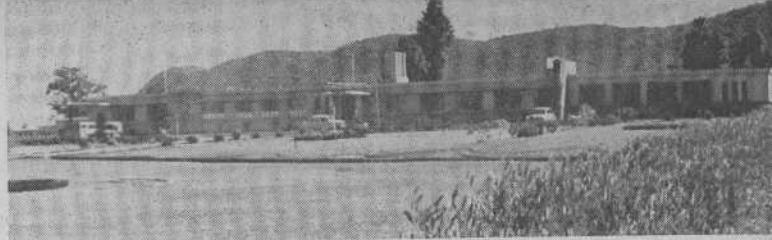
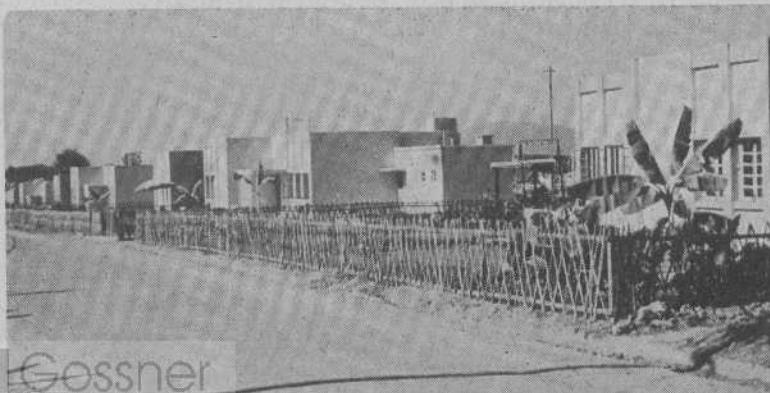
von Pfarrer  
Dr. Eberhard Peusch,  
Rourkela

Presse, Rundfunk und Fernsehen haben schon längst durch ihre Artikel und Reportagen die Einmaligkeit und Wichtigkeit der deutschen Großbaustelle Rourkela im Staat Orissa in Indien unterstrichen und immer wieder betont. Einmalig – wenigstens bisher – ist Rourkela nicht nur wegen des Umfanges des Auftrages für die etwa 40 dort beschäftigten Firmen, sondern vor allem wegen der großen Zahl der deutschen Fachkräfte, die in Rourkela gearbeitet haben, noch heute arbeiten und wohl auch in Zukunft arbeiten werden.

1959 zählte die deutsche Kolonie einschließlich der Familienangehörigen in Rourkela etwa 1800 Menschen. Nimmt man noch die in der Heimat mit Rourkela direkt Beschäftigten hinzu, Abteilungsleiter, Kaufleute und andere, und rechnet alle für längere oder kürzere Zeit in Rourkela gewesenen Deutschen zusammen, so dürfte die obige Zahl leicht um ein Vielfaches überstiegen werden. Allein schon wegen des Ausmaßes der Baustelle ist Rourkela geradezu zu einem klassischen Modellfall geworden.

Wenn man als technischer Laie die Anlage des Werkes wie auch der Werks-Stadt überschaut, ist man beeindruckt von der Großzügigkeit der Planung und der vorausschauenden und fachkundigen Auswahl des Geländes. Wie Steinchen in einem riesigen Mosaik muten einen die neuen Wohneinheiten der schon zur Hälfte aufgebauten Werksiedlung an, in der heute schon 50 000 Menschen Unterkunft finden. Und dennoch mag man zugleich nachdenklich gestimmt werden, wenn man vom erhöhten Wasserwerk auf die Unterkünfte herabblickt und sich klar macht, daß die wenigen Typen der Bungalows die einzige Abwechslung im Stadtbild bieten, daß weiterhin die Zuteilung der verschiedenen großen Typen sich nach dem Gehalt und der Stellung der Bewohner richtet, wenn man schließlich bedenkt, daß jede Einheit in der ganzen Siedlung nach Sektoren, Blocks und Hausnummern bezeichnet wird und es keinerlei Straßennamen gibt. Der unpersönlichen Arbeitsleistung im Betrieb des hochmodernen Stahlwerkes entspricht fatalerweise auch das unpersönliche „Heim“. Die Volksschulen, Gymnasien, Markt- und Vergnügungs-(social)Zentren der einzelnen Sektoren haben meist das gleiche Aussehen. Restaurants,

Werksiedlung Rourkela



Das deutsche Krankenhaus

Kinos, Geschäfts- und Bankhäuser sind außer einem Kino noch nicht erbaut, für Privathäuser eigenen Stils und eigener Prägung ist kein Baugelände vorgesehen. Die Neustadt der 100 000, Rourkela, gleicht einem großen Lager, in dem es keinen Platz für Privatinitiative gibt, weshalb sie wohl auch nie ein eigenes Gesicht – einen „Kurfürstendamm“ oder einen „Jungfernsteig“ – haben wird.

Selbst die werksfreie „Mantelbevölkerung“, soweit überhaupt zugelassen, ist genau wie die Werksangehörigen mit in den Plan hineingenommen.

Es liegt auf der Hand, daß eine Großbaustelle dieser bisher nicht bekannten Größenordnung die beteiligten Firmen vor große Schwierigkeiten stellte, die notwendigen Fachleute herbeizuschaffen. Selbst große, im Auslandsgeschäft erfahrene Firmen waren gezwungen, für diesen Auftrag firmenfremdes Personal unter Vertrag zu nehmen. Es zeigte sich immer wieder, wie schwer es war, Leute, besonders anerkannte Fachkräfte, für Rourkela zu gewinnen. Selbst der hohe Lohnanreiz konnte dem nicht ganz abhelfen, da man allgemein in der Heimat sein gutes Auskommen und eine gesicherte Existenz hat und diese Annehmlichkeiten nicht gerne für die Primitivität und vor allem für das tropische Klima der indischen Baustelle einzutauschen gewillt ist. Aus diesen Gründen konnten die Firmen kaum eine Auswahl unter der zu entsendenden Mannschaft treffen, weniger in Bezug auf die fachliche Qualifikation, als vielmehr in charakterlicher und, was vielleicht noch stärker ins Gewicht gefallen ist, in pädagogischer Hinsicht. Ein guter Facharbeiter ist noch lange kein guter Ausbilder und Übermittler des „Gewußt – wie“ an die indischen Arbeiter, die im Zuge der Aufbauarbeit zugleich geschult werden sollten.

Die oftmals eingetretenen Verzögerungen des Montagebeginns der einzelnen Anlagen machte zudem einen auf lange Sicht geplanten Einsatz der Fachleute unmöglich, so daß selbst dort, wo vorbereitende Kurse hätten eingerichtet werden können, kaum Zeit und Gelegenheit zu ihrer Beschickung und Durchführung gewesen wäre.

So war zu beobachten, daß die meisten Deutschen ohne Kenntnis des Landes und seiner Bevölkerung, wie auch der Arbeitsbedingungen und -möglichkeiten, viele ohne jegliche Sprachkenntnis, nach Rourkela kamen. Dadurch kam es am Arbeitsplatz, besonders aber in der Freizeit zu erheblichen Pannen, wovon die indische und die deutsche Presse genugsam berichtet haben. Besonders belastend war die eben aus Unkenntnis falsche Einstellung des deutschen Mannes zur indischen Frau. Dieses Problem war dadurch verschärft worden, daß die Firmen allgemein die Tendenz hatten, aus welchen Gründen auch immer, möglichst Unverheiratete oder doch die Fachkräfte ohne ihre Familien dorthin zu entsenden. Im Anfang waren allein 400 unverheiratete Monteure in einem großen, zweietagigen Wohnblock, einer zivilen Kaserne, ohne Hausordnung und Aufsichtshabende untergebracht. Etwas mehr eigene Zucht und Haltung, dazu eine gute Betreuung (deutsche Küche, hauseigenes Personal usw.) unter einer straffen gemeinsamen Leitung hätte uns

sicher den „Fall Fittershostel“, so wurde der Wohnblock genannt, erspart. Es zeigte sich später, daß die Verhältnisse in dem Maße gesundeten, wie die Anzahl der Familien wuchs. Es war so, daß allein die Anwesenheit einer größeren Zahl deutscher Frauen das zuweilen turbulente Wildwesttreiben wohltuend beruhigte.

Gewiß hatte man im „Sozialverein Rourkela e. V.“ eine Institution geschaffen, die in gemeinsamer Verantwortung aller Firmen für die Betreuung der in Rourkela arbeitenden Deutschen zuständig war. Aber als nur verwaltende und helfende Stelle hatte der Sozialverein eine viel zu schwache Position. Stark vertretene und auch ebenso stark geleitete Firmen übernahmen sehr bald die Betreuung ihrer Leute selbst, zum Beispiel durch Beschaffung von Unterkünften bei der indischen Firma, Versorgung mit deutschen Lebensmitteln und Spirituosen und anderes mehr. Hauptaufgabe des Sozialvereins war schließlich die Errichtung eines deutschen Klub-Gebäudes und eines deutschen Hospitals und deren laufende Verwaltung samt Anstellung deutscher Kräfte und indischer Angestellten für diese Institutionen. Die kulturelle Betreuung beschränkte sich lange Zeit auf die Vorführung von wöchentlich zwei Filmen, auf deren Auswahl von Indien her kein Einfluß genommen werden konnte. Welch kümmerliche Streifen wurden doch oftmals angeboten, die fast alle Deutschen ansahen, da das Kino die weithin einzige und zudem zugkräftigste Abwechslung war. Erst später wurde für gelegentliche Vorträge und für englischen Unterricht gesorgt und schließlich auch eine kleine Klub-Kapelle engagiert. Unverständlich ist, daß es nur in wenigen Fällen möglich war, deutsche Künstler, die sich oft mit Hilfe von Bundesmitteln auf einer Asien-Konzertreise befanden, auch in Rourkela zu hören.

Die gesamte kulturelle Arbeit, auch die, die im Rahmen der evangelischen und katholischen deutschen Gemeinden getrieben wurde, litt unter dem Mangel an Interessenten und vor allem an dem fast völligen Fehlen von Leuten, die bereit waren, ihre Kenntnisse und Kräfte nach Feierabend für die Gesamtheit einzusetzen. Es war in der Tat bedrückend, wie wenig Gemeinsamkeit und Zusammenhalt in der großen deutschen Kolonie zu finden war, was in dem völligen Fehlen einer gemeinsamen Basis und eines wie immer gearteten Gruppenbewußtseins lag. Obendrein fehlte auch hier eine leitende Spalte, etwa ein „Bürgermeister“, der für alle Deutschen verbindlich reden und auftreten konnte. Diese Rolle mußte der Leiter des Sozialvereins übernehmen, gestützt auf den mitbestimmenden „Firmen-Beirat“. Was von der kulturellen Arbeit gesagt ist, gilt in ebendemselben Maße von der rein kirchlichen Arbeit.

Ein besonderes Problem hier in Rourkela war die Begegnung der Deutschen mit den Indern. Die meisten Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit traten im Anfang auf, als ungeahnte Transportschwierigkeiten immer wieder neue Terminknöte heraufbeschworen. Ferner war es für die deutschen Monteure nicht leicht, schnell mit den ihnen zugewiesenen indischen Arbeitern eine funktionierende Arbeitsgruppe zu bilden. Zu der sprachlichen Behinderung auf deutscher kam auf indischer Seite der Mangel an ausgebildeten, geschweige denn an wirklich gut ausgebildeten Facharbeitern. Was am meisten Kopfzerbrechen machte, war der Umstand, daß die indischen Mitarbeiter ein-

fach nicht „spurten“, es auf Grund ihrer inneren Einstellung und Haltung indeß auch gar nicht konnten. Das hat man erst allmählich einzusehen gelernt. Zu einer guten Arbeitsleistung und Zusammenarbeit kam es überall dort, wo die Leiter einer Arbeitsgruppe versuchten, sich weithin solidarisch mit den Indern zu erklären – bis hin zur Teilnahme an Hindu-Feiern. Oftmals geschah das leider um den Preis, daß später – aus auf beiden Seiten falsch verstandener Solidarität heraus – die notwendige Autorität und die sonst überall in Indien genau beachtete Distanz verloren gingen. Gute Resultate zeigten sich auch dort, wo der Gruppenleiter mit fester Hand seine indischen Mitarbeiter regierte, was dann aber, wenn indische Arbeiter sich dem widersetzen, in der indischen Presse als „Herrenmenschen“ angeprangert wurde; besonders auch im Hinblick auf den nur für Deutsche zugänglichen Klub mit Schwimmbad. (Es gibt dafür eine Reihe guter Gründe!) Die Klärung der Frage nach der sinnvollen und richtigen Zusammenarbeit und Leitung ist ohne Zweifel eine der wichtigsten arbeitspädagogischen Aufgaben, die uns die Entwicklungshilfe überhaupt stellt. Ein Stahlwerk wird auch heute nicht vom Schreibtisch aus durch Planungen und Verträge erbaut, sondern mit Menschen, die niemals zu Robotern degradiert werden können.

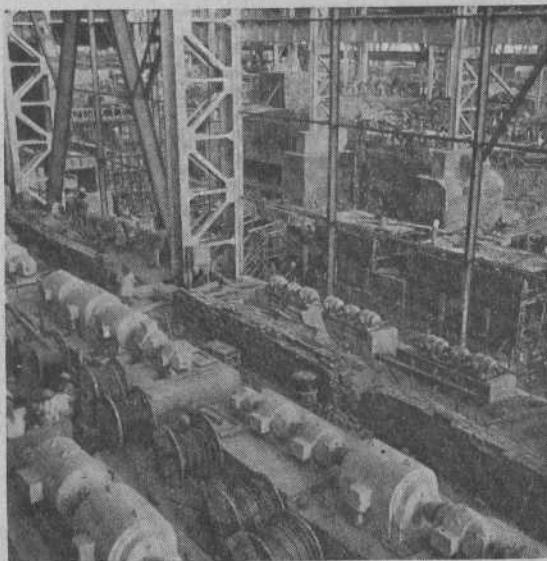
Das Problem „Rourkela“ als Ganzheit konnte jedoch erst dann aufkommen, und Rourkela kam erst dann in den Blick der Öffentlichkeit, als die ersten menschlichen Pannen, ob technischer oder privater Art, geschehen waren. Erst dann wurde die deutsche Öffentlichkeit dessen inne, daß Rourkela nicht nur ein privatwirtschaftliches Unternehmen einiger Firmen ist, sondern eine höchst politische Angelegenheit, für die man etwas tun muß. Der Besuch einer Parlamentarierdelegation 1959 (!) und die Entsendung von Journalisten und Reportern – daß sie immer „geschickt“ waren, kann man kaum behaupten – machte das deutlich. Nach diesem mißglückten Versuch, Versäumtes aufzuarbeiten, ist es dann bald wieder still geworden.

In Rourkela selbst hat sich nichts geändert. Ob diese Riesenbaustelle nicht doch, gerade wegen ihrer niemals bezweifelten Wichtigkeit, einen ständigen Konstalarbeamten benötigt? Ja noch mehr: welche kulturelle Strahlung, wenn schon die politische ausbleibt, könnte von dort ausgehen – über die wenigen Stunden Deutschunterricht für Inden hinaus – wenn das richtige Instrument zur Hand wäre, wenn zum Beispiel auch der Deutschen Schule von Seiten der Industrie und des Bundes mehr Interesse gewidmet und ihr mehr Bedeutung und Gewicht beigelegt würde?

Hier sind wir bei einer der Kardinalfragen der Entwicklungshilfe überhaupt. Alle führenden Kreise sind sich über die wirtschaftliche, mittlerweile auch die politische Zielsetzung und Bedeutung der technisch-industriellen Hilfe für die Entwicklungsländer im klaren. Weniger klar ist schon die Sicht auf ein damit unaufgebar verbundenes kulturelles Ziel. Und wieder hängt damit zusammen, daß man bis heute noch nicht erkannt hat, daß ein solch völkisches, oder sagen wir auch europäisches Unternehmen, wie es einmal die Entwicklungshilfe ist, notwendig auch einen ideellen, geistigen und – jawohl – religiösen Hintergrund und zugleich eine ebensolche Zielsetzung haben muß. Ein so kompliziertes Stahlwerk wie Rourkela ist keine Axt oder kein Hammer, für deren Funktionieren es



Die indische Frau in der Arbeitsmühle der Industrialisierung



Riesenbaustelle Rourkela



Betriebsgemeinschaft im deutschen Klub



gleich ist, wer sie bedient. Hier handelt es sich vielmehr um einen Organismus, der erst durch die dort arbeitenden Menschen und deren Geist zur lebendigen Funktion kommt. Ein solches Werk braucht mehr als nur fachlich und technisch gut ausgebildete Menschen, es braucht deutsche Menschen, die sich auch an einen geistigen Auftrag gebunden wissen, und es fordert auf indischer Seite solche, die sich von dem Verhaftetsein mit der Natur freigemacht und sie entmythologisiert haben, und die sie nun auch frei gebrauchen und montieren können, nachdem sie sie geistig bezwungen haben. Aber auch eine solche Haltung wird allein nicht zum Erfolge führen, wenn nicht zugleich der in den neuen und für die alte Gesellschaft revolutionierenden Arbeitsprozeß eingespannte Mensch gesehen wird, und wenn nicht der Wille und die Weisheit da sind, seine auf ihn einstürmenden Probleme in ihrer Vielgestaltigkeit zu bewältigen. Daß dazu aber die geistigen und auch die religiösen Voraussetzungen vorhanden sein und dabei ebensolche Kategorien zur Anwendung kommen müssen, ist offenkundig.

Hier liegt einer der schwächsten Punkte des Unternehmens Rourkela, daß diese geistige Aufgabe nicht bejaht und weithin überhaupt nicht gesehen wird. Sie läßt sich nicht in Verträgen festlegen, ist aber mit der Annahme des technischen Auftrages mitübernommen. Sie ist indes weniger Sache der Firmen, als vielmehr die der dort arbeitenden deutschen Menschen. Diese Aufgabe, das fremde Volk mit dem von der Technik und ihren „abendländischen“ Voraussetzungen geformten und von ihr zum Funktionieren benötigten Menschenbild bekannt und vertraut zu machen, wird zunächst ganz praktisch gelöst: je nachdem, wie sich der einzelne Deutsche dort draußen verhält, an seinem Arbeitsplatz oder in der Freizeit, welches Beispiel er unbewußt dem Inder gibt, und zugleich, welches Modell er bewußt vorzuleben gewillt ist. Ferner muß es uns darum gehen, die Probleme, die dem Volk und dem Land aus der Entwicklung der Industrie entstehen, persönlich und offiziell mitzutragen und zu versuchen, ihre Lösung im Gespräch mit dem anderen und im täglichen persönlichen Einsatz über das technische und vertragliche Soll hinaus zu finden. Der Hinweis, daß es sich hier um eine „unerwünschte Einmischung in innere indische Angelegenheiten“ handelt, stammt aus einem noch nicht überwundenen, europäischen Überlegenheitsgefühl und ist eine leicht durchschaubare Flucht vor der auferlegten Verantwortung. Was aus dem von Deutschen gebauten Stahlwerk Rourkela wird, geht uns ebenso wie die Inder an. Ein Mangel an fachmännischer Bedienung durch indisches Personal und damit der Ausfall einer Maschine oder einer Anlage bedeutet nicht nur für den Inder Produktionsausfall, sondern fällt sicher, wie schon des öfteren geschehen, auf uns selbst, auf schlechtes Material oder schlechte deutsche Arbeitsleistung, zurück. Deshalb können uns die Ausbildung von Fachkräften, Dinge der Betriebsorganisation, die Bereitstellung von Arbeitskräften aus neu zu erschließenden, nahegelegenen Einzugsgebieten (Orissafrage!), die Versorgung der Bevölkerung, Bewässerung, Erschließung des Hinterlandes, die sich nun auch dort meldenden Arbeiterfragen und anderes mehr eben nicht gleichgültig sein.

Was den deutschen Arbeiter oder Ingenieur angeht, seine Arbeitsethik und sein Arbeitsverhalten, seine Einstellung zum Werk oder seiner Maschine, die ihm auferlegte Pflicht und die von ihm bejahte Verantwortung, so ist uns hier die Aufgabe gestellt, uns unser Anderssein in der Begegnung mit dem Inder bewußt zu machen, zu erklären und weiterzugeben, wenn wir feststellen müssen oder sogar schon wissen, daß unser Sosein die unabdingbare Voraussetzung für ein reibungsloses Arbeiten und Produzieren in einem modernen Stahlwerk ist.

Vielleicht ist es noch Zeit, am Modellfall Rourkela alle diese hier genannten Dinge zu beobachten und zu sammeln, – bis heute sind neben Zeitungsausschnitten und natürlich den firmeneigenen Berichten nur in einem Falle soziologische Unterlagen gesammelt worden; und dann zum Wohle des Inders – das haben wir doch im Auge? – aber auch zum besseren Gelingen unserer Entwicklungshilfe auszuwerten und weiterzugeben. Hier liegt für uns die Möglichkeit, unsere Entwicklungshilfe vor dem Mißverständnis eines Almosens zu schützen und sie zu einem Dienst am Menschen zu machen.

# Ein Rundgang durch Amgaon

Wenn wir aus dem Dorf Amgaon kommen, grüßt über dem Tor, durch das wir unseren Compound betreten, ein großes Kreuz. Das ist das Zeichen unserer Arbeit hier. Wir stehen im Dienste Jesu Christi, der für uns gestorben ist, und im Dienste der Menschen, denen wir diese Botschaft bringen wollen. Hinter einem großen Rasenstück, das ausgezeichnet geeignet ist zum Landen von Hubschraubern, sehen wir das Hospital liegen, einen linken und einen rechten Flügel. Der Verbindungsbau, der den Operationssaal, den Kreißsaal und anderes enthalten soll, wird erst in ein paar Jahren gebaut werden. Wir gehen zunächst auf den linken Flügel zu. Auf der Veranda und im Schatten der Bäume um das Haus herum sitzen viele Menschen, einzeln und in Gruppen beisammen. Es fällt uns auf, wieviele Mütter mit Kindern dabei sind, oft furchtbar abgemagerte, elende Gestalten. Die meisten halten einen Zettel und ein kleines Stück Pappe mit einer Nummer darauf in der Hand. Das sind die Außenpatienten, die aus einem Umkreis von 20–34 Kilometer Entfernung hierher kommen. Sie waren oft tagelang zu Fuß unterwegs und warten nun geduldig darauf, bis ihre Nummer aufgerufen wird. Vor einem Fenster drängelt sich eine ganze Schlange von Menschen. Hier werden die Behandlungsscheine und Nummern ausgegeben. Hinter dem Fenster sitzt unser Matthias, der alle diese Scheine schön nach Dörfern geordnet aufhebt, so daß er sie gut wiederfinden kann, wenn dieselben Menschen nach Monaten oder Jahren wiederkommen. Soeben gibt er die Nummer 95 aus; Dabei ist es erst fünf Uhr nachmittags und noch immer strömen Leute herbei, die Namen und Dorf angeben, um ihren Schein zu erhalten.

Wir treten von der Veranda in das Haus und stehen nun im Untersuchungszimmer vor dem Tisch von Schwester Ilse. Es ist nur ein ganz kleiner Raum: ein Schreibtisch, ein hölzernes Untersuchungsbett und ein Wandregal mit einigen Medikamenten. Aber wenn diese Wände reden könnten! Wieviel Krankheitsnot und Elend haben sie schon gesehen, wieviele Fragen und Klagen gehört, aber auch wieviel Freude solcher Menschen erlebt, die gesund wieder nachhause gehen konnten. Einer nach dem anderen von den Außenpatienten kommt hier herein, klagt seine Beschwerden, zeigt seine Geschwüre, seine wackeligen, schwarzen Zähne, seine schmerzenden Glieder; oder er hält Schwester Ilse die von dauerndem Fieber und Durchfall geschwächten Kinder entgegen. Viele fallen zuerst auf die Knie und berühren den Boden mit dem Kopf, bevor sie sich auf den Schemel neben dem Tisch setzen. „Ihr seid meine letzte Hoffnung, macht mich – macht mein Kind wieder gesund!“ Wenn wir sie dann fragen: „Warum seid Ihr so spät gekommen, warum habt Ihr Euer Kind nicht schon viel eher gebracht?“ dann gibt es viele Entschuldigungen: „Es hat so stark geregnet; der Fluß war so reißend, daß wir nicht übergesetzt werden konnten.“ „Die Straße war so aufgeweicht und die kleinen Flußbetten so

voller Wasser, daß es kein Durchkommen gab.“ „Die Arbeit auf dem Felde mußte erst beendet werden. Wovon sollen wir leben, wenn wir unseren Reis nicht ernten?“ „Wir haben es zuerst mit unserer Dschanghelmedizin versucht, aber die hat nicht geholfen.“

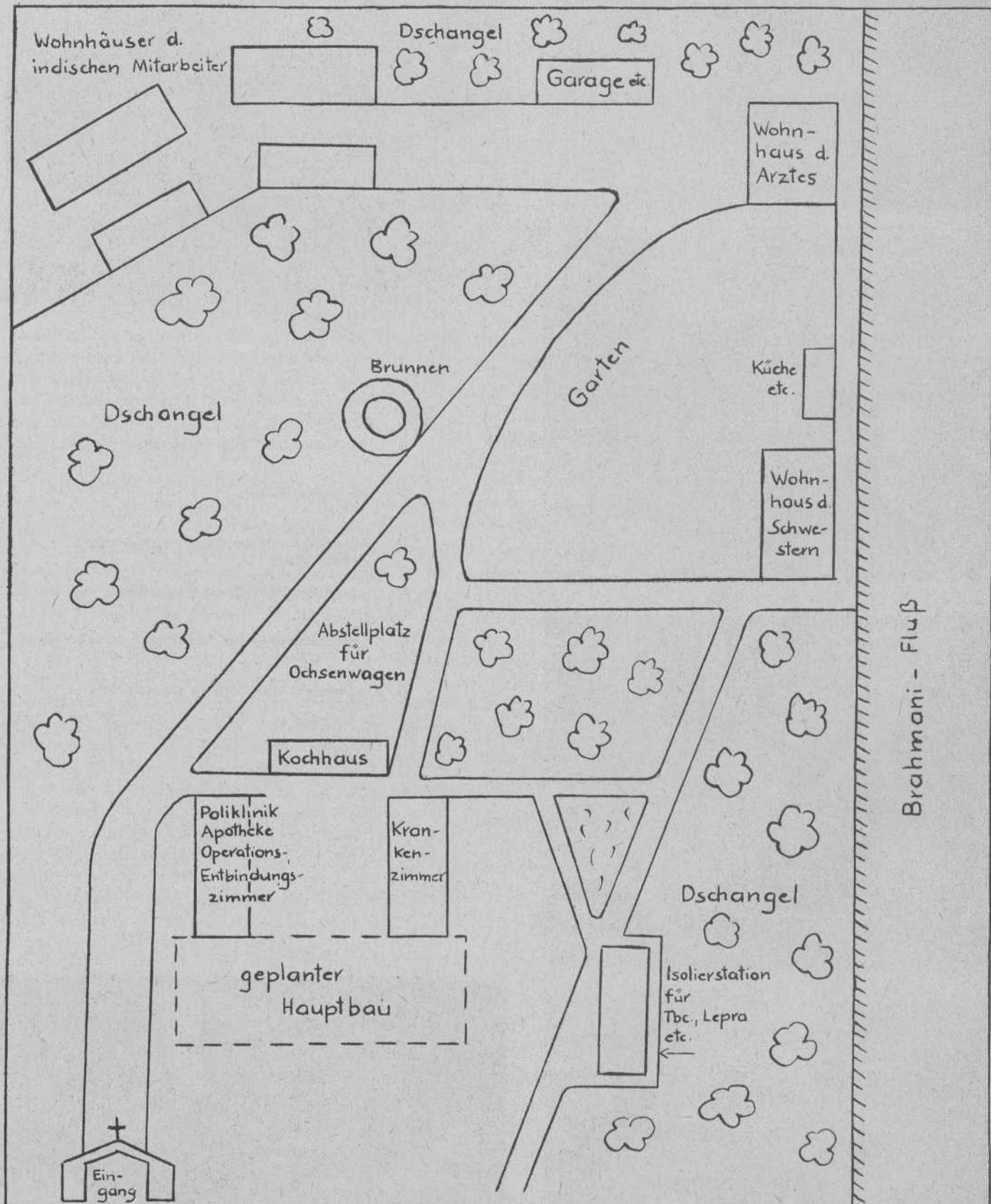
Die Schwerkranken, die bei uns bleiben müssen, werden an Dr. Gründler zur Aufnahme ins Hospital weitergeleitet. Für die anderen werden die Medikamente und Verordnungen auf den Behandlungsschein geschrieben, und wir gehen nun mit ihnen in das anliegende Behandlungszimmer. Hier geben Luther, unser Krankenpfleger, und Bina, unsere treue Hospitalstütze, die Medikamente aus, verabreichen Spritzen und machen Verbände. Oft geht es den Wartenden nicht schnell genug. „Laßt mich zuerst! Wir wollen gleich wieder nach Hause, um vor der Dunkelheit daheim zu sein. Wir haben die anderen Kinder alleine zu Hause gelassen. Wir müssen über den Fluß und dann noch eine Stunde zu Fuß laufen.“ Vier Hände reichen oft nicht aus, um alle schnell genug zu versorgen. – Wir gehen weiter, denn das Gebrüll der Kinder, die ihre Spritze bekommen, oder die die bitteren Pillen nicht schlucken wollen, fällt uns bald auf die Nerven.

Nebenan ist die Apotheke, ein paar Wandregale mit Medikamenten, und in demselben Raum das Labor, das Reich von Marlies Gründler. Ein zementierter Tisch mit Flaschen und Reagenzgläsern, eine große Kiste mit dem Mikroskop darauf und eine kleine Kiste davor zum Sitzen bilden die Einrichtung. Hier wird Urin, Stuhl und Blut untersucht und manche erschreckende Feststellung gemacht: 20 % Hb.; ein ganzer „Zoo“ im Bauch, dessen Wurmeier im Stuhl wimmeln; Eiweiß in Mengen im Urin einer Frau mit schwerer Eklampsie; – usw. – usw.

Der anschließende Raum ist unser „Operationsaal“, – wie das klingt!!! Aber er enthält immerhin einen schönen Operationstisch, einen Schrank mit Instrumenten, einen ganz neu errungenen Sterilisator und ein paar Kisten zum Abstellen. Immer wieder macht Dr. Gründler hier kleine Operationen, bei denen dann auch seine Frau hilft, die ausgebildete Operationsschwester ist. An größere Operationen werden wir uns erst dann wagen können, wenn das Hauptgebäude mit dem neuen Operationssaal fertig ist.

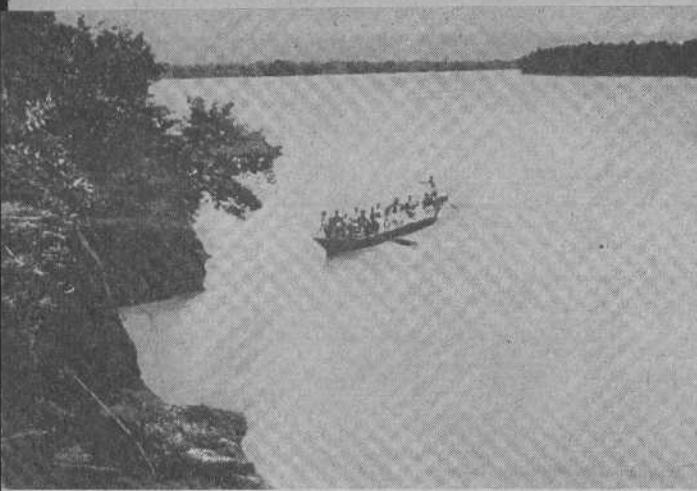
Der letzte Raum in diesem Komplex ist ein kleines Entbindungszimmer, in dem eben eine Frau liegt, die nach drei Tagen endlich doch ihr Kind, das eine Querlage war, geboren hat. Hier habe ich so manche Stunde bei Frauen verbracht, die ich aus den Dörfern zu uns tragen oder im Ochsenkarren bringen ließ, weil die Entbindung in der Hütte unmöglich war.

Nun gehen wir hinüber zum rechten Flügel, vorbei an einem Rondell mit Blumen. Wir kommen in die Krankenzimmer der Inpatienten, ein paar kleine Räume und einen größeren Saal. Soll ich Euch jetzt mitnehmen von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett?



Missionshospital Amgaon in Indien

(Zeichnung von Ilse Martin)



1



5



2

**1** Der Brahmani-Fluß in der Regenzeit

**2** Der Hospitalbrunnen

**3** Schwester Ursula von Lingen spricht mit den Außenpatienten

**4** s. Lageplan: Poliklinik und Krankenzimmer

**5** Ein Naturbursche unter dem Original-Orissa-Sonnenhut

**6** s. Lageplan: Abstellplatz für Ochsenkarren



3



4



6

Es würde sich lohnen, aber der Brief würde kein Ende nehmen. Wieviele Schwer- und Schwerstkranken liegen hier nebeneinander, Männer, Frauen und Kinder, etwa 20–25 insgesamt: Ein Mann mit furchtbaren Ödemen am ganzen Körper; ein junger Mann, der schon ganz ausgemergelt ist vom ständigen Malariafieber; ein Junge, dem eine riesengroße Phlegmone am Oberschenkel geschnitten worden ist; ein Kind mit hohem Fieber und Lungenentzündung; Säuglinge mit wochenlangem Durchfall; und viele andere mehr. Hier liegt meine Hauptaufgabe. Nach der Visite mit Dr. *Gründler* am Morgen teile ich Medizin aus, gebe Spritzen, mache Verbände und alle angegebenen Verordnungen. Oft weiß ich nicht, was ich zuerst und zuletzt machen soll und wünsche mir im Stillen eine gute Schülerin, die mir ein wenig dabei helfen könnte. – Immer wieder im Laufe des Tages werden neue Patienten aufgenommen, die zu Fuß, von Freunden getragen oder im Ochsenkarren zu uns gebracht werden. Manchmal muß ich Dr. *Gründler* dann noch bei den Untersuchungen mit Dolmetschen helfen, aber er hat doch schon tüchtig Oriya gelernt, sodaß er viel allein fragen und verstehen kann.

Zwischen den beiden Flügeln, ein wenig abgerückt, ist das Kochhaus mit 10 Nischen, in denen die Angehörigen der Patienten für diese kochen. Wir haben ja keine „Gemeinschaftsverpflegung“, sondern mit jedem Kranken kommen Verwandte oder Freunde, die für ihn sorgen. Anders wäre es bei dem Kastensystem hier gar nicht möglich. In der einen Nische hockt eine Frau auf dem Boden und schneidet Gemüse mit einem Messer, das sie zwischen den Zehen hält. Eine andere reibt gelben Curry zwischen zwei Steinen klein. Eine dritte kauert vor einem Topf mit Reis, der auf dem offenen Feuer zwischen ein paar Steinen kocht. Im rächsten Raum ist das Essen schon fertig, die Familie hockt im Halbkreis auf dem Boden und isst mit den Fingern Reis aus Blattschüsselchen, die vor der Mahlzeit hergestellt und hinterher weggeschmissen werden. Kein großer Abwasch. Wie praktisch!! – Neben dem Kochhaus stehen noch ein paar Ochsenkarren und im kurzen Gestrüpp ringsum grasen die Ochsen, die nach dem weiten, anstrengenden Wege eine Stärkung suchen.

Ein ganzes Stück abseits von diesen Hospitalgebäuden, unseren Blicken zunächst durch ein paar Dschangelpflanzen verdeckt, liegt das Isolierhaus mit einigen Einzelzimmern. Hierher legen wir die Kranken mit schwerem Durchfall, Typhus, offener Tbc, Lepra, usw.

Nun verlassen wir das Hospitalgebäude und gehen auf unsere Wohnhäuser zu. Gleich das erste ist das Schwesternhaus. Schon aus der Ferne hören wir Kindergeschrei. Hier müht sich Schwester *Elsie Vaas*, unsere neue deutsche Kinderschwester, die am 1. 9. für einige Zeit zu uns kam, die ewig hungrigen Mägen unserer Säuglinge und Kinder zu füllen. Unser Haus hat eine lange, durch feinen Moskitodraht geschlossene Veranda, auf der die Bettchen unserer sechs Kinder stehen; dazu drei kleine Wohnungen, bestehend aus je einem Wohnzimmer, einem winzigen Schlafzimmer und Waschraum. Dazwischen liegt das

gemeinsame Wohn-Eßzimmer und die kleine Küche. Schwester *Maria Schatz* ist z. Zt. noch zum Sprachstudium in Kotapad. So wohnt Schwester *Elsie* in ihren Zimmern; und *Maria* zieht nachher in mein Wohnzimmer, während ich mein Schlafzimmer als eigenes Reich behalte.

Nun gehen wir durch unseren Garten mit dem herrlichen Blick auf den Fluß und die Berge dahinter. Vorbei an ein paar Bananenstauden, spärlichen Bohnenbeeten und einigen Blumen kommen wir zum Arzt-Bungalow, das seit der Ankunft der Familie *Gründler* so gemütlich und wohnlich ist. Auf der Veranda dieses Hauses findet jeden Sonntag Morgen der Gemeindegottesdienst statt; denn wir haben hier ja noch keine Kirche. Wir deutschen Mitarbeiter treffen uns jeden Sonnabend Abend dort zur Wochenschlußandacht, die wir reihum halten. Dieser Austausch über Gottes Wort ist so wichtig für die rechte Gemeinschaft und Zusammenarbeit im täglichen Leben.

Aber wir sind noch nicht am Ende unseres Grundstückes. Auf der anderen Seite, dem Doktorhaus gegenüber, ist unser neuestes Gebäude, die Garage für unseren VW-Ambulanzwagen, und eine Werkstatt, in der immer wieder aus leeren Medizinkisten neue Nachttische, Tische, Kinderbettchen und anderes geziemt werden.

Noch ein Stückchen weiter liegen die Häuser unserer indischen Mitarbeiter; *Luther* mit seiner Familie, *Bina* und die Mädchen, die bei *Gründlers* und uns im Haushalt arbeiten, wohnen dort. Und dann beginnt der Dschangel, nicht hoch und dicht, sondern kurzes, niedriges Gestrüpp, das aber nicht mehr zu unserem Compound gehört.

Seid Ihr müde geworden von diesem Rundgang! Ich jedenfalls bin es, und darum kehren wir schnell noch einmal zum Sonnenuntergang an den Fluß zurück. Ich denke an das Lied, das wir so oft im Schwesternkreise des Rotenburger Mutterhauses gesungen haben:

Die Wolken glühen abendlich.  
Mein Herz, was willst du traurig sein?  
Sieh in das Leuchten nur hinein,  
laß alles Dunkel unter dir.

Denn was dich untergehen dunkt,  
ist Aufgehen einer andern Flur.  
Es ist doch alles Wandel nur,  
du mußt es wahrlich erst versteh'n.

Die Wolken glühen abendlich.  
Sieh in das Leuchten froh hinein,  
mein Herz, und laß das Traurigsein,  
es kann und kann dir nichts gescheh'n.

*Ursula von Lingen*

# EMMAUS

(Lukas 24)

Die uns allen bekannte Ostergeschichte von den beiden Jüngern, die nach Emmaus wandern und unterwegs dem auferstandenen Herrn begegnen, verläuft in vier Stationen:

1. Die Wanderung von Jerusalem nach Emmaus,
2. Die Christuserscheinung in Emmaus,
3. die Rückkehr nach Jerusalem und
4. — — doch davon soll am Schluß die Rede sein.

Diese Geschichte von damals ist heute so hochaktuell wie nur je, und zwar deswegen, weil sie zugleich deine und meine Geschichte und darüber hinaus geeignet ist, auch den Standort zu bestimmen, an dem jeweils die Geschichte der Kirche und Theologie und die ganz allgemeine Geistesgeschichte angelangt ist.

Wo wir stehen, ob vor oder nach Emmaus, das macht den ganzen Unterschied in deinem und meinem Leben und auch im Leben der ganzen Christenheit aus.

Aber — so könnte jemand fragen — ist es denn überhaupt denkbar und möglich, daß nach Emmaus der Glaube an den auferstandenen Herrn seiner Gemeinde wieder verlorengehen kann? Oder verbüllt es sich in Wirklichkeit so, daß der Weg nach Emmaus von einem jeden von uns und von der ganzen Kirche immer wieder aufs neue durchschritten werden muß — also auch heute? So könnte es sich z. B. herausstellen, daß in einer einzigen Gemeinde, die sich sonntäglich zum gemeinsamen Gottesdienst zusammenfindet, zwar alle auf demselben Wege sind, jedes einzelne Gemeindeglied aber sich an einem ganz anderen Punkt der Wegstrecke befindet.

Und was die Vergangenheit betrifft, so wissen wir, daß es in unserer Kirchen- und Geistesgeschichte tatsächlich ganze Epochen gegeben hat, in denen man — genauso wie die beiden Jünger auf dem Wege nach Emmaus — nur noch von dem historischen Jesus von Nazareth als von einer vergangenen Größe sprach. Was von ihm fortlebte, war nur noch eine — allerdings hohe und höchstgewertete — Gottes- und Tugendlehre. Der allein in Jesus Christus, dem Auferstandenen, offenbare, gegenwärtige und lebendige Gott hatte sich in einen blassen, blutleeren Gottesbegriff verwandelt. Und die allein auf die Auferstehung Jesu Christi gegründete wahre Christenhoffnung war in den vorchristlichen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zurückgebildet und verjälscht worden. Gott, Tugend und Unsterblichkeit: das war einmal, auch in Deutschland, länger als eine Generation Mode-Theologie und Mode-Verkündigung — nicht nur in der evangelischen, sondern auch in der katholischen Kirche. Das Verwunderliche dabei war nur dies, daß man sich trotzdem für einen guten Christenmenschen hielt; und in einem gewissen Sinne war man es vielleicht auch, wie ja auch die beiden Pilger nach Emmaus ausdrücklich als Jünger Jesu bezeichnet werden, obwohl sie ihn als den Auferstandenen noch nicht erkannten.

In eine solche Zeit wurde der Gründer unserer Mission, Johannes Goßner, hineingeboren (1773); auch er, der junge Goßner, kannte jenen Jesus von Nazareth zuerst nur als Tugendlehrer, höchstes Vorbild und unerreichbares Ideal. Für die Herrlichkeit des auferstandenen und in seiner Gemeinde gegenwärtigen Herrn war er — ebenso wie die Emmaus-Jünger — blind.

Was wäre nun mit Goßner genauso wie mit jenen ersten Pilgern nach Emmaus geworden, und wohin kämen heute auch wir, wenn uns nicht in unserer Geschichte etwas unsagbar Tröstliches mit aller Gewißheit verkündigt würde: daß nämlich Jesus Christus wahrhaftig auferstanden ist und Seine Gemeinde auf ihrem Wege begleitet — auch ungesehen; und daß er den Seinen das Wort Gottes selber auslegt — durch den Heiligen Geist — so einleuchtend und zündend, bis ihr Herz zu brennen beginnt.

So hat denn auch Goßner sein Emmaus erlebt durch ein bingebungsvolles Schriftstudium und dann zuletzt durch eine Kleinigkeit, wie es ja auch eine Kleinigkeit war, an der jene ersten Emmaus-Jünger den Auferstandenen erkannten: an der Art, wie er beim Essen das Brot brach.

Bei Goßner war es ein Brief, der ihm die Augen vollebte. Es war ein Brief aus dem Gefängnis, geschrieben von dem Pfarrer Martin Boos, dessen Biographie später Goßner verfaßt und dessen Predigten er in einer Sammlung herausgebracht hat. Boos war, weil er damals im Gegensatz zu seiner Kirche das volle Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus verkündete, durch ein geistliches Gericht der Irrelebte angeklagt und mit Gefängnis bestraft worden. Von dort schrieb er Briefe, die unter seinen Freunden von Hand zu Hand gingen. Um sich gegen die Verfolgung der Staatspolizei zu sichern, hatte man sich Decknamen zugelegt. Es ist bezeichnend, daß sich Goßner den Namen „Bartimäus“ als Decknamen ausgewählt hatte, den Namen jenes Blinden vor Jericho, den der Herr Christus von seiner Blindheit heilte. Auch Goßner war sehend geworden. Er war in seinem Emmaus angelangt.

Was jetzt noch über die Geschichte der Emmaus-Jünger zu sagen ist, kann in Kürze gesagt werden.

Sie kehren nach Jerusalem zurück und werden von der Gemeinschaft derer aufgefangen, denen der Herr Christus auch erschienen ist: „Wir haben den Herrn gesehen!“ das ist die Lösung, unter der sie sich zu einer neuen Gemeinde, der Gemeinde der Christusgläubigen, zusammenschließen.

Wer in der Lebensgeschichte Goßners nachblättert, wird mit Erstaunen feststellen, wie bis in die 30er und 40er Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein — also in einer Zeit, in der die modernen Kommunikationsmittel noch nicht vorhanden sind, einander völlig unbekannte Menschen sich gegenseitig herausfinden und als solche erkennen, die auch den Herrn gesehen haben: in Deutschland, in der Schweiz, in England, Holland, in den nordischen Ländern, im besonderen Finnland, und auch in Übersee. Die Kontaktmöglichkeiten grenzen ans Wunderbare. Und dann geschieht hier, was auch damals in Jerusalem geschah, man schließt sich nicht in den Mauern des neugeschenkten Glaubens ein. Jetzt beginnt der Weg zur vierten und letzten Station, von der wir eingangs gesprochen haben. Der Weg geht weiter: von Jerusalem nach ganz Judäa, Samarien und bis an das Ende der Welt — mit anderen Worten: Das Emmaus-Ereignis war und ist heute noch die Voraussetzung für die Weltmission in der Kirche.

Zum Schluß nur noch eine Frage, eine Frage die sich an dich, lieber Leser, ganz persönlich richtet. Sie lautet: An welchem Punkt der Wegstrecke von der hier die Rede ist, befindest du dich eigentlich? Lokies

# Was uns auf den Schreibtisch kommt

(Ein Stoß von Anträgen, Anforderungen, Wünschen und Bitten aus Indien für die Missionsarbeit.)

Wir legen hier unseren Lesern einmal stichprobenweise eine Auswahl aus unserer Korrespondenz mit Indien vor. Sie können daraus ersehen, was alles im Laufe weniger Monate auf unseren Schreibtisch kommt. Sie haben damit zugleich die Möglichkeit, einen Blick in unsere indische Missionsarbeit zu tun, die uns immer wieder vor neue Aufgaben stellt und damit zugleich auch die Liebe und Opferwilligkeit der Heimatgemeinde zu gemeinsamer Arbeit aufruft.

## 1. Der Stand unserer Arbeit und unserer Zukunftspläne für das Missionshospital in Amgaon (Bericht von Dr. Christoph Gründler).

Es ist für unsere ganze Arbeitsgruppe wirklich eine Freude, hier im Dienst der Arbeit zu stehen und von Monat zu Monat zu sehen, wie es trotz der größten Schwierigkeiten, die vor allem durch unsere „hoffnungslose“ Dschangellage entstehen, doch langsam vorangeht. Dabei denken wir dankbar auch an die Menschen in Deutschland, die durch ihren Einsatz den hiesigen Aufbau ermöglichen. Ohne denselben könnte hier vielleicht ein Missionar im Stile Johannes des Täufers existieren, aber nie ein Krankenhaus mit all seinen modernen Notwendigkeiten, trotz des fabelhaften Anfangs, den wir seit 1955 Schwester Ilse Martin zu verdanken haben. An dieser unserer Freude sollen auch unsere Geber aus Deutschland teilnehmen. Wir stehen hier auf vorgeschobenem Posten. In unserer Poliklinik, die wochentags und sonntags arbeitet, werden jährlich 20 bis 25 Tausend Menschen behandelt. Und in unserem noch primitiven Hospital, wo nur schwere bis schwerste Fälle liegen, sind ständig 20–30 Betten belegt, so daß oft auch auf der Veranda Kranke liegen müssen. Schwere Entbindungen, nicht selten mit schwerster Blutarmut bis herunter zu 20 Prozent Hämoglobin, daneben auch mit total verschleppten verkehrten Lagen, auch Krämpfen, schweren Verletzungen, z. B. durch Bären; Knochenbrüche; septische Eiterungen aller Art; große Leberabzesse, die aufgemacht werden müssen; Fälle mit Gehirnmalaria und Bewußtlosigkeit; pulslose Dysenterien u. a. in stetem, bunttesten Wechsel. Nicht zu vergessen die vernachlässigten Säuglinge, oft nur noch schwach nach Luft schnappend — bei fortgeschrittener Lungenentzündung —; man wundert sich schließlich nur noch über eins: daß wir mit Gottes Hilfe von diesem elenden Häuflein doch die große Mehrzahl retten können, wenn auch oft mit Ach und Krach, daß wir selbst staunen. Im Isolierhaus befindet sich eine ganze Anzahl schwerer Tbc-Fälle, mit großen Einschmelzungen (Cavernen), die doch häu-

fig recht gut zu beeinflussen sind, wenn die Patienten zu längerem Bleiben zu bewegen sind. Wir sind hier in einer der rückständigsten, abergläubischsten und elendesten Gegenden Indiens eingesetzt, wie uns von den leitenden Leuten in Ranchi gesagt wird, also offenbar doch an richtiger Stelle, trotz der damit verbundenen technischen Schwierigkeiten, die wir nun mit Ihrer Hilfe zu überwinden suchen.

Nun zu den nüchternen Tatsachen:

1. Was ist bisher getan worden?
2. Was ist weiterhin geplant?

Zu 1: a) Ein Wohnquartier für unsere indischen Mitarbeiter, in erster Linie für die Verheirateten, mit drei Abteilungen zu je vier schönen Wohnräumen plus Veranda, Hof und Küchengebäude, bereits bewohnt. Ohne dieses Quartier hätten wir einen Teil unserer Leute nicht hier im Dschangel festhalten können. Dabei ist der Mangel an indischen Helfern unsere größte Schwierigkeit im Hospital.

b) Ein großer Schuppen, dreiteilig, mit Werkstatt, Vorratsräum und zwei kleinen Wohnräumen, in denen schon zahlreiche Besucher übernachtet haben.

c) Eine Doppelgarage mit anschließendem kleinen Fahrradschuppen.

d) Ein bis auf die Decken und das Dach fertiges „Mitarbeiterhaus“, z. T. auch für europäische Patienten gedacht, bestehend aus zwei Wohneinheiten und Veranda. — a) bis d) in der Nähe des Arzthauses.

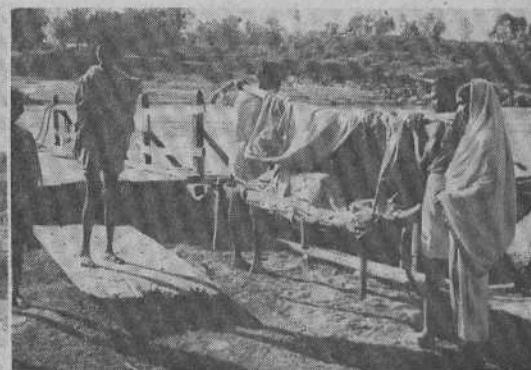
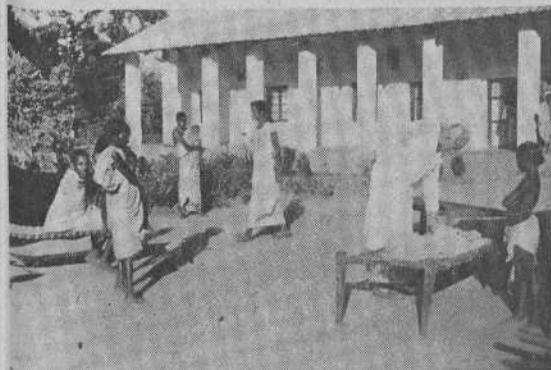
e) Zwei kleine Räume im Hospital innerhalb der Veranda ausgebaut, da der Raum nie ausreicht.

f) Ein einfacher, schon gebrauchter Siemens-Röntgenapparat, noch nicht installiert, da der alte Generator nur schlechten, stark schwankenden Strom gibt, so daß wir für die empfindliche Röntgenröhre fürchten müssen.

g) So wird wahrscheinlich ein neuer größerer Generator notwendig werden, da Reparaturen bisher ohne ausreichenden Erfolg blieben.

h) Es hat sich herausgestellt, daß man auf den hiesigen unbeschreiblichen Wegen, die bisher durch

Dr. Gründler untersucht einen eben eingelieferten Kranken



die daran vorgenommenen Arbeiten von Jahr zu Jahr schlechter geworden sind — im Gegensatz zu den großen Hauptstraßen —, zu bestimmten Zeiten mit dem Volkswagen nicht fahren kann. So hat in der ganzen vorigen Regenzeit der Wagen gut fünf Monate lang stillgestanden. Deshalb sind wir sehr dankbar, daß wir die Erlaubnis bekommen haben, einen Jeep zu erwerben, der durch seinen Vierradantrieb vielfach noch durchkommt, wo wir bisher stecken blieben, besonders bei den Überschwemmungen. Der Krankentransport, der langsam zunimmt, wie auch die Verbindung mit unserer wirtschaftlichen Basis Rourkela, wird dadurch sehr verbessert werden, bis nach zirka drei Jahren die neue Straße nach Rourkela fertig dasteht — hoffentlich!

Zu 2: a) Die Vollendung des Mitarbeiterhauses ist eine dringende Aufgabe.

b) Ferner müssen ein Röntgenapparat, ein größerer Generator und vor allen Dingen der bereits erwähnte Jeep beschafft werden. Dazu kommt die Fertigstellung der Lichtleitung, die unsere Freunde aus Rourkela uns bisher kostenlos angelegt haben, und die Anlage einer einfachen Wasserleitung für Hospital, Schwestern- und Arzthaus.

c) Das weitaus wichtigste vor uns liegende Objekt ist jedoch der schon sorgfältig vorgeplante und, was das Fundament betrifft, bereits begonnene Erweiterungsbau des Hospitals. Das Krankenhaus besteht zur Zeit lediglich aus zwei langen parallelen Flügeln, ca. 24 Meter lang. Die geplante Querverbindung, die der Hauptteil der ganzen Anlage werden soll, würde aus dem Ganzen einen Hufeisenbau machen. Im vielleicht zweistöckigen Mittelteil würden die Arbeitsräume mit zwei Operationsräumen, Behandlungsraum, Röntgenzimmer, Apotheke, Labor etc. liegen, während beide Flügel mit Kranken belegt werden könnten, unter Erhöhung der Bettenzahl von 22 auf zirka 40, außer den sechs Betten im Isolierhäuschen, die meist nicht ausreichen.

d) Darum müssen wir möglichst bald auch das Isolierhaus auf reichlich die doppelte Bettenzahl erweitern. Zur Zeit sind die meisten Betten fast ständig mit Tbc-Kranken belegt, wozu noch einige Leprakranke kommen. Käme eine Typhus- oder Cholera-Epidemie, könnten wir in die größte Verlegenheit geraten.

Das wäre unser Programm für 1962 und 63. Ein länger geplantes Häuschen für Entbindungen mit kleiner Kinderstation muß noch als weniger dringend zurückstehen. Wenn unser indischer Mitarbeiterstab wächst — und er muß wachsen, einschl. der Aufnahme von Schwesternschülerinnen — kommt in der Dringlichkeit vorher noch ein weiteres Haus für indische Mitarbeiter und Schülerinnen.

Wenn alle unsere Zukunftspläne in Erfüllung gehen sollen, brauchen wir aus der Heimat einen finanziellen Beitrag von rund 40 000,— DM.

Wir haben Ihnen nun unsere Freuden, Sorgen und weitere Vorhaben geschildert. Unser Krankenhaus kann auf seiner jetzigen primitiven Stufe nicht stehen bleiben, es muß wie ein Kind, noch bis zu einer gewissen Größe heranwachsen. Das Wagnis, mitten im Dschangel, weit entfernt von aller sogenannten Kultur, ohne gute Verbindungsstraßen und Märkte, mit einem Krankenhaus den Anfang zu machen, ist bisher



Pastor Jilo Tiga,  
Direktor des Vereinigten Missions-Komitees

wider Erwarten gelungen. Geben wir ihm also die Möglichkeit, sich weiter zu entfalten!

Wir bleiben mit dem herzlichsten Dank für alle bisher geleistete Hilfe Ihr

Dr. Gründler

Amgaon, den 11. 4. 1962

## 2. Das Vereinigte Missions-Komitee (Joint-Mission-Board) legt sein Arbeitsprogramm für dieses Jahr vor.

In dem sogenannten Vereinigten Missions-Komitee arbeiten die Goßner-Kirche und die Goßner-Mission mit gleichen Rechten und Pflichten zusammen. Die Aufgabe dieses Komitees ist es, ganz neue Missionsgebiete in Angriff zu nehmen. Hier handelt es sich also um eine Pioniermission, die das Evangelium in eine bisher noch verschlossene indische Landschaft hineinträgt: Majurbhanj. Zum Direktor dieses Missions-Komitees ist der frühere Präsident dieser Kirche, Pastor Jilo Tiga, berufen worden. Die Finanzierung dieser Arbeit erfolgt in der Hauptsache aus den Missions-Kollekten und Missions-Gaben aus Deutschland. In dem Arbeitsprogramm, das uns hier Direktor J. Tiga vorlegt, handelt es sich um die Begründung und Einrichtung neuer Missionszentren unter dem Stamm der Hos. Auch ein anderer, noch ganz primitiver und von der Missionsbotschaft unberührter Stamm, der der Juangs, soll durch den Vorstoß der Mission in dieser Richtung erfaßt werden.

		Rupies
1. Ranyamatiya (Hauptstation für Majurbhanj, Orissa u. Midnapur, W.-Bengalen)		2.000.00
a) eine Kapelle		3.000.00
b) Gemeindehaus, (Wohnung für einen Pastor bzw. Katechisten)		2.000.00
2. Rengarbera (Hauptstation des Sambalpurdistrikts/Bamra in Orissa)		3.000.00
a) eine Kapelle		2.000.00
b) Gemeindehaus (Wohnung für einen Pastor bzw. Katechisten)		2.000.00
3. Nakti (Hauptstation des Singhbhumdistrikts in Bihar)		3.000.00
a) eine Kapelle		2.000.00
b) Gemeindehaus (Wohnung für einen Pastor bzw. Katechisten)		2.000.00
4. Bodrama, Reparatur einer Kapelle		500.00
5. Sisibaha, Reparatur und Ausbau eines Hauses zu einer Kapelle		20.00

6. Jagannathpur, Reparatur einer Kapelle mit Katechistenhaus	112.00
7. Bongajanga, Bau eines Schulhauses (nur Materialkosten)	140.00
8. Chumisol (Nidnapur) für eine Kapelle u. Katechistenhaus (nur Materialkosten)	225.00
9. Champua, für Erweiterung des Landbesitzes in Champua	1.000.00
	<hr/>
	16.997.00

das sind rd. 14.450 DM.

### 3. Hilfe für einen besonderen Notstand in der Goßner-Kirche.

*Dr. Junghans* schreibt uns aus Khutitoli:

„Eine besonders dringende Frage beschäftigt uns und die Leitung der Goßner-Kirche in diesen Tagen. Nach dem neuen Bodenreform-Gesetz des Staates Bihar dürfen Kirchen nicht mehr als 250 acres landwirtschaftliche Nutzfläche haben. Entsprechend der Bodenqualität würde sich der erlaubte Landbesitz der Goßner-Kirche auf 50 acres = 900 Morgen Land erhöhen. Wir schätzen, daß dadurch die Goßner-Kirche immer noch 1500 bis 2000 Morgen Land verliert. Ausgenommen von diesem Gesetz sind Schulen. Khutitolis Ländereien und alle seine Zweigunternehmungen werden nicht als enteignungsfähig betrachtet. Wir haben daher beschlossen, verschiedene Filialen von Khutitoli zu gründen. Überall dort, wo mehr als 40 acres = 70 Morgen Land zu einer Gemeinde gehören, soll im Laufe der nächsten fünf Jahre ein solches Zweigunternehmen entstehen. In Frage kommen Jainpur, Takarma, Kinkel, Govindpur und Koronjo. Wir werden wahrscheinlich in Takarma oder Jainpur beginnen. *Hermann Lakra*, mein indischer Mitarbeiter soll mit einem Mechaniker (für Bewässerungspumpe) und zwei Ochsentreibern und einer Geflügelzuchtgehilfin das Land bewirtschaften und große Obstgärten anlegen. Der Reis und die Früchte gehen nach Khutitoli und werden zusammen mit der Reis- und Frucht-



Hermann Lakra, Dr. Junghans' indischer Mitarbeiter

ernte in Ranchi mitverkauft. Was wir an Geldmitteln für den Anfang brauchen, um dies Unternehmen in Gang zu bringen, ist gering. Wir brauchen das Geld für zwei Paar Ochsen, einige Kleingeräte und ein Haus aus Rohrplatten. Die Hauptkosten in diesem ersten Jahr: die Löhne von April bis Dezember. Sie betragen monatlich etwa 750,- DM. Unsere Frage ist es, ob hier nicht das Kuratorium diesen Betrag übernehmen könnte. Er ist nicht zu hoch, und zum anderen glauben wir, daß das Kuratorium hier eine Möglichkeit hat, die Gemeinden auf einen echten Notstand der Goßner-Kirche in Indien anzusprechen.

## Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

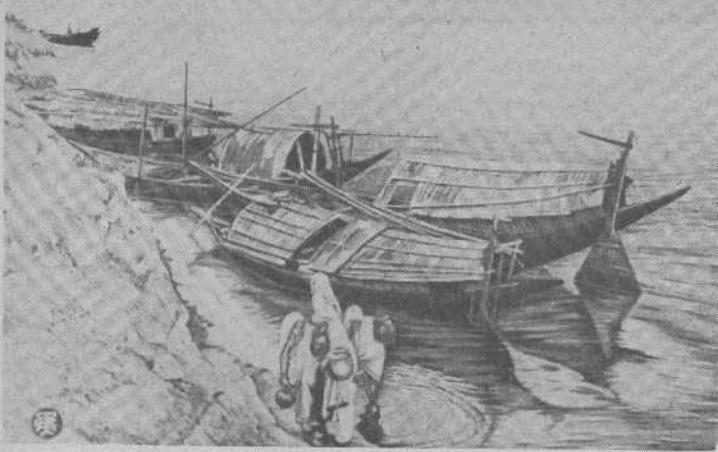
### I. INDIEN

Das „goldene Jubiläum“ in Assam als eine Verpflichtung für die Zukunft: Beginn der Missionsarbeit unter den Daflas und den Himalaja-Grenzstämmen:

Der Landessuperintendent (Adhyaksh) von Assam, Pastor *H. Hemrom*, Vater von *Daisy Hemrom*, schreibt an uns:

Die Synode von Assam dankt Ihnen und dem Kuratorium von ganzem Herzen für die Botschaft und die Gaben zu ihrem Jubiläum. Die Feier zum „goldenen Jubiläum“ wurde mit großer Freude und Zufriedenheit begangen. Über 4000 Christen versammelten sich aus diesem Anlaß. Vor der Feier zog eine gewaltige

Prozession durch die Straßen der Stadt Tinsukia, um Zeugnis abzulegen für den Herrn und seine großen Taten, die Er in diesem Teil des Landes getan hat. Der Gouverneur von Assam, der die Feier eröffnen sollte, konnte aus beruflichen Gründen nicht anwesend sein, aber der Pramukh Adhyaksh, *P. Joel Lakra*, der Up-Pramukh Adhyaksh *Dr. M. Bage* und Pastor *C. B. Aind*, der Adhyaksh der Synode von Orissa, und der Kassenwart des IMB der Goßner-Kirche, Pastor *Hermann Kloß*, und seine Frau sowie Miß *Daisy Hemrom* und auch unser Pastor aus Calcutta, Rev. *K. D. Soy*, nahmen an der Feier teil. Pastor *H. Kloß* eröffnete die Feier und überbrachte die Grüße des Kuratoriums und eine Gabe von 1000,- Rs. für die Gemeinde von Tinsukia. Auch



Am Brahmaputra-Fluß



Ein typisches Assam-Dorf



Gottesdienst im Teegarten

Die Kirche von Tinsukia



erhielten wir zu diesem Ereignis Grüße unseres alten Kollegen P. W. Radsick. Wir beabsichtigen, diese Gabe von 1000,- Rs. für einige besondere Arbeiten in Tinsukia zu verwenden.

Wir danken Gott, daß er es uns ermöglichte, dieses Jubiläum voll Dankbarkeit zu feiern. Wir preisen Ihn für Seinen Segen und bitten Ihn um mehr Kraft und Mut für unsere großen Aufgaben. Eines der denkwürdigsten Ereignisse dieser Feier war die Taufe des ersten jungen Mannes vom Volke der Dafla und verschiedener Besucher. *Timotheus*, der erste Lutheraner unter den Daflas, wird seine biblischen Studien im Predigerseminar von Govindpur (Pracharaks Training School Govindpur) aufnehmen, um dann unter den Daflas das Evangelium zu verkünden. Zwei andere Daflas erhalten ihre Unterweisung in Charduar im Balipara Grenz-Bezirk.

Seit einigen Jahren sehen wir uns in Assam einer neuen Aufgabe gegenüber, der Arbeit in den noch nicht missionierten Gebieten. Wir haben das Evangelium zu den Stämmen, namentlich den Daflas, Akas, Missmi usw., zu bringen. Diese Stämme leben im Grenzgebiet, das direkt durch die Zentralregierung Indiens verwaltet wird. Assam ist ein so großes Gebiet und unsere Gemeinden sind so verstreut, daß es durch das Fehlen jeder Verbindung und Transportmöglichkeiten physisch unmöglich ist, die Arbeit zu überwachen. In den vergangenen Jahren hat unsere Arbeit unter dem Fehlen der Beaufsichtigung gelitten. Assams Entfernung vom Zentrum der Goßner-Kirche ist ein anderes handicap. Wir sind der Meinung, daß wir unsere Arbeit ganz und regelmäßig zu überwachen haben, wenn wir sie in noch unberührte Gebiete ausbreiten wollen. Die Synode durchdenkt ernstlich die Möglichkeit, eine dauernde Verbindungsmöglichkeit dafür zu beschaffen.

Wir meinen, daß, wenn wir einen Jeep beschaffen könnten, wir in der Lage sein würden, unsere Pflichten schnell und nützlich zu erfüllen. Z. Zt. erlauben unsere Finanzen aber diese Anschaffung nicht, darum möchte ich Sie mit unseren Schwierigkeiten bekanntmachen und hoffe, daß Sie, wenn Sie eine Möglichkeit finden, uns in dieser Angelegenheit helfen werden. Es ist uns peinlich, diese Bitte an Sie zu richten, und doch tun wir es in der Gewißheit, daß Sie sie um der Sache willen freundlich aufnehmen werden.

#### Besuch des Gouverneurs von Bihar.

(Aus einem Brief des Direktors unseres technischen Zentrums in Phudi, Bruder Werner Thiel).

Auf der Veranda des späteren „Post-Office“ und „First Aid House“ sitzend, muß ich ganz schnell von einem weiteren Höhepunkt berichten, den uns Gott ja immer wieder einmal schenkt: Gestern, am Sonntag Okuli, besichtigte der Gouverneur von Bihar, Dr. Zakir Husain, mit einem Stab von Mitarbeitern seiner Regierung unser Technisches Zentrum Phudi. Völlig unerwartet wurde uns zwei Tage vorher der Wunsch des Gouverneurs bekanntgegeben; wir hatten wirklich alle Hände voll zu tun, um das Programm vorzubereiten. Es hat, dank der Mitarbeit aller unserer Helfer hier, alles wie am Schnürchen geklappt. Der Gouverneur sprach fast ausschließlich deutsch mit

uns und konnte nicht oft genug bemerken, daß er einfach überrascht sei über die klare Planung, den soliden Aufbau, die guten mitmenschlichen Beziehungen und die Freundschaft der Deutschen in unserem Unternehmen. Er versprach Hilfe, wenn Hilfe notwendig würde. In der Tat hat die Tatsache, daß er zu uns kommen wollte, uns in zwei Tagen 300 Sack Zement eingebracht. Für unsere Kirche war dieser Besuch ganz gewiß eine Hilfe, da auf diese Weise deutlich wurde, daß auch sie ihren Beitrag an Indiens Entwicklung zu geben bereit ist. Gäste und Mitarbeiter empfanden diesen Besuch und die so besonders freundlich zum Ausdruck gebrachte Anteilnahme am bereits Vorhandenen und dem Geplanten als Ausdruck einer echten Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit; zu gleich auch als dankbar empfundene Anerkennung für viele harte Arbeit.

## II. Die wichtigsten Beschlüsse unseres Kuratoriums in seiner Sitzung vom 2. Mai d. J.:

*Beschluß des Kuratoriums der Goßner-Mission zum Fünfjahresplan der Ev.-luth. Goßner-Kirche.*

Das Kuratorium hat mit großer Anteilnahme den Beschuß der Leitung der Ev.-luth. Goßner-Kirche in Indien aufgenommen, in einem sich über fünf Jahre erstreckenden Bauplan die Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser in ihrem Bereich umfassend zu erneuern und, wo das kirchliche Leben es erfordert, zeitgemäße neue Zentren für Leben und Arbeit der Kirche zu erstellen.

Es begrüßt diese Absicht, die auf Besprechungen mit Bischof D. Meyer/Lübeck und Kirchenrat Dr. Berg/Berlin im Herbst 1961 zurückgeht, freudig und uneingeschränkt.

Es hat zur Kenntnis genommen, daß dieser Plan nach erster überschlägiger Berechnung eine Gesamtsumme von ca. 1,25 bis 1,5 Mill. Rupies erforderlich macht.

### I.

Indem das Kuratorium diesen Beschuß den der Goßner-Arbeit und der Goßner-Kirche in Indien verbundenen deutschen Landeskirchen sowie der Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes übermittelt, wird es diese bitten, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten durch brüderliche Hilfe dafür einzusetzen, daß die Goßner-Kirche würdige und für die Gottesdienste der Gemeinden wie für die kirchliche Arbeit notwendige Stätten erhält. Nur mit ihrer Hilfe wird es möglich sein, den dringend erforderlichen Plan zu verwirklichen.

### II.

Von der Goßner-Kirche erwartet das Kuratorium,

a) daß über den Bedarf des 1. Jahres (1. 4. 1962 bis 31. 3. 1963) hinaus, der bereits vorliegt, ein spezialisierter Plan darüber aufgestellt wird, in welcher Dringlichkeit und Größenordnung die einzelnen Vorhaben in Angriff genommen werden sollen. Daß dabei der raschen industriellen Entwicklung im Großraum Ranchi besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden wird, wird als selbstverständlich angenommen. Andererseits sollten die Bedürfnisse der Gemeinden im Gesamtbereich der Goßner-Kirche gebührende Berücksichtigung erfahren.



Harte Arbeit in Phudi

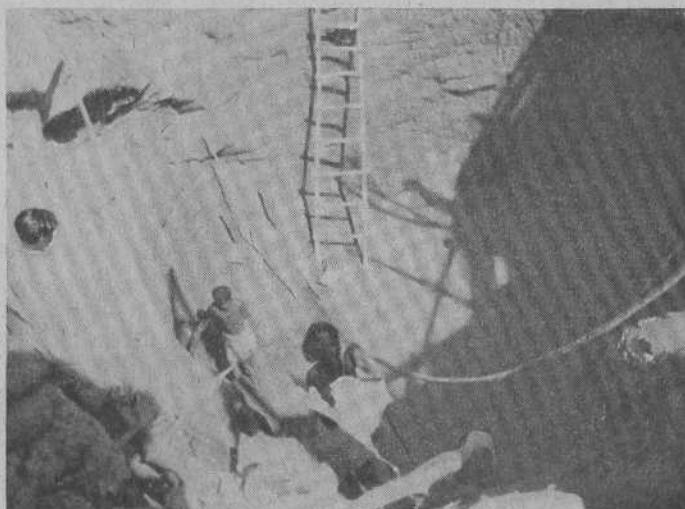


Ing. Rao, Bruder Thiels indischer Mitarbeiter



Hier wird auf alte indische Weise mit Natursteinen gebaut

Ausschachtungsarbeiten für den Brunnen



alles erst kleine Anfänge. Wir haben noch nicht genug gelernt, was es heißt, für andere Menschen da zu sein.

Dieses Für-Andere-Da-Sein üben wir in dem Jugendheim „Rehoboth“, in dem viele Jugendgruppen einkehren. Eine besondere Arbeit bietet dort der Fiedelbau. Auch darüber ist schon berichtet worden.

Ein weiterer Übungsplatz für Laien sind unsere Wochenend-Tagungen. Hierin geht es um das Entdecken eines rechten Dienstes in der Gesellschaft. Wir wollen mithelfen, daß Laien für ihren Dienst zugerustet werden.

Die Laienfrage scheint uns weiterhin eine der Hauptfragen kirchlichen Lebens zu sein. Dabei geht es um ein bruderschaftliches Arbeiten zwischen Laien und Theologen. Wenn sich Laien in die Arbeit begeben, die Welt als Gottes Welt zu entdecken, zu „durchleben“, dann stellt sich wie von selbst gleich die Frage nach der Gemeinde-Struktur. Echter Laiendienst ändert die Strukturen.

Zugleich geht es natürlich auch um die Struktur der modernen Gesellschaft. Wir haben unsere säku-

larisierte Welt zu entdecken, und die Verkündigung des Evangeliums kommt in der „alten Verpackung“ wenig oder selten an. Darum sind neue Formen der Verkündigung zu suchen.

Insgesamt: Dazu möchten wir mithelfen, daß Menschen, die persönlich von unserem Herrn Jesus Christus ergriffen sind, sich als seine Dienstboten heute in der modernen Gesellschaft persönlich einsetzen, persönlich für andere Menschen.

Bruno Schottstädt

#### IV. Persönliches.

In der letzten Ausgabe unseres Missionsblattes Nr. 2, April 1962, gedachten wir in Dankbarkeit und Fürbitte des 80. Geburtstages von Frau Missionar Auguste Prehn, geb. Hahn. Nur wenige Wochen später, am 22. April d. J., ist die Jubilarin heimgerufen worden. Es ist für uns alle, die wir um sie Leid tragen, ein Zeichen tröstlicher Verheißung, daß es am Ostertage geschah. Mögen auch ihr Lebensgefährte und ihre Tochter Barbara in diesem Zeichen österlicher Hoffnung das Leid, das Gott über sie gebracht hat, aus Seiner Hand nehmen.

L

## HERZLICHE EINLADUNG

im besonderen an alle unsere Berliner Mitarbeiter, Freunde und Helfer  
zum Einführungsgottesdienst am 8. Juli, 10 Uhr  
in der Zwölf - Apostel - Kirche, Berlin W 30 (am Nollendorfplatz)

Predigt: Kirchenrat Dr. Christian Berg

Einführung von Dr. Berg in sein neues Amt als Missionsdirektor der Goßner-Mission  
durch Präses D. Kurt Scharf

Nachmittags 16 Uhr:

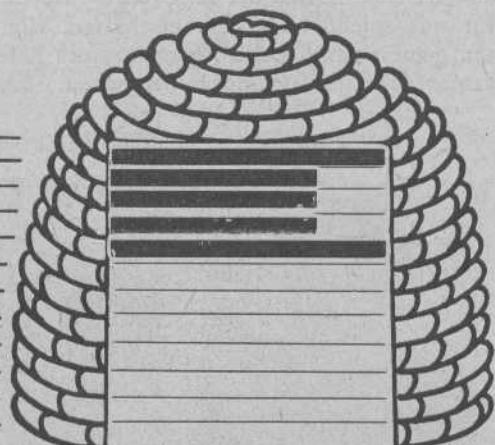
### MISSIONSNACHFEIER

im Kirchsaal (bei gutem Wetter im Garten) des Goßnerhauses,  
Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20

Verabschiedung von Missionsdirektor D. Hans Lokies  
und Pastor Bob Starbuck,

der nach einer fünfjährigen Zusammenarbeit mit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel und  
Berlin nach Amerika zurückkehrt.

Jan.
Febr.
März
April
Mai
Juni
Juli
Aug.
Sept.
Okt.
Nov.
Dez



## Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. Mai 1962

betragen . . . . . 125000,00 DM

sie beträgt . . . . . 105266,36 DM

Wir haben zu wenig

gesammelt . . . . . 19733,64 DM

## Unser Gabenkontos:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

# Goßner's Missionsblatt



Berlin, August 1962

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

(Nr. 4)



Presse-Nachricht aus dem Goßner-Haus

*Wechsel in der Leitung der Goßner-Mission in Anwesenheit des  
Präsidenten der Goßner-Kirche — Joel Lakra*

## Die Juli-Tage im Goßner- Haus in Berlin

Mit einem Festgottesdienst in der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin-Schöneberg führte Präs. D. Scharf als Vorsitzender des Kuratoriums der Goßner-Mission Kirchenrat Dr. Berg-Stuttgart als Leiter des Werks ein. Dieser hielt die Festpredigt über das Losungswort des 8. Juli, Matthäus 24, 14.

Präsident J. Lakra-Ranchi, entbot der großen Gemeinde und dem Neugewählten die herzlichsten Dankesgrüße und Segenswünsche der Goßner-Kirche in Indien. Dr. Berg hatte sie im Anschluß an die Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Neu Delhi besucht, so daß er ihr kein Unbekannter ist.

Die Festversammlung am Nachmittag im Goßnerhaus in Berlin-Friedenau stand vor allem im Zeichen dankbaren und bewegten Abschieds von D. Hans Lokies, der nach 35jähriger Tätigkeit die Arbeit aus den Händen legt. Ebenso wie Präs. D. Scharf dankte Bischof D. Meyer-Lübeck, der Vorsitzende der Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes und warme Freund der Goßner-Kirche, Kirchenrat D. Lokies für seinen immer zentral ausgerichteten Missionsdienst und überbrachte dem scheidenden und neu in Dienst getretenen Missions-Leiter die Segenswünsche auch des Deutschen Evangelischen Missions-Rats in Hamburg.

Darüber hinaus wurde die starke Verbundenheit mit der Goßnerarbeit durch zahlreiche Grußworte aus Indien, den USA und aus deutschen Landeskirchen sowie von Vertretern kirchlicher Dienststellen und Werke in ihrer ganzen Weite sichtbar.

Präsident Lakra und deutsche Mitarbeiter der „Evangelisch-lutherischen Kirche von Chotanagpur und Assam“ berichteten dem *Kuratorium* der Goßner-Mission am folgenden Tag über den Stand der kirchlichen Arbeit, insbesondere ihre missionarischen und auch ihre diakonischen Aufgaben, die von der Aktion BROT FÜR DIE WELT stark unterstützt werden. Sie gaben zahlreiche Anregungen für die Weiterführung und Stärkung des Dienstes der indischen Bruderkirche.

Am 10. Juli empfing die *Kirchenleitung Berlin-Brandenburg* unter *Vorsitz von Bischof Dibelius* den Präsidenten der Goßner-Kirche, um im Licht des neuen Verhältnisses von Kirche und Mission einen lebendigen Eindruck von der Lage und den Aufgaben der Goßner-Kirche zu empfangen.

Präsident Lakra wird im Laufe des Sommers an *zwei Tagungen des Lutherischen Weltbundes* auf deutschem Boden teilnehmen und die der Goßner-Arbeit besonders verbundenen Landeskirchen (Hannover, Westfalen, Bayern u. a.) besuchen; begleitet von Ingenieur *W. Thiel*, dem *Leiter* der im Aufbau befindlichen *Lehrwerkstätte in Phudi* im Staat Bihar, wo die Industrialisierung stürmisch voranschreitet.

Die Goßner-Kirche Indiens erhielt *bereits am 10. Juli 1919 ihre Autonomie* — als erste unter allen aus deutscher evangelischer Missionsarbeit erwachsenen Kirchen in Übersee — und nimmt mit ca. 250 000 Gliedern der Größe nach die zweite Stelle der mit dem evangelischen Deutschland verbundenen afro-asiatischen Kirchen ein.

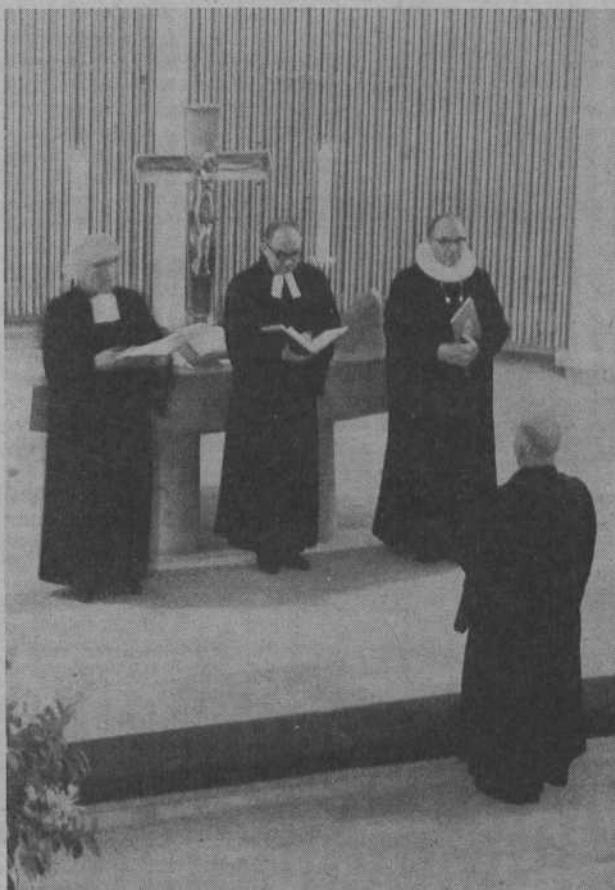
Diese knappe Zusammenfassung der Ereignisse der für die Goßner-Mission bedeutungsvollen und festlichen Tage vom 8. Juli an, wie sie für die Presse herausgegeben wurde, läßt nur von ferne den Reichtum ahnen, für den wir Gott zu danken haben. Wie viele in der Arbeit verbundenen Menschen sind in diesen Tagen einander begegnet, wie viele Gespräche konnten geführt werden, wie sehr hat das gemeinsame Erleben Stärkung im Dienst geschenkt, wie viele Briefe haben uns im Goßner-Haus erfreut; und wie viel fürbittendes Gedenken hat uns in diesen Tagen ganz gewiß in besonderer Weise umgeben! Im folgenden versuchen wir für alle, die der Goßner-Arbeit in der Nähe und in der Ferne verbunden sind, etwas von dem zu berichten, was jene unvergesslichen Tage brachten.

#### I.

Die *Einführung von Kirchenrat Dr. Berg* in das leitende Amt der Goßner-Mission nahm *Präses D. Scharf* zugleich als Mitglied der Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg — die Dr. Bergs Wahl bestätigt hatte — und als Vorsitzender des Kuratoriums der Goßner-Mission in der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin-Schöneberg vor. Ihm assistierten Bischof D. Meyer-Lübeck und Missionsdirektor D. Lokies.

Die Epistel des 3. Sonntags nach Trinitatis 1. Petri 5, 5–11 war der Text seines Einführungswortes. Sowohl der zur neuen Aufgaben Gerufene wie die große Gemeinde wurde sehr persönlich und sehr eindringlich zu dem Herrn gerufen, der uns *miteinander* in seinen Dienst ruft und darum jeden einzelnen in der auf ihn wartenden Demut finden will; der uns darauf rüstet, daß das Evangelium nicht hinausgetragen werden kann, ohne daß sich *Widerstand* und *Widersacher* erheben; der uns endlich die „Leiden der Brüder in der Welt“ auf die Schultern und das Herz legt, so daß wir sie nicht tragen können, ohne zugleich selber *leidensbereit* zu sein.

Die Einführung Dr. Bergs durch Präses Scharf





Im folgenden nun der Wortlaut der *Einführungs predigt* von Herrn Pfarrer Berg:

*„Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker; und dann wird das Ende kommen“ Matth. 24,14*

Gemeinde des Herrn, liebe Brüder und Schwestern! Es ist eines der großen Missionsworte des Neuen Testaments, das uns die Lösungen der Brüdergemeine für den 8. Juli gegeben haben. Wie sollte die große Goßner-Familie am heutigen, für sie besonderen Tag das nicht als ein sehr sinnfälliges Zeichen für ihren bleibenden Auftrag im Kommen und Gehen der Jahre nehmen?! Und sich dessen von ganzem Herzen dankbar freuen?!

Jesus steht kurz vor dem Gang zum Kreuz. Das Fluchholz ist schon gezimmert, die Ausstoßung durch die Menschen – und sie nur Werkzeuge des verborgenen Heilswillens Gottes! – ist schon beschlossen. In wenigen Tagen wird die „Geschichte ohnegleichen“ sich ereignen. Von Menschen her gesehen wird diese Passion als das Ende der Anmaßung eines vermeintlichen Propheten erscheinen, so daß Religion und Politik, das Volk, seine Oberen und seine Beherrschter wieder Ruhe haben vor dem, der sie tief aufstörte.

Diesem Ende, das Menschen ihm und seiner Sache – der Sache Gottes – zu bereiten gedenken, setzt unser Herr seine Schau vom Ende entgegen. Für dies Ende aller Geschichte und aller Welt ist das Evangelium als Licht in zunehmender Verfinsternis von schlechthin entscheidender Bedeutung. Und darin er

selber, Jesus Christus, der Säemann und das Saatkorn, der Bringer und Vollender des Reiches Gottes! Unter unserem Predigttext haben wir also nachzusinnen über das *Evangelium von Gottes Reich als Welt-Ereignis*.

Wir dürfen froh werden in *der Gewißheit, daß es seinen Lauf nimmt*: (1); dankbar werden für die Kraft, die es besitzt: (2); und Zeugen sein des Ziels, dem es entgegenführt: (3).

#### 1.

Dürfen wir nicht wirklich unendlich froh darüber sein, liebe Gemeinde, daß Jesu Wort heute nicht als ein Befehl an uns, sondern zunächst ganz und gar als *Gewißheit* und Verheißung für uns laut wird? Das Evangelium wird seinen Lauf nehmen. Gottes Herrschaft wird sich ausbreiten. Seine Erlösung wird angenommen werden; sein Friede wird die Herzen erfüllen: Sein Wort wird Hungernde finden und sattmachen, Durstende tränken und stillen. Das wird weltweit in der ganzen Ökumene geschehen. Gewiß nicht ohne uns, die wir seine Jünger und Nachfolger zu sein die unbeschreibliche Gnade empfingen; aber oft genug gegen uns, gegen unsere Trägheit und Widerpenstigkeit, gegen unseren Kleinglauben und Unglauben. Und darum ist dieser Lauf des Evangeliums durch die Welt als die souveräne, königliche, sich immerdar fortsetzende, frielevolle und heilbringende Machtergreifung von der Welt und ihren Völkern durch Gott und seinen Christus anzusehen. Wie könnten wir uns in Sachen der Mission der Kirche Christi irgendwo und irgendwie versammeln, ohne von dieser Gewißheit der göttlichen Siegeskraft des Evangeliums ganz und gar erfüllt und getragen zu sein!

Also, auf die kleinen Frontabschnitte im Heer Christi gesehen, die Goßners Erben und Nachfahren besetzen durften: Hier in *Deutschland* angesichts des schlimmen, nur zu oft durch unsere Versäumnisse herangereisten *offenen* und des oft noch schlimmeren *verborgenen* Atheismus wird Gott seine Sache in Ost und West führen und die Tore seines Reiches offenhalten, wie sehr auch Menschen sie zuschlagen möchten. Das Evangelium wird in der nach außen so selbstbewußten Industrie- und Wohlfahrtsgesellschaft des Westens seine Leute und fortschrittsgläubige oder aber auch wieder skeptische Menschen im Osten zu finden wissen. Gerade vielleicht dann und dort, wo wir resignieren und dem Evangelium nichts mehr zu trauen. Und im Meer der Völkerwelt *Indiens* ist es wirksam. In den großen Bereichen von Bihar und Orissa, in Assam, West-Bengalen und Madja-Pradesh hat Gott sein Reich ausrufen lassen, nicht zuletzt durch Goßners Boten. Und wir erbitten es unserer Tochterkirche, nunmehr unserer Schwesternkirche, wie all ihren Gemeinden, daß sie nicht angesichts ihrer kleinen Kraft verzagen und ermüden, sondern getrost mit dem Evangelium leben, weil es weit über unser Zutun hinaus seinen Lauf nehmen, seine Sendung erfüllen und Wachstum schenken wird.

Es ist nichts in diesem Wort Jesu davon zu lesen und zu hören, daß durch das Evangelium die Völker vollständig christianisiert und perfekte Volkskirchen oder imponierend geschlossene Freiwilligkeits-Kirchen geschaffen werden. Es ist mit diesem zugleich missionarischen und endzeitlich bestimmten Satz unseres Herrn durchaus zu vereinbaren, daß dies Evan-

gelium dankbar und gläubig nur von einer Minderheit angenommen wird, die sich — offenkundig in Indien, kaum weniger offenkundig in unserem deutschen Vaterland — als Diaspora erkennen muß, als ein mit weiter Hand des himmlischen Säemanns erfolgter Körnerwurf in den Acker der Völkerwelt hinein. Aber das steht doch deutlich hinter unserem Text, daß man allüberall vom Evangelium hören können soll; daß ein Rumor von ihm ausgeht; daß es stille Fragen zu wecken und zu beantworten vermag und auch von lautem Geschrei der Menschen und ihres Jahrmarktes nicht übertönt werden wird; daß der hektische oder auch mühsame Blutkreislauf der Welt das Evangelium nicht mehr los werden wird — zu seinem Heil es nicht mehr vergessen kann, daß da einer ist, der in Schuld und Tod, in und für den Jammer und das Elend der selbstherrlichen Kreatur Mensch das Licht ewiger Freiheit vor Gottes Angesicht entzündet hat.

Aus dieser Gewißheit, daß Gott selber tagtäglich „Reichsgenossen“ gewinnt und sie seiner Gemeinde eingliedert als lebendige Bausteine, darf dann unsere Bitte erwachsen: Laß uns dabei sein! Gebrauche uns, Deine Siege zu erringen, Deine Herrschaft auszurufen. Und diese Bitte schließt dann immer — wie sollte sie sonst echtes, gehorsames und wahrhaftiges Bittgebet sein! — die Bereitschaft ein, sich senden und gebrauchen zu lassen als Werkzeuge, Diener und Boten dieses Herrn.

Es ist also gerade umgekehrt, wie wir denken: *Nicht wir* haben ein christliches Programm, einen missionarischen oder diakonischen Plan, zu dessen Gelingen und Erfüllung wir den Segen Gottes erwarten in der selbstverständlichen Annahme, es könne uns daran nicht fehlen, weil wir ja seinen Namen auf unsere Fahne geschrieben haben — jawohl, es sind bei Licht besehen oft genug die bunten Wimpel unserer menschlichen Aktionsbedürfnisse und Eitelkeiten, auch in religiöser Verkleidung.

*Vielmehr* geht *ER* durch die Welt- und Völkergeschichte, königlich und majestatisch, sammelt, verwirft, ruft; öffnet Türen und schließt sie; läßt wachsen und reifen, gibt reiche Ernten und führt unheimliche Gerichte herauf. Und in dem allen geschieht sein Evangelium, erbaut sich sein Reich. Und wir, welche Gnade, dürfen in vielfältigen Diensten mit dabei sein!

Diese Gewißheit, liebe Goßner-Gemeinde, soll uns heute froh machen.

## 2.

Wir dürfen aber zugleich auch über diesem Wort Jesu dankbar werden für die Kraft, die das Evangelium besitzt.

Wir werden hier heute und sollen verständlicherweise dafür durchaus an den Weg der Goßner-Arbeit als eines winzigen Ausschnitts aus der weltumspannenden Reichs-Gottes-Geschichte auf Erden und dem Lauf des Evangeliums nach Nord und Süd, nach Ost und West denken. Es ist mir über der intensiven Beschäftigung mit dem Weg der Goßner-Arbeit seit bald 1½ Jahrhunderten in ihrem Segen und Mißlingen, ihrem Aufbruch und ihrem Scheitern etwas von jener Kraft des Evangeliums Jesu Christi deutlich geworden, die ihr trotz allem Irrtum und menschlichen Versagen immer neu zuteil geworden ist:

Das Goßner-Haus *driben in Friedenau*, wie viele Männer und Frauen sind von dort in freudiger Hingabe in alle Welt hinausgezogen. In bösen Jahren durfte es — ein Hort der Bekennenden Kirche — eine Stätte des Lichts inmitten viel Finsternis sein und hat Menschen aus Israel für den letzten schweren Gang mit Wort und Sakrament Gottes gerüstet. Es ist trotz aller Gebete, die treue Männer in ihm für Gottes Sache emporgesandt haben, mit unter das Feuer des Gerichts Gottes über dieser Stadt und unserem Volk gefallen, um durch die Gnade Gottes wiedererrichtet zu werden und seinen Dienst erneut beginnen zu können. Welche Kraft wohnt doch dem Evangelium innen!

Im ganzen *Ostraum Europas* hat Goßners Ruf viele Herzen dem Evangelium öffnen dürfen. Und als wir meinen mußten, es sei alles dahin, durften wir dessen Zeugen sein, daß die Keime auf einem zerwühlten Acker neue Wurzeln schlagen und, wie bescheiden auch immer, so doch Blüte und Frucht anzusetzen beginnen. Und im treuen Goßner-Dienst etwa *Ostfrieslands* oder in den neuen Wegen, die das zweite *Goßner-Haus* in Mainz-Kastel beschreitet, dürfen wir nicht nur konservative oder aber experimentier-freudige Menschen am Werk sehen, sondern die Kraft des Evangeliums in seiner Wirkungsmacht glauben.

Und nicht anders ist es draußen in der Welt, vor allem in *Indien*. Auch wo sich die Spuren der Goßnerleute in Asien, Afrika und Amerika verloren haben und in anderen Kirchenbildungen aufgegangen sind, dürfen wir doch im Glauben wissen, daß dadurch auch dem Reich Gottes Kräfte zugeführt wurden. Und neben der Gangesmission in Indien, von der das gilt, lebt die „Evangelisch-lutherische Goßner-Kirche in Chotanagpur und Assam“, an der die Brüder Notrott und Stosch mit ihren Mitarbeitern in langen Jahrzehnten gebaut haben — aus der Kraft des Evangeliums — und wo nun eine nicht Menschen, sondern dem Herrn Christus verantwortliche Christenheit das Reich Gottes treibt, sie selber Trägerin des Zeugnisses von dem, „der uns errettet hat aus der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes“. Wir sind von Herzen froh, daß ihr Pramukh Adhyaksh, unser Bruder Joel Lakra, als sichtbares Unterpfand dieser Gnade Gottes den Tag heute mit uns feiert.

Und inmitten dieser Goßner-Kirche Indiens — in Amgaon und Khuntitoli, in Phudi und Ranchi — als lebendige Unterpfänder der Liebe der deutschen Mutterkirche und der Goßner-Familie zur indischen Kirche — unsere Schwestern und Brüder im schweren aber schönen Dienst am Evangelium und aus der Kraft des Evangeliums! Haltet sie wert, lieber Bruder Lakra, wie wir sie bitten, Euch in der Liebe Christi zu dienen, wo immer Ihr ihren Dienst begeht und ihn für die vollere Ausrichtung der Frohbotenschaft an Eure Gemeinden und in Eurem Land für alles Volk als bedeutsam erachtet! Es werden auch immer neu Menschen aus der deutschen Christenheit bereit sein, über die nicht gerade niedrigen Barrieren zwischen Indien und Deutschland zu steigen, um mit brüderlichem Sinn, in schlichtem Dienst und im Geist des Evangeliums bei Euch zu sein, wenn Ihr sie ruft. All das hat nicht in eigenmächtiger Programmsetzung von Menschen seinen Grund, sondern in der Kraft, die das Evangelium weckt, um auszu-

strahlen in die Weite und Tiefe der Völkerwelt. Ganz gewiß, für diese Kraft dürfen wir heute von Herzen danken und Gottes Namen preisen.

### 3.

Und ein Letztes: Wir sollen das Ende bedenken, und das Zeugnis vom Ziel, dem Gott alles zuführen wird, ist ein ganz entscheidendes Stück unseres Auftrags.

Wenn jetzt Gehorsam *und* Trägheit, Gelingen *und* Mißlingen im Dienst, ganze Hingabe *und* geheime Vorbehalte bei den Boten immer zusammen da sind im Gang des Reiches Gottes – einmal wird Gott das Ende heraufführen und mit allem am Ziel sein. In jenem Augenblick wird nur noch Lachen, nur noch Staunen, nur noch Anbetung und Dank und Freude da sein, weil das Gericht überwunden, die Zwiespältigkeit vergessen und die Ernte gesammelt ist. Diesem Tag letzter Offenbarung gehen und leben wir entgegen, da das Reich vollendet sein wird und Gott alles in allem.

Aber da ist ein Wörtlein in unserem Text, welches die Christenheit auf Erden und die Kirche, die noch im Kampf liegt, bis zum äußersten in Spannung und Arbeit und Eifer versetzen muß: „Und *dann* wird das Ende kommen“. Das Ende also in klarem Zusammenhang mit der geschehenen Ausrufung des Reiches und der zuvor bekanntgemachten Einladung in Gottes Gemeinschaft bei allen Völkern in der ganzen Ökumene! Wenn denn aber die Kirche Christi auf Erden betet und mit ganzer Inbrunst beten soll: „Amen, es komme Dein Reich, es vergehe die Welt!“; wenn sie so leidenschaftlich am Ende, weil am Ziel interessiert ist –, wie darf sie weniger leidenschaftlich davon bewegt sein, daß das Zeugnis von Christi Reich zu allen Völkern dringt? Der Ernst und die Echtheit des Gebets um die Vollendung der Menschheits-Geschichte und der Eifer wie die Bereitschaft zur Mission hängen also unzertrennlich zusammen. Wie vieles in unserem kirchlichen Tun und Treiben wird im Lichte dieser Erkenntnis zweitrangig und unwesentlich. *Dann – das Ende!* Vergessen wir das „dann“ nicht und geben wir der Mission den ihr gebührenden

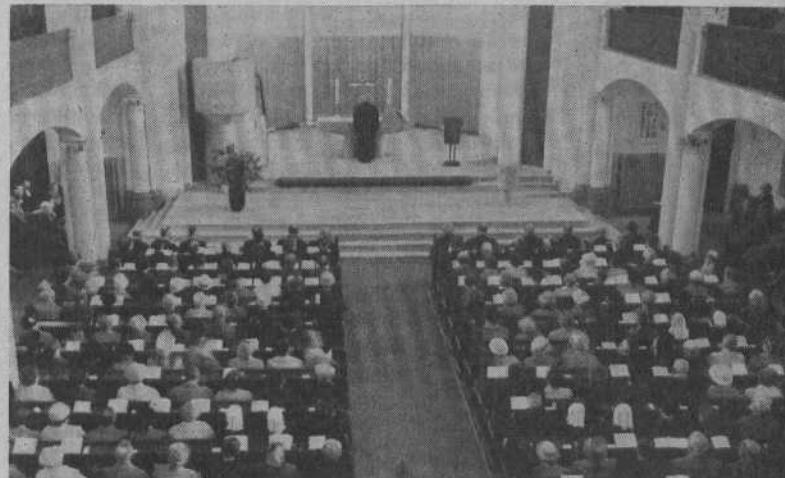
Rang in aller Arbeit der Kirche, wenn wir denn hungrig und sehnüchsig sind nach der endlichen Offenbarung der Kinder Gottes in Christi Reich! Je mehr die Welt in ihren Wehen schreit, um so mehr wird es der ganzen Kirche darum gehen müssen, das Evangelium vom Reich weltweit kundzutun und aus seiner Kraft zu leben. Wir dürfen sehr glücklich darüber sein, daß das erneut in allen Kirchen hörbar von der Vollversammlung des Ökumenischen Rats in Neu Delhi bezeugt ist. Möchte die Konsequenz des Gehorsams diesem Ruf nicht fehlen!

Der Zeiger der Weltenuhr rückt rasch vor. Beben über Beben erschüttern den Erdball. Abfall vom Glauben und erkaltende Liebe wollen uns erschrecken und anfechten. Das ist gewiß wahr, und Jesus hat uns darauf vorbereitet.

Aber es bleibt auch das andere wahr, daß seine Christenheit in der ganzen Ökumene die Gaben ihres Herrn erkennt, ihren Auftrag und die Verheißung Gottes, sowie das Ziel ihrer Berufung.

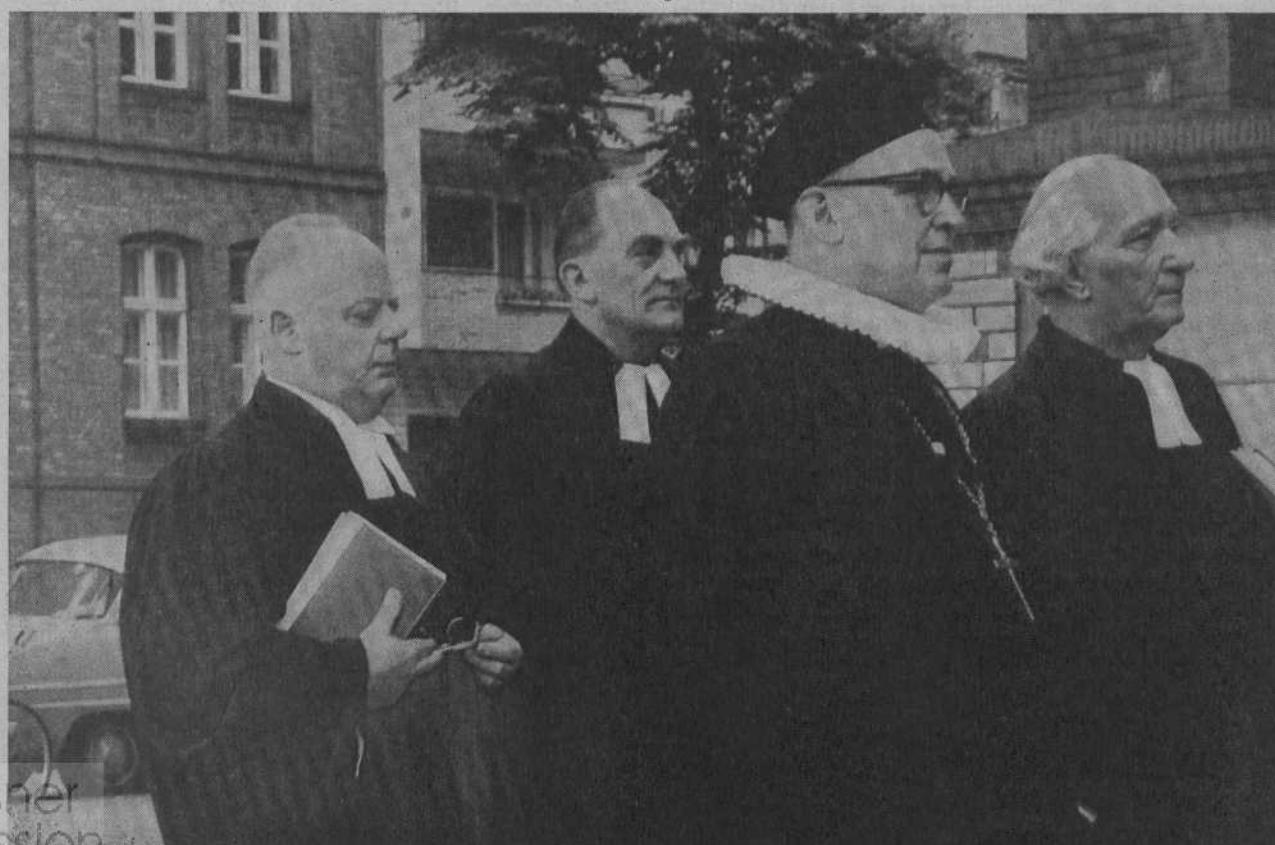
Laßt uns bitten, daß auch wir in der Goßner-Arbeit uns dieser Verheißung getröstet, von der Kraft des Evangeliums leben und um des Ziels willen an der Sendung der Jünger Jesu mit Freuden Anteil nehmen!

Amen.



Die Fest-Gemeinde in der Zwölf Apostel Kirche

Dr. Berg, Präses Scharf, Bischof Meyer und Direktor Lokies auf dem Weg ins Gotteshaus



# Abschied von Hans und Elisabeth Lokies

Die Fest-Versammlung  
im Goßner-Saal



## II.

Im so völlig überfüllten Goßnersaal, daß eine Anzahl von Gästen den Nachmittag in den oberen Räumen des Missionshauses am Lautsprecher verfolgen mußten, eröffnete *Superintendent Dr. Rieger* als stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums um 16 Uhr die festliche Versammlung und verstand es, ihren Ablauf bis 19.30 Uhr lebendig zu gestalten, obwohl 25 Redner auf dem Programm standen. Die Stunden waren ebenso sehr von Ernst und bewegtem Dank wie von Humor und viel fröhlichem Lachen erfüllt. Wir können leider nur einen Ausschnitt aus der Fülle des Gesagten wiedergeben, in dem die Weite der Goßner-Arbeit und der Reichtum ihrer vielfältigen Verbundenheit fast überwältigend zum Ausdruck kamen.

### 1. Präs. D. Kurt Scharf-Berlin, Vorsitzender des Kuratoriums:

Mein Wort des Dankes und des Abschiedes gilt Euch beiden, liebe Geschwister Lokies. In Abstammung und Art bist Du ein Sinnbild der Verbindung über die Kontinente hinweg. Du vereinst in Deiner Abstammung den Erde Teil Indien mit der Landschaft des Baltikums und des deutschen Ostens. Einer Deiner engeren Landsleute hat uns dies wunderschöne Spiel geschenkt vom „Zauberer Gottes“. Du bist unter uns als ein *Zauberer Gottes* tätig gewesen, in unserer Kirche, in der Arbeit der Goßner-Mission, in Deiner Art, die die geistigen Welten des Westens und des Ostens miteinander verbunden hat: Das zweckfreie Forschen des westlichen Denkens und das betrachtende Leben, das Leben aus Besinnung und Meditation der östlichen Welt. Und doch hast Du dies beides immer wieder vereint in einem Leben der Tat. Das Wort im Evangelium des Johannes „die Wahrheit tun“, ist mir so recht deutlich geworden und aufgegangen erst im Umgang mit Dir, im Anschauen Deiner Lebensleistung, Deines kirchlichen Dienstes unter uns. Du bist ein Bote der Wahrheit gewesen, ein Bote der *Wahrheit ohne Konzession* und menschliche Rücksicht in einem ganzen und vollen Eintreten für das, was Du erkannt hast, wo du auch standest, wohin der Herr Dich gestellt hat; ein Bote der Wahrheit im Leiden und im Tun, in Deinem Verhalten und dem Zeugnis des Wortes, in oft gefähr-

licher Situation. Du bist um solcher Erkenntnis willen in der nationalsozialistischen Zeit verfolgt worden, Du hast im leitenden Amt in der Bekennenden Kirche *ausgeharzt* als der Leiter dieses großen und bedeutenden Werkes. Du hast nicht nur Deine Freiheit und Deine Existenz, auch die große Arbeit dieses Werkes immer wieder aufs Spiel gesetzt im Zeugnis der Bekennenden Kirche, bei den Kanzelabkündigungen und der namentlichen Fürbitte und dem Erbitten des Opfers für die Aufgaben der Bekennenden Kirche. Man hat Dich bedroht und bedrängt; und Du bist dennoch bei der Sache geblieben. Du hast im leitenden Amt in der Bekennenden Kirche mitgewirkt.

Und nach 1945 bist Du als Mitglied und als Berater der neuen Kirchenleitung einer derer gewesen, die wiederaufgebaut haben im breitesten Umfang. *Wir verdanken Dir* das evangelische Schulwesen in unserer Stadt, die Arbeit der Erziehungskammer, die Ausbildung der Katecheten, den Vorstoß in den Bereich der Schule überhaupt. Jetzt in diesen Tagen ging ja durch unsere Presse das Urteil des Obersten Gerichtes der Vereinigten Staaten von Amerika in der Frage des Schulgebetes. Ich habe gedacht, wenn sie in den Vereinigten Staaten unser Bruder Lokies gehabt hätten, dann wäre es zu diesem richterlichen Fehlurteil und zu diesem Konflikt zwischen Staat und Kirchen nicht gekommen. Wir haben auch in Berlin und auch in der Verfassung der Bundesrepublik die Trennung von Staat und Kirche gesetzlich verankert. Wir hätten die Möglichkeit gehabt, nach 1945 evangelische Bekenntnisschulen auch in Berlin zu schaffen. Bruder Lokies hat uns und die Kirche davor gewarnt. Im Zeichen der Trennung von Staat und Kirche sollte es keine Bekenntnisschulen geben, aber auch nicht Schulen, die dem Evangelium verschlossen bleiben müssen, wie es nach dem Urteil des Obersten Bundesgerichtshofs in Amerika jetzt erscheint, sondern er wollte die dem Evangelium offene, dem Christentum offene Schule, eine Schule, in der das Christentum nicht mit Zwang regiert, in der aber die Botschaft des Evangeliums ausgerichtet werden kann und die Herzen, die es gewinnt, dann auch zu einem

dankbaren Bekenntnis von dem veranlassen kann, was ihnen unter der Botschaft des Evangeliums groß geworden ist. Bruder Lokies war im Kreis der Kirchenleitung ein Berater, ein Führer auf neuen Wegen und ein Stifter echter und bleibender Gemeinschaft.

Ihr beide scheidet nun auch aus Berlin. Wir lassen Euch in Dankbarkeit, aber mit tiefem Schmerz aus unserer näheren Gemeinschaft scheiden. Wir sehen in Euch Gestirne am Himmel Gottes, Lehrer, die uns weiterleuchten werden wie des Himmels Glanz. — Wir hoffen von Euch, daß Ihr von uns geht um wiederzukommen, immer und immer wieder uns in Berlin aufzusuchen, uns zu beraten, uns zu stärken und zu erfreuen; und wir sind sicher, daß Ihr als Gestirne am Himmel Gottes auch in den Tagen, die vor uns liegen, leuchten werdet, weithin leuchten über Grenzen und Trennungen hinweg. In der fortlaufenden Bibellese des gestrigen Tages hieß es „Die den Herrn lieben, die müssen sein wie die Sonne aufgeht in ihrer Pracht“. Das gelte für Euch im Augenblick des Scheidens. Habt Dank, und Gott geleite Euch!

## 2. Bischof D. Meyer, DD. Lübeck:

Liebe Geschwister Lokies! Liebe Gemeinde!

Auf dem Zettel steht so nüchtern, daß der Bischof aus Lübeck eine Ansprache halten wird. Ich möchte etwas anderes tun, ich möchte eine Liebeserklärung abgeben. Sie wissen, wenn eine Liebeserklärung echt ist, dann geschieht sie schüchtern und stotternd. Sie werden's mir nicht übelnehmen, wenn das vielleicht

bei mir nun auch passiert. Ich freue mich ganz unendlich, daß Gott es so gefügt hat, daß gerade ich den Lutherischen Weltbund und den Deutschen Evangelischen Missions-Rat heute an diesem Tage hier vertreten soll. Denn ich meine, daß in diesen beiden Gremien — ich denke da beim LWB insbesondere an die Kommission für Weltmission — und beim Deutschen Missions-Rat diese Liebeserklärung schon lange fällig gewesen ist. Wenn ich so an die Rolle denke, die die Goßnersche Missionsgesellschaft und ihre Vertreter auf dem Deutschen Missionstag gespielt haben, dann kann man sie eigentlich nur so beschreiben: Sie hatten alle ein wenig Angst vor der Goßnerschen Mission, insbesondere auch vor ihrem feurigen und beredten und geisterfüllten Vertreter D. Hans Lokies. Um so notwendiger ist es, daß wir heute einmal ganz schlicht, ein wenig stotternd, doch sehr ehrlich diese Liebeserklärung für die Goßnersche Missionsgesellschaft im Rahmen der deutschen Missionsgesellschaften und im Rahmen des Lutherischen Weltbundes aussprechen. Wenn ich das tue, lieber Bruder Lokies, dann ist es zugleich eine Liebeserklärung für Sie. Denn ich kenne kaum einen Menschen, der so sehr das Wesen der Goßnerschen Mission verpersönlicht und verkörpert, wie Sie.

Was ist denn das *Eigenartige an der Goßnerschen Missionsgesellschaft*, daß es den anderen immer ein wenig unheimlich wurde? Sie ist so anders. Vielleicht ist es auch gut, daß wir nicht alle im Deutschen Missions-Rat so sind, wie die Goßnersche Mission. Ich fürchte, das wäre eine zu große Zumutung an die Geduld Gottes. Wir brauchen auch ordentliche und normale, ganz, ganz ordentliche Missionsgesellschaften. Aber, liebe Brüder und Schwestern, wir brauchen ebenso sehr, und das möchte ich mit Dankbarkeit sagen, den Geist, der von Anfang an in der Goßnerschen Missionsgesellschaft wirksam gewesen ist. Es ist ja etwas Ungewöhnliches, daß eine evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft von einem Konvertiten, einem ehemaligen katholischen Pater, gegründet worden ist. Und dieses Ungewöhnliche hat eigentlich die Geschichte der Goßnerschen Mission bis an den heutigen Tag bestimmt. Was war das Ungewöhnliche? Wenn man jemanden liebt, dann fragt man ja auch, warum man ihn eigentlich lieb hat. Ich meine, es ist eben dieser ungewöhnliche Geist, der es der Goßnerschen Missionsgesellschaft und ihren Vertretern und Ihnen, lieber Bruder Lokies, in ganz besonderem Maße immer wieder möglich gemacht hat, *das Unmögliche zu tun, aber genau das Richtige*. Wenn ich an das denke, was Sie uns, als wir einmal mit der Kommission für Weltmission hier in diesem Saal versammelt waren, erzählten über die Juden, die aus diesem Saal dann gestärkt durch das Brot des Lebens ihren letzten Gang antraten, dann gehört das für mich hinein in das Bild des Ungewöhnlichen. Wenn ich hinüberschau nach Mainz-Kastel zu unserem Bruder Symanowski, der ja auch zu den Typen in der deutschen Kirchengeschichte gehört, vor denen einige Menschen ein wenig Unbehagen haben; wenn ich an das denke, was ich vor wenigen Tagen erst auf der Kirchenkonferenz der westlichen Gliedkirchen hörte, über die Tätigkeit der Goßner-Wagen drüber in der DDR und die Frucht, die Gott heute aus dieser Tätigkeit der Goßner-Wagen wachsen läßt, dann gehört auch das für mich zu diesem ungewöhnlichen Bild. Wenn ich an die ungewöhnliche Art denke, wie die



Goßnersche Missionsgesellschaft mit ihrer Goßner-Kirche umgegangen ist, dann spüre ich immer wieder, hier ist ein Geist wirksam, der sich keineswegs an die normalen Überlegungen hielt, aber der genau das Richtige tat.

Was heute die Goßner-Kirche in Indien an Nöten zu durchkämpfen und zu lösen hat, die sie stellvertretend für alle anderen jungen Kirchen in Indien zu bewältigen hat, ist Gnade Gottes. Diese Gnade Gottes wäre nicht da, wenn nicht der Gehorsam gegen das *Treiben des Geistes* eine entscheidende Grundlinie in allem Tun der Goßnerschen Missionsgesellschaft und ihrer Vertreter gewesen wäre. Man hat ja die Streitigkeiten in der Goßner-Kirche immer wieder einmal so dargestellt, als ob hier persönliche Ambitionen und menschliche Unzulänglichkeiten und Unzuverlässigkeiten eine entscheidende Rolle gespielt hätten. Gewiß spielen die auch eine Rolle. Der Menschengeist spielt immer eine Nebenrolle, da wo Gottes Geist am Wirken ist. Aber das ist nicht das Entscheidende von dem, was heute in der Goßner-Kirche geschieht und mit allem Ernst angepackt wird. In der Goßner-Kirche geht es nämlich darum, daß hier Menschen verschiedener Stämme es lernen, im Namen Jesu Christi miteinander Gemeinde zu sein, eine Aufgabe, die wir in Europa noch längst nicht bewältigt haben. Wir bringen es immer noch nicht fertig, mit unseren dänischen Brüdern nördlich der Grenze in Schleswig-Holstein Kirchengemeinschaft zu haben, obwohl wir dasselbe Bekenntnis haben. Wir bringen es immer noch nicht fertig, in der EKD wirklich miteinander Kirchengemeinschaft zu haben, obwohl wir uns eine Evangelische Kirche in Deutschland nennen. Wir sollen uns wohl hüten, dann auf die Goßner-Kirche auch nur einen Stein zu werfen, wenn sie in geistlichem Ernst diese Aufgaben heute in unserer Zeit zu bewältigen trachtet. Ich rechne es mir als eine ganz große Ehre, als eine Gnade Gottes an, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, für die Goßnersche Missionsgesellschaft und für den Lutherischen Weltbund ein ganz klein wenig an diesen Dingen mitzuhelpen.

Aber das ist nur das eine, was ich lieb habe an der Goßner-Kirche – den Gehorsam gegen das Treiben des Geistes, der dann nicht mehr lange fragt nach den anderen; sondern der tut, was wahr ist. Das ist den anderen mitunter beschwerlich gewesen. Das andere, was ich an der Goßner-Mission und an der Goßner-Kirche von ganzem Herzen liebe, ist dieses, daß man sich immer wieder zurückrufen ließ zum *Gehorsam gegen das Wort*, gegen das Wort der Heiligen Schrift. Wer nur dem Geist folgt – denken wir nur an die Pfingstbewegung – der kommt irgendwann einmal zu dem Punkte, wo er nicht mehr unterscheiden kann, was Gottes Geist und was sein eigener Geist ist. Gerade der, der dem Geist gehorsam sein will, braucht es dringend, daß er immer wieder hinhört auf das Wort, das Gott uns gegeben hat in der Heiligen Schrift und den Bekenntnissen unserer Väter. Ich kenne keine deutsche Missionsgesellschaft, die diesen Spannungsbogen zwischen Geist und Wort, der eine richtige Kirche ausmacht, so durchgehalten hat, wie die Goßnersche Missionsgesellschaft, wie die Goßner-Kirche in Indien und wie Sie, Bruder Lokies, in ganz besonderer Weise. Dafür möchte ich Ihnen heute als Vertreter des Deutschen Evangelischen Missions-Rats und der im Lutherischen Weltbund zusam-

mengefaßten Kirchen von ganzem Herzen danken. Sie haben uns viel, viel mehr gegeben durch Ihr Da-beisein, als es äußerlich organisatorisch vielleicht in Erscheinung getreten ist.

Es ist schlecht, wenn man eine Liebeserklärung abgibt, nachdem er weggeht und eigentlich nichts mehr auf diese Liebeserklärung folgen kann. Aber Sie haben ja einen *Nachfolger*, und diesem Ihrem Nachfolger möchte ich dann diese selbe *Liebeserklärung gewissermaßen auf Vorschuß* mit auf den Weg geben. Lieber Bruder Berg, was wir brauchen im Deutschen Missions-Rat, was wir brauchen auch in dieser Stunde, wo es darum geht, das Verhältnis von Missionsgesellschaft und Kirche neu zu bestimmen, sind nicht großartige kluge Organisatoren, was wir brauchen in dieser Zeit, sind Menschen, die dem Geist Gottes und seinem Treiben gehorsam sind und die sich deshalb immer wieder korrigieren lassen und hineingründen lassen in das Wort unseres Gottes. Das ist die Liebeserklärung, die ich auch Ihnen als dem neuen Direktor der Goßnerschen Missionsgesellschaft aussprechen möchte.

Und Ihnen allen, die Sie Goßner die Treue gehalten haben in Indien, in Berlin und in aller Welt, möchte ich sagen: Bleiben Sie bei uns, bleiben Sie als die, die Sie sind. Erwarten Sie nicht von uns anderen allen, daß wir genau so werden wie die Goßnersche Missionsgesellschaft, bleiben Sie bei uns in der Freiheit des Evangeliums, und ich bin gewiß, daß viel Segen, viel Führung, viel Pionierat erwachsen wird aus dem, was die Goßnersche Missionsgesellschaft auch unter Ihrer Führung, Bruder Lokies, gewesen ist. *Bleiben Sie bei uns in der Freiheit des Evangeliums.* Gott segne Sie für den Dienst, den Sie uns getan haben!

Wir haben Sie sehr lieb!

3. Rev. Joel Lakra, Präsident der Goßner-Kirche in Indien:

Ihm, der zu diesem Festtag der Goßner-Gemeinde trotz großer Ausreise-Schwierigkeiten doch noch so rechtzeitig gekommen war, daß er im Gottesdienst am Vormittag – direkt vom Flugplatz herbeigeeilt – noch ein kurzes Grußwort hatte sagen können, gebührte jetzt am Nachmittag am ausführlichsten das Wort. Und er nutzte es auch aus.

Zunächst überbrachte er die Grüße und *Segenswünsche der Leitung der Goßner-Kirche* (KSS) nicht nur in der ganzen formvollendeten Weise, die wir von ihr kennen, sondern erfüllt von der Wärme der Dankbarkeit und der Liebe zur deutschen Mutterkirche.

Die leitenden Brüder im Kuratorium empfingen die folgende Adresse:

Die Kirchenleitung der Evangelischen Goßner-Kirche hat mit großer Freude der Wahl von Präs. *D. Scharf* als Vorsitzenden des Kuratoriums und Superintendent *Dr. Rieger* als seines Stellvertreters vernommen. Wir begrüßen diese gute Entscheidung des Kuratoriums mit herzlicher Zustimmung.

Herr Präs. *D. Scharf* hat uns mit seiner Anwesenheit geehrt, als er während seines Besuches in Indien anlässlich der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen letztes Jahr in Indien weilte. Wir entbieten Herrn Präs. *D. Scharf* unsere sehr herz-



lichen Segenswünsche, ebenso wie Herrn Superintendent Dr. Rieger und wünschen beiden volles Gelingen in der Wahrnehmung ihrer Aufgaben.

In ähnlicher Weise haben Direktor *Lokies* und *Dr. Berg* ein besonderes Wort von der Kirchenleitung in Ranchi erhalten.

Dann aber führte er seine Zuhörer auf einen weiten Weg. Er erinnerte an den Dienst der Goßner-Missionare, der zur Gründung der Kirche geführt hat; er sprach anhand lebendiger Beispiele vom Missionsgeist, der in der Kirche lebendig ist; von seinen früheren Besuchen nach dem letzten Krieg in Deutschland, wie das Band der Verbundenheit durch das Verständnis und die Bereitschaft zu neuer Initiative von D. Lokies wieder fest geknüpft sei; vollends, seit er die Goßner-Kirche besucht und ihr in ihren schweren Spannungen vom Evangelium her geholfen habe: „Als Sie, Herr Direktor Lokies, mit Ihrer Frau bei uns waren, da fühlten wir gar nicht mehr, daß Sie ein Deutscher und wir Inder und Adivasi waren. Es kam uns so vor, als ob wir eine Familie wären und zusammengehören. So groß ist die Liebe zu D. Lokies, daß unsere Leute sein Bild kaufen und es in ihren Häusern aufhängen. Unsere Kirche hat mich mit Freuden verabschiedet und ihre ganze Liebe durch mich geschickt, daß ich sie Direktor Lokies und der ganzen Versammlung übergeben soll.“

Am folgenden Tag hat dann das Kuratorium der Leitung der Goßner-Kirche als Gruß des Dankes und des Segenswunsches folgendermaßen geantwortet:

Berlin-Friedenau, den 9. Juli 1962

Das Kuratorium der Goßner-Mission hat mit tiefem Dank und herzlicher Freude die Botschaften empfangen, die das KSS der GEL-Church anlässlich des Wechsels in den leitenden Ämtern der Goßnerschen Missionsgesellschaft den Brüdern Präs. Scharf und Superintendent Rieger, Direktor Lokies und Dr. Berg entboten hat. Es hat sie aufgenommen als Zeichen der brüderlichen Verbundenheit zwischen uns Christen in Indien und Deutschland. Wir sind durch Sie am festlichen Tag des 8. Juli tief erquickt worden, insbesondere, weil der Präsident Ihrer Kirche, unser Bruder Joel Lakra, sie persönlich überbringen konnte.

Wir grüßen Sie, liebe Brüder, die Sie in der Leitung unserer Bruderkirche tätig sind; aber ebenso alle im Dienst der Verkündigung und in der missionarischen Arbeit stehenden Brüder mit allen Gemeinden. Wir befehlen Sie der Gnade Gottes und bitten unsern Herrn, daß ER Sie in der Einheit des Glaubens und

der Liebe bewahre und Ihr Zeugnis von der Kraft des Evangeliums zu einem Licht im großen Volk Indiens mache. Denn

„ER hat uns errettet von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes“  
(Kolosser 1, 13)

In der bleibenden Verbundenheit des Glaubens und des Dienstes

Im Auftrag:

Scharf Rieger Lokies Berg

4. Für die Kirchen, in denen die Goßner-Arbeit seit altersher oder in jüngerer Zeit verwurzelt ist, sprachen Landessuperintendent *Siefken*-Hannover, Pastor *Gohlke*-Westfalen, Oberkirchenrat *Dr. Hess*-Hessen-Nassau, Sup. i. R. *D. Brandt*-Lippe und Pfarrer *Fielitz*-Bayern. Wir geben zwei dieser Grußworte — notwendigerweise gekürzt — wieder:

*Landessuperintendent Siefken, Ostfriesland (Hannover)*

Ostfriesland, der 6. Erdteil, grüßt die weite Welt, grüßt die Goßner-Gemeinde und die Goßner-Kirche, Ostfriesland grüßt damit auch die Ökumene.

Als das Evangelium nach Ostfriesland in diesen 6. Erdteil kam, ist es ihm ergangen, wie es dem Evangelium immer ergeht in dieser Welt. Man will es zunächst nicht hören, und mir ist in der Gefangenschaft von einem, der über die Geschichte etwas wußte, gesagt worden, dadurch wäre Ostfriesland eigentlich erst ins Licht der Geschichte eingetreten, daß die Friesen den Ersten, der ihnen das Evangelium brachte, nämlich Bonifatius, erschlagen hätten. Es ist also nicht leicht, mit dem Evangelium nach Ostfriesland zu kommen.

Aber, daß wir nun unseren Bruder Lokies nicht erschlagen haben, sondern daß er lebend unter uns

Unsere Brüder aus Ostfriesland: Landessuperintendent *Siefken*-Aurich, Superintendent *Schaaf*-Wittmund, Pastor emer. *Linnemann*-Norden, Pastor *Janssen*-Riepe





Pfarrer Fielitz-Nürnberg, dahinter Dr. Anthony-New York

ist, ist ein Beweis dafür, daß Ostfriesland anders geworden ist. Jedenfalls ist es so gewesen, daß auch das Herz des jungen Missionsinspektors Hans Lokies eine gewisse Angst bedrängt hat, als er nach Ostfriesland kam. Und jetzt muß ich eigentlich sagen: Ich bin der Geringste der Brüder aus meines Vaters Haus, als daß ich ihm etwas sagen könnte über die ganze Fülle des Segens, die durch die Goßner-Mission nach Ostfriesland gekommen ist. Ich müßte die Namen der Väter nennen — von Vater Schaaf bis zu dem im letzten Jahr heimgerufenen Vater Elster hin. Der Dank, der von Ostfriesland her ausgesprochen wird, wird schon dargebracht im Lobgesang der Ewigkeit. Und so ist das ein voller Dank von ganzem Herzen Ihnen, lieber Bruder Lokies, gegenüber, und wir wissen ja auch darum, ein Mann kann in der Welt nur dann wirken, wenn er weiß, wie geborgen das alles auch ist in der Liebe der Frau, daß sie ihn freigibt. Ich habe mir einen schönen Satz gemerkt für alle meine Pfarrfamilien, daß ich sage: „das ist die beste Pfarrfrau, die ihren Mann am meisten freimacht für den Dienst“. Und dafür danken wir Ihnen, liebe Frau Lokies, für all die Opfer, die Sie gebracht haben dadurch, daß Ihr Mann hat hinausgehen können in die Gemeinden und in die weite Welt hinein.

Und es ist nun so geworden mit Bruder Lokies und Ostfriesland, daß wir ihn zu einem Ostfriesen gemacht haben.

Was alles wir von Ostfriesland her zu sagen haben, das werden wir auf dem Goßnertag am 8. August in Riepe tun. Ich nenne den Namen Riepe verbunden mit Vater Elster. Dort ist auch die Stätte, wo die Goßnersche Missionsgesellschaft ihren Fuß auf diese Erde setzen kann, weil sie dort ein Stück Land hat, vermachts von einem Freunde der Goßnerschen Mission. Da kann sie also wirklich auch ihren Fuß auf diese Erde setzen. Und Bruder Berg, Ihnen möchte ich sagen, haben Sie keine Angst, nach Ostfriesland

hinzukommen, sondern unsere ganze Liebe wird Ihnen gegeben, und wir werden Sie aufnehmen, wie die Väter Ihre Vorgänger aufgenommen haben.

Gott segne Sie alle miteinander, laßt uns in Liebe miteinander verbunden bleiben unter dem, der uns sein Evangelium als helles Licht leuchten läßt! — Wenn ich Ihnen beiden, Dir, lieber Bruder Lokies und Deiner lieben Frau, etwas sagen darf, dann will ich's so sagen: Ich freue mich darüber, daß, — Berlin hat ja Schmerz darüber — Ihr zu uns kommt in unser Niedersachsenland hinein, und wir erhoffen noch vieles von Euch. Im Buche Hiob heißt es einmal: „Ach daß ich wäre wie zur Zeit meiner Jugend, als Gottes Leuchte schien über meine Hütte“. Und ich möchte wünschen, nicht nur wie in der Jugend, sondern auch im Alter, daß Gottes Leuchte über Eurer Hütte und über Eurem Leben sei, bis wir ihn nach dieser Zeit lieben und loben in Ewigkeit!

#### Pfarrer Fielitz, Nürnberg:

Als der Fächer der ökumenischen Weite vorhin entfaltet wurde, da sagte eine Dame hinter mir: diese Weite! Nun, was wäre die Ökumene, wenn Bayern nicht darin wäre? Sie werden sich vielleicht wundern, daß also auch aus Bayern hier ein Gruß kommt, aus allen sechs Regierungsbezirken innert der weiß-blauen Grenzpfähle. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß *jener Evangelist Goßner ein Bayer war*. Ich glaube, es hängt sogar am allerwenigsten damit zusammen, daß Goßner ein Bayer war; vielmehr damit, daß Sie, Bruder Lokies, in Bayern so viel gereist sind. In Bayern gibt's kein Hinterland, das möchte ich ganz klar sagen, damit keine Mißverständnisse auftreten. *Bayern war nie Hinterland*, ist keins und wird auch nie eins werden. Wer in Bayern ankommen will, muß, wie man bei Ihnen hier in Berlin sagt, „Sympathie-Werbung“ machen. Es geht gar nicht anders. Und Sie haben in dieser großen evangelisch-lutherischen Kirche, die eine einzige große evangelische Diaspora ist, innerhalb eines äußerst aktiven, emotionalen, farbigen, künstlerischen und manchmal sogar militärischen Katholizismus, diese Sympathie-Werbung getrieben. Es ist klar, diese Kirche muß eine gewisse Geschlossenheit aufweisen. Sie kann sich Extratouren kaum leisten, wenn sie bestehen will als Diaspora. Sie muß vielleicht das sein, was Herr Bischof Meyer da nannte, diese biederer, normalen Missionsleute — ich weiß ja nicht, an wen er dabei gedacht hat. Aber Sie werden verstehen, in einer Diasporakirche muß Geschlossenheit da sein, und da ist es etwas Erstaunliches, wenn sie sich Extratouren leistet. Und *Bayern hat sich mit Goßner eine Extratour geleistet*. Daß es sich diese Extratour leistete, verdankt die Goßner-Gemeinde Ihren Reisen, Bruder Lokies, die Sie so unermüdlich durch Bayern mit so unendlichem Takt und Einfühlungsvermögen in die Eigenart dieser Kirche, der dortigen Landschaft und ihrer Menschen getan haben. Ich habe das immer bewundert. Es gehört schon ein gewisses künstlerisches Kongenium dazu, um in diesem Lande diese Extratour für Goßner herauszu... (wie soll ich sagen!) herauszukitzeln. Das ist geschehen mit einer Zartheit, die unvergessen ist. Und so darf ich Ihnen, lieber Bruder Lokies, die sehr herzlichen innigen Grüße und die Dankbarkeit der Goßner-Freunde aus ganz Bayern heute sagen. Wir hoffen, daß Sie noch

manches Mal nach Bayern kommen.

Ihnen, lieber Bruder Berg, darf ich sehr von Herzen sagen, daß dieses Bayern Sie herzlich willkommen heißt; und es möchte Ihnen gelingen, diese Sympathie-Werbung für die Goßner-Mission fortsetzen zu können.

5. Dr. K. Anthony - New York, Generalsekretär in „United Church of Christ“. Diese Kirche ist der Goßner-Arbeit besonders verbunden, hat ihren Dienst in Deutschland lebendig unterstützt und vor allem Pfarrer B. Starbuck für fünf Jahre als ökumenischen Mitarbeiter entsandt und getragen.

Ich kann nur den Dank der Weltchristenheit wiederholen für alles das, was D. Lokies, seine Frau und sein Stab getan haben in diesen langen Zeiten; und möchte nur unterstreichen die große Liebe und Zuneigung, die ihnen in dieser Versammlung entgegengebracht worden ist. Wir bewundern D. Lokies und seine Frau, und wir bringen ihnen die *Grüße der United Church of Christ* in USA, die aus zwei verschiedenen Denominationen zusammengewachsen ist. Der „Kirchliche Weltdienst“ entbietet ebenfalls seine Grüße und Dr. L. Cooke von der Abteilung für Zivilschengkirchliche Hilfe des Weltrats der Kirchen in ganz besonderer Weise, mit der Herr Dr. Berg sehr verbunden ist.

Ich habe noch eine Menge Punkte auf meinem Zettel, aber ich muß schließen: Dies ist nicht unsere Arbeit, die wir hier tun, sondern dies ist Gottes Werk; und wir müssen es zusammen tun, d.h. die Nationen zusammen und die Kirchen zusammen.

Es gab eine Versammlung ähnlich wie diese, und der Redner hatte eine ganze Reihe von Anekdoten vorgebracht; die Versammlung lachte, wenn er lachte, und sie weinte, wenn er weinte. Nur einer, der saß da und lachte nicht, und sein Nachbar stieß ihn an und fragte ihn, warum er nicht lache. Da sagte er, er wäre kein Delegierter. In unserer Versammlung sind *wir alle Delegierte*, die dazu berufen und bestimmt sind, miteinander für Gottes Reich zu arbeiten und uns zu freuen!

6. Für alle Mitarbeiter der Goßner-Mission sprach *Pastor Symanowski - Mainz-Kastel*:

Ich spreche hier als ein hauptamtlicher Mitarbeiter, der fast zwei Jahrzehnte mit Euch, liebes Ehepaar Lokies, zusammengearbeitet hat, und deshalb kann ich *nicht für mich allein reden*, sondern muß auch für Herrn Mühlnickel und seine Frau, für Fräulein Jarofki und Ehepaar Otto sprechen, jedenfalls für alle diejenigen, die noch im alten Missionshaus mit Euch zusammengearbeitet haben. Ich müßte jetzt auch noch viele andere aufzählen — hauptamtlich Fräulein Lorenz z. B. — und all die anderen, die dann im wiedererbauten Missionshaus zusammengelebt oder darin gearbeitet haben.

Was soll ich in dieser kurzen Zeit über fast zwei Jahrzehnte Zusammenarbeit besonders herausheben? Es waren drei verschiedene Perioden, in denen wir zusammengearbeitet haben: Im Kriege; dann in der Wiederaufbauzeit nach dem Krieg, als wir hier versuchten, das Missionshaus aufzubauen, und dann das Seminar in Zehlendorf bauen; und dann die Arbeit in den späteren Jahren, als unsere Häuser standen.

Was war das Besondere an unserer Zusammenarbeit? Nur ein einziges möchte ich herausheben: Du hast Dich immer umgeben mit jungen Leuten — wir waren damals alle *junge Brüder*; wir waren sehr unbequeme Leute, einmal, weil wir ja illegal waren und es ein Risiko bedeutete, auch für eine Missionsgesellschaft damals, solche illegalen Leute aufzunehmen. Das hast Du getan mit dem Kuratorium der Goßner-Mission. Aber etwas anderes war ja noch unbequemer, nämlich, wir fingen immer Arbeiten an, die überhaupt nicht vorgesehen waren für uns. Ich denke da besonders auch an Horst Dzubba. Wir waren Dir eigentlich niemals in Deiner Arbeit eine Entlastung. Weil wir immer Neues angefangen haben, waren wir viel eher eine Belastung. Und ich besinne mich noch, wie Du einmal unter Seufzen, als wir wieder etwas Neues anfingen, sagtest: Jetzt brauchen wir endlich *einen Mitarbeiter ohne Ideen*. Du hast das aber nicht nur getragen, was wir angefangen haben, sondern Du hast es immer mitverantwortet. Und gerade dann, wenn diese neuen Arbeiten in den Kinderschuhen steckten und unter vielen Schwierigkeiten und Anfeindungen zu leiden hatten, z. B. die Arbeit damals in Ostpreußen an den Kirchenältesten, damit sie in den Gemeinden, in denen keine Pfarrer mehr waren, nun vollgültigen Dienst als Pastoren und Seelsorger mit Predigt und Sakramentsverwaltung tun konnten. Ich denke daran, wie Bruder *Schottstädt* und ich 1948 mit dem ersten Wohnwagen nach dem Osten zogen, an die Oder, etwas damals ganz Neues, nicht unter dem Namen der Goßner-Mission, denn darum ging es weder Dir noch uns, sondern damals schon unter dem Namen — so stand es auf dem Wohnwagen — Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg. Und Bruno Schottstädt würde ebenso wie *Gutsch* und alle anderen Mitarbeiter einstimmen in den Dank, daß Du diese neuen Arbeiten immer getragen hast, sie verantwortet hast gegenüber den Kirchenleitungen und auch treu zu uns gehalten hast, wenn wir unter uns nicht einer Meinung gewesen sind. Du hast Dich niemals mit Papageien umgeben, niemals mit Leuten, die nur mit dem Kopf nickten. Und deshalb war unsere Zusammenarbeit so lebendig, weil es immer eine Zusammenarbeit mit theologischen Auseinandersetzungen war.

Genauso ging es dann, als wir die *Arbeit in Mainz-Kastel begannen*. Und wenn ich eben sagte, daß Du die jungen Brüder damals um Dich geschart hast, müßte ich jetzt sagen, diese jungen Brüder haben mittlerweile auch wieder „Brüderchen“ bekommen. Und einige von denen sitzen ja hier unter uns; ich denke an Bruder *Weissinger*, der seit 10 Jahren nun schon in Kastel mit uns arbeitet, und der jetzt das „Seminar für Dienste in Übersee“ leitet; oder ich denke an Rudolf *Dohrmann*, der die Arbeit in Wolfsburg aufgebaut hat, wiederum nicht unter dem Namen „Goßner“, sondern im Auftrage seiner eigenen Landeskirche. Hier könnte man die Modellarbeiten nennen, die in dem Seminar in Kastel entstanden sind, etwa in der lutherischen Kirche Hamburgs, in der evangelischen Kirche von Westfalen, in Kurhessen-Waldeck und in der Kirche von Hessen und Nassau an zwei Stellen. Das sind alles *Mitfrüchte Deiner Arbeit*, Deiner Geduld. Daß Du uns getragen und gefördert hast, dafür haben wir Dir in dieser Stunde neben vielem anderen zu danken. Du hast uns allerdings

bisweilen auch nicht sehr freundlich behandelt; denn wenn wir eine Idee hatten und fingen an, dann hast Du gesagt: „Dann führt ihr es auch bis zum Ende durch“. Jedenfalls – an Deinem Busen haben wir uns nie ausklagen können! Das möchte ich jetzt von dem neuen Missionsdirektor erhoffen!

Ihm, dem neuen, möchte ich nur sagen: was ich Dir als Dank eben darbrachte, wie Du uns hast arbeiten lassen: „Christian, wir sind verwöhnt“. Die Zusammenarbeit wird von Goßner-Berlin und Goßner-Mainz/Kastel hoffentlich jetzt eine Dreiecks-Arbeit werden, in welcher der Emeritus Lokies in Hannover mit eingeschlossen ist. Darauf hoffen wir und das wünschen wir uns!

Mit herzlichem Dank sollen diejenigen genannt sein, die gekommen waren, um ihrer Verbundenheit mit der Goßner-Mission Ausdruck zu geben, und die Festversammlung mit einem Grußwort, insbesondere an das Ehepaar Lokies oder auch an den Nachfolger, erfreuten. Unter anderem nahmen das Wort:

*OKR Hohlfeldt* - Frankfurt sprach für das Kirchliche Außenamt und überbrachte die Grüße von Präsident D. Wischmann.

*Direktor P. Wallmann* - Berlin – im Auftrag der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werks in Stuttgart – wandte sich besonders an Pfarrer Berg als den langjährigen Mitarbeiter des Hilfswerks der Evangelischen Kirche.

Pfarrer Löschau – für die Berliner Mission – und

Pfarrer Robde – für die Ostasien-Mission – dankten D. Lokies für die brüderliche Zusammenarbeit in der Missionsarbeit in Berlin.

Ingenieur Thiel und Schwester Maria Schatz sagten dem scheidenden Missionsdirektor den Dank der deutschen Mitarbeiter in der Goßner-Kirche Indiens.

Pfarrer Otto - Berlin würdigte den treuen Dienst von Frau Lokies als der Hausmutter des Goßner-Hauses.

Leider mangelt die Zeit, auch nur einige der zahlreichen schriftlich eingegangenen Grüße und Segenswünsche zu verlesen.

#### 7. Pastor D. Lokies:

Liebe Brüder und Schwestern!

Ich habe das Gefühl, daß wir Euch mit unserer ganzen Goßnerschen Familiengeschichte strapaziert haben. Aber zum Trost kann ich nur sagen: das kommt nur immer einmal bei einem Missionsdirektor vor. Ich persönlich muß sagen, daß bei mir alles nachgeholt wird, was je versäumt worden ist. Außer bei meiner Ordination habe ich eigentlich nie mehr irgend eine feierliche Einführung oder Verabschiedung erlebt. Ich bin ins Haus hier hineingekommen eigentlich durch die Hintertür. Und als Leiter der Erziehungskammer bin ich ernannt auf der Straße. Aber nachdem der Bischof und die Kirchenleitung mir wirklich eine Verabschiedung veranstaltet hatten, vor der ich auch zuerst Angst hatte, und die so gut abgelaufen ist – sie wurde eine sehr vergnügte

Sache –, hatte ich nun auch Mut zu diesem Abschiedsnachmittag von der Goßner-Mission. Und hoffentlich ist Euch das Herz nicht müde geworden über diesen Nachmittag. Er ist so reich gewesen, so vielfältig, er hat tatsächlich die ganze Arbeit der Goßner-Mission drüber und hier vor unseren Augen entfaltet, daß es wirklich ein Gewinn an diesem Nachmittag war.

Und was nun das Persönliche betrifft, da können meine Frau und ich nur eben danken, herzlich danken für alle Worte der Liebe und für alle Worte auch der Anerkennung unserer Arbeit. Ich kann nur allen unseren „Hinterländern“, allen unseren Freunden, die gekommen sind, aus Berlin besonders Frie-



Überreichung einer Festgabe aus Ostfriesland



Die indischen Studenten danken

denau, den anderen Missionsgesellschaften, den anderen Werken in der Kirche, der Kirche selbst für alle lieben Worte danken, gerade auch die Bruder Scharf hier und heute morgen in der Kirche gesagt hat, und das nun in unser neues Leben hineinnehmen.

Ich fragte mich, ob es ein Gotteswort gibt, das vielleicht den Ertrag dieses Nachmittags nun zusammenfaßt. Da habe ich im Psalter geblättert. Und schließlich bin ich auf den 143. Psalm – beinahe bis zum Schluß – gekommen: „Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen Deinen Taten und sage von den Werken Deiner Hände“ – das ist es, das Rückdenken an die Vergangenheit und das Reden von allen seinen Taten und das Sagen von Seiner Hände Werk sind ein und dasselbe. Vielleicht war der Ausgang zunächst einmal ein anderer; vielleicht hat der Psalmist gemeint, wenn er sagt: „Ich gedenke der vorigen Zeiten“ wird ihm alles Mögliche einfallen, was er erlebt und was er getan hat. Und so ist es doch auch hier gewesen. Es

ist von unserem, auch meinem Tun die Rede gewesen, so schuldhaft und voller Irrtum es auch gewesen ist. Es ist von Eurem Tun die Rede gewesen und von dem, was Ihr für die Goßner-Mission und uns bedeutet, und ich kann doch nur von mir aus sagen, wie dankbar wir für alle erfahrene Liebe durch die Brüder und Schwestern in den Pfarrhäusern durch ganz Deutschland und in den Gemeinden sind. Und ich muß natürlich auch daran denken, daß zunächst einmal zur Erinnerung an die Vergangenheit dies gehört, was unsere Missionare, und zwar die der alten Generation, wie hier Bruder Beckmann und Bruder Radsieck und Bruder Hensel, getan haben. Ihr kennt die alte Missionarsgeneration nicht mehr. Wir kennen sie. Auch mein Vater gehörte dazu. Allen Respekt vor ihnen! Was vielleicht jetzt überholt und veraltet erscheint, bleibt in der Erinnerung wach, daß das Männer und Frauen waren, die wirklich ganz ehrlich alles an die Sache gegeben haben und nicht danach fragten, was für sie dabei herauskam. Aber ich denke auch an die junge Missionarsgeneration und weiß, was sie tut. Ich weiß was Amgaon bedeutet, was da unsere Schwestern durchmachen müssen, was Bruder Thiel bestehen muß in einer Höchstspannung ohnegleichen, wenn er sein technisches Zentrum aufbaut. Was unser Dr. Junghans durchmachen muß – keiner von uns kann das ermessen, wie sie so oft allein stehen und sich durchsetzen müssen. Und ich denke an die Kirche, ich denke an unseren Bruder Joel Lakra, den ich wirklich von Herzen lieb habe. Ich denke an die anderen Brüder in Indien, an die ganze Kirche, an die indischen Pastoren und die indischen Missionare; man muß sie lieb haben.

Wir waren neulich zum Bischof Lilje bestellt zu einem Goßner-Gespräch, der uns seine Eindrücke bei seinem Besuch der Goßner-Kirche wiedergeben wollte. Er ist ja doch wahrhaftig kein Neuling in der Mission, er hat viele Kirchen gesehen, in Indien und in Afrika. Die Goßner-Kirche, sagt er, hat etwas ganz Besonderes. Das ist bei der Goßner-Kirche und in den Gemeinden die spontane Herzlichkeit, die einen sofort umfängt. Ich muß immer noch denken, wie mich ein Tamulenpastor auf eine südindische Konferenz begleitete, ein intelligenter Mensch, – die Tamulen sind sehr intelligent –, ein selbstbewußter Mann, kühl und knapp. Auf der Konferenz waren auch Goßner-Vertreter. Ich trug mich in die Quartierliste ein, drehte mich um an den Tisch und schrieb eine ganze Weile. Ich hatte keine Ahnung, daß, während ich mich so umdrehte, hinter mir fünf Männer standen, die sich immer mit mir umdrehten. Und dann, als ich zu Ende geschrieben hatte, wandte ich mich um, und da ging ein Gelächter los, und alle kamen sie herbei, Lakra Tiga ... und umarmten mich und sie lachten. Es war ein richtiges, von Herzen kommendes Dschungelgelächter. Und der Tamulenpastor, der stand daneben! Was ist das für ein Benehmen! Manchmal muß man sagen, wir benehmen uns schlecht! Aber es kommt von Herzen.

Wenn ich sage „Ich erinnere mich der vorigen Zeiten“, so könnte ich auch reden von dem, was meine Frau und ich in der Bruderschaft der Bekennenden Kirche erfahren haben; könnte erzählen, was wir in den Gemeinden Indiens erlebten. Es ist merkwürdig, hier beim Psalmisten. Er sagt: „Ich gedenke der vorigen Zeiten“, und dann ist alles ausgewischt. Und

der nächste Satz lautet eigentlich unlogisch: „Ich rede von allen Deinen Taten und ich sage von Deiner Hände Werk“. Es ist wirklich alles wie ausgewischt. Das Entscheidende, was uns in der Erinnerung an die Vergangenheit auch in diesem Hause und in Indien und in der Zusammenarbeit mit Bruder Symanowski und Bruder Schottstädt und Bruder Starbuck und allen anderen, unseren Geschwistern in Indien wirklich bleibt, ist das, was Gott getan hat und Seiner Hände Werk. Manchmal frage ich mich, ob Gott Verständnis für abstrakte Kunst hat. Ich möchte in allem anderen als rückständig gelten, aber nicht in der Kunst. Ich habe durchaus Verständnis für abstrakte Kunst, aber glaube, daß Gott dafür nichts übrig hat. Denn Gott ist immer konkret. Er arbeitet nicht im luftleeren Raum, sondern er arbeitet mit Menschen, durch Menschen; und wenn ich recht verstehe, meint der Psalmist dieses, daß ER nicht alles überspringt, was wir getan und wir erfahren haben, sondern er meint: Wichtig und wertvoll an unserm Tun ist das, was Gott getan hat. Wichtig ist nur dann unser Werk, wenn in unserm Werk Gottes Werk geschieht, in unserm Werk Gottes Tat zum Ausdruck kommt. Nur dieser Anteil an dem, was Gott tut und was ER getan hat, das gibt auch unserm Tun und unserm Werk einen Wert. Alles andere wird wie Spreu vergehen, bleiben wird das, was in all unserem schuldhaften Tun Gottes Tat ist und was an all unserm durchlöcherten Werk wirklich Gottes Werk ist.

So möchte ich Euch zum Schluß nur bitten, in den Lobpreis Gottes einzustimmen an diesem Abend. Ich

Vater Lokies und Frau



bin wirklich gerührt, vor allen Dingen durch die Liebeserklärung von Bischof Meyer. Wie viel Wahres dahintersteckt, könnt Ihr gar nicht ermessen. Er hat so wahr gesprochen mit alle dem, daß es wirklich wahr ist. Ich bin ganz *bewegt von aller Liebe*, die heute zum Ausdruck gekommen ist zur Goßner-Mission und zum Teil auch zu unserer Person. Und meine Frau und ich möchten danken dafür.

Und eine Bitte an Euch alle: Übertragt diese Liebe auf meinen Nachfolger, und *haltet fest an der Liebe und Treue zu der Arbeit*, für die er jetzt ganz persönlich – und auch das wissen nicht viele, was das dann heißt „ganz persönlich“ für diese Sache – die Verantwortung zu tragen hat. Bitte, laßt ihn nicht allein, habt ihn lieb, wie Ihr mich und meine Frau lieb gehabt hat.

Ich danke Euch allen.

8. Dr. Berg gab dem Dank gegen Gott für den geistlichen Reichtum des Tages, insbesondere auch des Nachmittags in kurzen Schlußworten Ausdruck.

Er schlug vor, hinfört in der großen Goßner-Familie den verabschiedeten Leiter der Arbeit mit dem Dank- und Ehrennamen „*Vater Lokies*“ zu benennen.

Nach Gebet, Empfang des Segens und Schlußlied konnte man sich trotz vorgerückter Stunde nur langsam von einander trennen.

### III.

#### *Und auch Abschied von Pastor B. Starbuck aus USA*

Fünf Jahre hat Pastor Starbuck von der „United Church of Christ“ an der Goßner-Arbeit in Mainz-Kastel und Berlin teilgenommen. Er ist uns wirklich ein „fraternal worker“, ein aus der Ökumene gekommener brüderlicher Mitarbeiter gewesen, dem wir viel zu danken und den wir lieb gewonnen haben. Präs. D. Scharf und Pastor Symanowski sprachen ihm in aller Namen den Dank des Goßner-Werkes aus.

#### *Präs. D. Scharf:*

Bruder Starbuck ist aus den Vereinigten Staaten zu uns gekommen. Er ist Amerikaner, ist dort Glied der United Church of Christ, einer Kirche, die ihrerseits bereits eine Union darstellt, eine Verbindung verschiedener Kirchen verschiedenen Bekennnisses. Er ist zu uns gekommen als einer, der in Deutschland helfen wollte an den Stellen, wo wir in der kirchlichen Arbeit besonderer Hilfe bedürfen. Er hat begonnen in Mainz-Kastel bei Bruder Symanowski; er hat dort die Probleme der Industriemission in Deutschland studieren wollen; er hat aber nicht nur studiert, er hat geholfen und ist dann zu uns nach Berlin herübergekommen, um hier in Berlin das, was er von Amerika mitbrachte aus der Erfahrung seiner eigenen Kirche, das, was er neu gelernt hatte in Mainz-Kastel in der Arbeit der Industriemission, in unserer Kirche und für die Gliedkirchen des deutschen Ostens zu verwirklichen. Und er hat dies getan in einer Zeit ganz besonderer Bedrängnis unter tapferen persönlichen Einsatz. Bruder Starbuck kommt aus der angelsächsischen Welt und aus der

neuen Welt. Die Theologie, das Christentum der neuen Welt steht in besonderer Weise unter der Frage: Was können wir tun? Wenn wir ökumenischen Besuch aus der angelsächsischen Welt und insbesondere aus Amerika hier in Berlin empfangen, dann hören wir immer wieder die Frage: Was können wir für euch in eurer jetzt so besonderen Lage tun? Bruder Starbuck hat mit einsatzbereiter Tat geholfen, die Arbeit der Goßner-Mission und die Arbeit der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg, die Arbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland über die trennende Grenze in unserer Stadt hinweg, beieinander zu halten; er hat geholfen, gemeinsam kirchliche Verantwortung über die äußere Grenze hinweg wahrzunehmen, und hat dies nun nicht nur getan in praktischer Weise, sondern auch als ein Theologe, der in der kontinentalen Theologie sich gut bewandert gezeigt hat, als ein Theologe bester reformatorischer Tradition; er hat uns immer wieder Kontrollfragen gestellt nach dem Verständnis unserer Arbeit und unseres Auftrages. Ihm lag als dem Bruder von draußen daran, daß er uns davor bewahrte, daß wir im nationalen oder emotionalen, im ressentimentellen Empfinden befangen blieben. Er wollte uns dazu helfen, unsere Not im großen Zusammenhang zu sehen, mit dem Leiden der Brüder in der Welt, wie es in der Epistel des heutigen Sonntags heißt, und im Auftrag der Christenheit an alle Welt. Daß er uns dazu geholfen hat gegenüber leidenden und entrichteten Menschen in unserer Stadt, aber auch gegenüber den herrschenden Menschen hier und drüben, die der Hilfe ja nicht weniger bedürfen, dafür danken wir ihm von ganzem Herzen.

Die erste Silbe seines Namens heißt „Stern“. Er geht von uns, aber er ist ein Stern, der über die Kontinente hin wahrnehmbar bleibt. Wir wollen ihn im Auge behalten und ihn begleiten mit dem Gebet der Fürbitte und mit herzlicher Dankbarkeit.

#### *Pfarrer Symanowski:*

Ihr kamt zu uns nach Mainz-Kastel als Ehepaar und geht nach Berlin als Familie. Wir haben in Bob Starbuck nach Mainz-Kastel einen sehr unbequemen Mitarbeiter bekommen, denn er war gar nicht einverstanden mit dem, was wir machten – mit sehr vielem nicht! Er übte heftige Kritik, und das hat uns am meisten geholfen. Das wird auch in Zukunft immer die Aufgabe von ökumenischen Mitarbeitern sein. Wenn Bruno Schottstädt hier stände, würde er dieses als Dank Dir sagen. Aber, wir haben auch aus nächster Nähe im Zusammenleben im selben Hause gemerkt, was für ein Opfer es für die Frau eines ökumenischen Mitarbeiters ist, die Heimat zu verlassen, in vollkommen neue Verhältnisse zu gehen. Und wir möchten heute besonders Frau Starbuck für alle Hilfe, die sie uns in Mainz-Kastel und hier in Berlin und besonders den Brüdern und Schwestern im Osten geleistet hat, danken. Der bei uns geborene Eric Starbuck hat auch Opfer gebracht, und ein sehr großes. Als ein in Wiesbaden geborener Amerikaner darf er niemals kandidieren als Präsident der Vereinigten Staaten. Wir wissen dies Opfer von Eric zu schätzen. Wir bitten, ihm dies zu sagen. Ein herzliches, dankbares Lebewohl Euch beiden!

P. B. Starbuck:

Wir haben heute Nachmittag eine lange Reihe Dankworte gehört, aber ich hoffe, daß Sie imstande sind, noch eins anzuhören. Auch ich möchte an dieser Stelle meinen Dank der Goßner-Mission gegenüber zum Ausdruck bringen. In unseren fünf Jahren hier bei Euch in Mainz-Kastel und in Berlin haben wir etwas tiefer und deutlicher verstanden, was der holländische Theologe Hoikendyk einmal sagte: „Kirche treibt nicht Mission. Sie wird vielmehr selber zur Mission, in der der lebendige Gott nach dieser Welt greift.“ Das haben wir hier bei Euch wirklich konkret gesehen und erfahren: Etwas von dieser missionarischen und diakonischen Bewegung Gottes zur Welt hin, und zwar in dreierlei Form: *Einmal im Goßner-Haus in Mainz-Kastel* haben wir etwas gespürt von der greifenden Bewegung Gottes nach der westlichen Industriegesellschaft. In ihrer manchmal verheerenden Selbstgenügsamkeit, in ihren noch unbewältigten Problemen und Nöten. Und *dann*, nach dreijähriger Tätigkeit dort, sind wir nach Berlin umgesiedelt, und sind sehr dankbar dafür, daß wir etwas sehen und ein bißchen teilnehmen konnten an der missionarischen, diakonischen Bewegung Gottes in der östlichen Welt in der Gestalt der vielseitigen Arbeit der *Goßner-Mission in der DDR* und darüber hinaus in vielen Gemeinden des Ostens, der DDR, der Tschechoslowakei, Ungarns und der Sowjetunion, die wir in diesen Jahren besuchen durften. Ich glaube, das Allerwichtigste, was wir dabei gelernt haben, ist ein neues Verständnis für die einmalige Aufgabe der Gemeinde Jesu Christi in dieser östlichen Welt. Nämlich, wie sie selber zur Mission werden kann, wie sie selber am Greifen Gottes auch nach dieser Welt teilnehmen kann in einer Art, daß bei aller harten Kritik im einzelnen an dieser Welt das umfassende Ja Gottes, die alles durchdringende Liebe Gottes auch zu dieser Welt gültig bleibt. *Und drittens:* Wir sind Euch dankbar, daß wir gerade hier an diesem Ort und in dieser Stadt etwas vom Greifen Gottes nach dieser unserer so arg, so schmerhaft gespaltenen Welt miterleben konnten. Wir wissen, daß es kaum einen Ort in Europa gibt, wo die Trennung dieser unserer Welt so spürbar, so deutlich, so schmerhaft ist, als eben in *dieser gespaltenen Stadt*. Und ich denke, es gibt kaum einen Ort in dieser Welt, wo das manchmal unbewußte Schreien dieser Welt nach der Versöhnung, die Gott der Welt in Jesus Christus anbietet, so zum Ausdruck kommt, wie am Fuß dieser Mauer, durch die wir in diesen Wochen an die zweihundert Mal gegangen sind.

IV.

*Die Sitzung des Kuratoriums am 9. Juli 1962*

Es hat seit langer Zeit keine so stark besuchte Beratung im leitenden Gremium der Goßner-Arbeit gegeben, für die sich auch vielbeschäftigte Brüder freigemacht hatten. Als *Präses D. Scharf* um 15.30 Uhr das Zusammensein eröffnete, war das Sitzungszimmer im Goßner-Haus fast überfüllt. Nur wenige Mitglieder wurden vermißt. Dem abwesenden Pfarrer *Bethge-Essen* wurden Glückwünsche zur Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Universität Edinburg über sandt.



Pastor Symanowski und Bob Starbuck

Im Mittelpunkt der Erörterungen standen ausführliche Berichte von Rev. *Lakra* und Ingenieur *Thiel*, die zum Dank stimmten, aber auch die ganze Größe und Schwere der gegenwärtigen Aufgaben in der Goßner-Kirche erkennen ließen.

Die Erhaltung des *Grundbesitzes* der Goßner-Kirche bereitet nicht geringe Sorgen. Als Vorsitzender des „Ausschusses für die Liegenschaftsverwaltung“ gab Bruder *Thiel* dafür eindringliche Beispiele.

Der weitere Aufbau der *diakonischen Unternehmungen in Amgaon, Khutitoli und Phudi* – dringend geboten durch die raschen sozialen Wandlungen im Bereich unserer Bruderkirche – steht immer wieder vor schwierigen personellen und fachlichen Problemen. Hier ist es in starkem Maße die Frage der Lizenzerteilung für die Einfuhr von Maschinen und die Genehmigung der Einreise-Visen jüngerer Mitarbeiter, die die „Arbeitsgemeinschaft für Dienste in Übersee“ – Stuttgart auch der Goßner-Kirche zur Verfügung

Hören wir auf  
Missionare zu sein,  
so hören wir auch auf,  
Christen zu sein.

J. E. Goßner



stellt. Herr Ingenieur *Götz*, Karlsruhe (für Phudi) und die Herren *Tomforde* und *Gessau* (vorgesehen für die Mitarbeit in Khutitoli) konnten sich dem Kuratorium vorstellen.

Als sehr dringlich entwickelte Präsident Lakra den Plan der Errichtung eines *evangelischen College* in Ranchi, das in Verbindung mit der Universität die Ausbildungsstätte für die aus dem Schulwesen der Goßner-Kirche kommende befähigte Jugend unbedingt erforderlich sei, wenn der Kirche der Nachwuchs in den führenden Berufen erhalten bleiben solle. Das Kuratorium beschloß, entsprechende detaillierte Pläne, die in einiger Zeit aus Indien vorgelegt werden sollen, mit allen nur möglichen Kräften fördern zu wollen.

Aus vorgelegten Unterlagen überzeugte sich das Kuratorium davon, daß sich angesichts der raschen Industrialisierung im Groß-Raum Ranchi die Lebenshaltungskosten stark verteuert haben. Es beschloß, ab 1963 dem Grundsatz für die Mitarbeiter der Goßner-Kirche aus Deutschland zu entsprechen: *Heimatgehalt = Überseegehalt*. Bekanntlich sind die Missionsgehälter traditionsgemäß niedriger als zu Hause. Das Kuratorium empfand sehr lebhaft, daß es nicht länger angängig sei, an seinem Gehalt zu bestrafen, wer sich zum schweren Reichsgottesdienst in den Tropen entschließt.

Mit herzlichem Dank wurde davon Kenntnis genommen, daß die Kirchenleitungen von *Berlin-Brandenburg* und *Westfalen* schon in den nächsten Wochen Präsident Lakra in Begleitung von Vertretern der Goßner-Mission empfangen werden, um das Band von Kirche zu Kirche enger zu knüpfen. In den Evangelisch-lutherischen Kirchen *Hannovers* und *Bayerns* ist im Spätsommer Gleicher vorgesehen. Für das *Gelingen des Fünfjahrrplans der Goßner-Kirche* (Vgl. letzte Biene) kommt diesen Begegnungen eine nicht geringe Bedeutung zu.

## V.

### *Besuch der Goßnerarbeit Ost durch Rev. Lakras*

Eine große Freude war es uns, daß nicht nur zahlreiche Mitglieder des Kuratoriums am 9. Juli die Gelegenheit wahrnahmen, die von Bruder Schottstädt

geleitete Zentrale im anderen Teil Berlins aufzusuchen und trotz der schmerlich vermißten Gemeinsamkeit am 8. Juli die Verbindung herzustellen; daß vielmehr Präsident Lakra vom 10. bis 15. Juli täglich verschiedene Arbeitswege unserer Kirche drüben besuchte und sich einen persönlichen Eindruck vom Dienst am Evangelium in der DDR verschaffte. Die Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg Ost unter Leitung von Präses Figur empfing unseren Freund, mit der Leitung der Studenten-Gemeinde traf er zu ausführlichem Gespräch zusammen, an einer Sitzung des ökumenisch-missionarischen Rates im Heinrich-Grüber-Haus an der Marienkirche nahm er teil, und am Sonntag, dem 15. Juli predigte er in Ost-Berlin.

So haben unsere Mitarbeiter im Goßner-Werk Ost Rev. Lakra einen lebendigen Eindruck davon vermitteln können, unter welchen Bedingungen mit ihrer Not und verborgenen Verheißung die deutsche Mutterkirche der Goßner-Gemeinden Indiens ihren Auftrag im gespaltenen Volk zu erfüllen versucht. Nochmals, für die Gewinnung dieses realistischen Bildes von der Christenheit unseres Landes durch Präsident Lakra können wir nur herzlich dankbar sein.

## VI.

### *Empfang Präsident Lakras durch die Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg*

„Bruder Lakra ist schon mehrere Male in Deutschland gewesen“, sagte Bischof *D. Dibelius* anlässlich des Empfangs des indischen Gastes durch die Kirchenleitung Berlin-Brandenburg am 10. Juli 1962. „aber während früher die Besprechung der Sorgen und Aufgaben, die ihn bewegten, im Missionshaus allein geschah, ist es das erste Mal, daß wir als Bruderkirche der jungen asiatischen Goßner-Kirche deren ersten Sprecher empfangen und – gleichsam – in direkte Beziehung zu ihr treten.“ Dies sei, meinte der Bischof, ein bezeichnendes Beispiel für das gewandelte Verhältnis von Kirche und Mission, wie es auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rats in Neu Delhi grundsätzlich sein Siegel empfangen habe.

Präsident Lakra dankte sehr bewegt für die Freundlichkeit des Empfangs und alles, was von Deutschland, insbesondere von Berlin her, an reichem Segen durch die Boten und Missionare Goßners zu ihnen nach Indien gekommen sei. Er schilderte sehr eindringlich die *missionarischen* Aufgaben seiner Kirche inmitten des überwiegend hinduistischen Indien und betonte gleicherweise die *diakonischen* Anforderungen an die Gemeinden angesichts des raschen sozialen Strukturwandels inmitten der starken Industrialisierung in seinem Land. Endlich stehe die Kirche vor der Notwendigkeit, ihr Antlitz vor der Welt in Kirchen, Schulen und Pfarrhäusern zu „reinigen“ und zu erneuern und den *inneren und äußeren Aufbau ihrer Gemeinden* fortzusetzen.

Einige Mitglieder der Kirchenleitung empfingen erstmalig in so direkter Weise eine „Visitenkarte“ und authentischen Bericht von einer jungen überseeischen Kirche in Asien sowie ihren Problemen, Nöten und Aufgaben als Trägerin der Heilsbotschaft von Jesus Christus.

### und in Westfalen

In Abwesenheit des erkrankten Präsidenten D. Wilm war es hier Vizepräsident D. Thimme, der am 23. Juli Rev. Lakra in Begleitung von D. Lokies und Dr. Berg in herzlicher Freude über seinen Besuch in einem größeren Kreis von Mitgliedern der Kirchenleitung und der Missionskammer Westfalens empfing.

Präsident Lakra konnte sich noch ausführlich Zeit nehmen, von der Goßner-Kirche zu berichten und die in einem lebhaften Gespräch gestellten Fragen zu beantworten. Der Dank für das von der Christenheit in Deutschland Empfangene und die Größe der Aufgaben, die schon heute und in der Zukunft vor den indischen Gemeinden stehen – das war der Grundton seiner Darlegungen. „Wir gehen in unheimlichem Tempo aus der Steinzeit in die Stahlzeit – das Evangelium von Jesus Christus ist auch die Antwort auf die Fragen der Menschen in den neuen Formen des Lebens, in das wir hineingehen.“

Eine Gabe von 8000 DM für eine besonders drän-



Vizepräsident D. Thimme mit den Goßner-Leuten

gende Aufgabe in der Goßner-Kirche, die den Gast herzlich erfreute, war ihm ein äußeres Zeichen der Verbundenheit, die von der westfälischen Kirche her zur indischen Bruderkirche lebendig ist.

Der Empfang durch die westfälische Kirche in Bielefeld



# BESUCH IN NEPAL

Schwester Ilse Martin / Amgaon läßt uns in einem sehr interessanten Bericht an ihrem Besuch in Nepal teilnehmen, dem Staat zwischen Indien und Tibet in den hohen Himalaja-Bergen.

Wir bringen heute den ersten Teil ihres Briefes zum Abdruck, der von Land und Leuten allgemein erzählt. In der nächsten Nummer der „Biene“ wird die Fortsetzung folgen, wo wir von ihrer Begegnung mit Christen in Nepal hören. Bekanntlich ist das Land bis vor kurzem fast völlig verschlossen gewesen für christliche Einflüsse und ist es noch heute in hohem Maße und starker Beschränkung. Bg.

Amgaon, den 25. Juni 1962

Liebe Freunde in der Heimat!

Heute endlich komme ich dazu, Ihnen etwas von meiner Fahrt nach Nepal zu erzählen. Viele Formalitäten waren dazu nötig und ich atmete auf, als ich am 12. Mai wirklich meinen Paß wieder in die Hand bekam mit dem Einreise-Visum für Nepal, das durch einen interessanten Stempel beglaubigt wurde. Auf einem Wappenschild sah man vor einem Hintergrund von hohen Bergen den Gott Shiva, bis zur Hüfte im Meer stehend. Darüber zwei gekreuzte Kukris, die Waffe der Gurkhas, rechts davon der Mond und links die Sonne und über dem allen der Abdruck zweier Füße, die Fußspuren Buddhas.

## I.

Ja, heilige Wasser, heilige Berge, Buddhas Geburtsstätte, mystischer Hinduismus und mutige Krieger, das ist Nepal.

Gespannt blickte ich aus dem Flugzeug, als wir das Kathmandu-Tal überflogen. Wunderbar grün, eingearahmt von blauen Bergen, mit drei, nahe beieinanderliegenden Städten und vielen, vielen verstreut liegenden Häusern, bot es sich uns dar. Früher soll hier ein riesiger See gewesen sein, der durch ein Naturereignis abfloss und fruchtbare Land zurückließ. — Geschickt setzte der Pilot die Maschine auf, sie rollte aus und wir waren in Kathmandu. Formalitäten waren bald erledigt und wir konnten uns zum „Snow-View-Hotel“ begeben.

Sie können sich vorstellen, daß wir bald auf Entdeckungsreisen gingen. Ich sehe uns — meine Freundin Sue und mich — noch heute durch die Haupt- und Nebenstraßen schlendern und staunend auf das Menschengewimmel blicken. Wir sind ja von Indien her schon manches gewöhnt, aber hier war doch vieles anders. Die Männer waren meist mit einer Art Reithosen bekleidet, um die Hüfte waren sie weit und unter dem Knie lagen sie ganz eng an. Darüber trugen die Männer eine dreiviertellange Jacke, die am Hals und in der Hüfte mit Bändern zugehalten wurde und darüber oft noch eine Weste oder eine europäisch geschnittene Jacke. Dazu ein kleines schwarzes oder geblümtes Käppi, ganz fesch. Frauen trugen meist Saris, aber darüber noch ein meterlanges Tuch um die Hüfte gewickelt, in dem sie alle Einkäufe unterbrachten, dazu noch ein extra Schul-

tertuch, und fast alle hatten sie sich Blumen ins Haar gesteckt. Die stämmigen Leute aus den Bergen waren wesentlich einfacher gekleidet. Erstaunt sahen wir, wie sie in ihren Tragkörben, die nur an einem Stirnband hingen, schwere Lasten beförderten. Daß die keine Kopfschmerzen bekamen! Spaß machten uns die Kinder. Sie waren so zutraulich und oft passierte es uns, daß zehn- bis zwölfjährige Jungen neben uns herliefen und auf Englisch fragten: „Wo kommen Sie her?“ „Wo wohnen Sie?“ u.a.m. Das waren zweifellos Sätze, die sie so in der Schule gelernt hatten, aber viele antworteten auch gut auf unprogrammäßige Fragen. Englisch wird hier schon vom dritten Schuljahr an gelehrt. Sehr erstaunlich, wenn man bedenkt, daß nur zwischen zwei bis neun Prozent der Einwohner Lesen und Schreiben können und daß Nepal seine Tore erst nach 1952 für ausländische Touristen geöffnet hat. Fast alle Häuser sind aus Ziegel, zwei- und mehrstöckig gebaut. Im Erdgeschoß befinden sich sehr oft die Läden, eine Art offener Hausflur, in dem die Händler vor Bergen von Reis, Salz, roten Pfefferschoten, Gemüse etc. sitzen und versuchen, der vielen Fliegen Herr zu werden. Im ersten Stockwerk sind Wohnräume und ganz oben die Küche, damit das dort gekochte Essen durch nichts „kultisch“ verunreinigt werden kann.

„Hoppla“ — gerade noch kann ich Sue am Arm erwischen und sie davor bewahren, in ein Loch mitten in der Straße zu fallen. Als wir näher hinschauen, sahen wir in dem „Loch“ eine kleine Götzenfigur liegen und darüber hingestreut einige Reiskörner und Blumen. Das ist eine Anbetungsstätte, sagte man uns. Kopfschüttelnd ließen wir uns im Menschengewimmel weiterschieben bis zu einer Kreuzung. Fasziniert nahm ich das Bild in mich auf: rechts ein vergolder dreistöckiger Tempel mit vielen, vielen kleinen Glöckchen am Pagodendach entlang, zu dem gläubige Hindus mit Messingtellerchen in den Händen, auf denen sie ihre Opfergaben trugen, eilten. Vor dem Götzenbild verneigten sie sich, streuten Blumen, Reis und Süßigkeiten hin und gossen Butteröl darüber und zündeten in dem Öl einen kleinen Docht an. Daneben warteten schon die Hunde darauf, daß die Menschen weggingen, damit sie alles auflecken konnten. Gleich neben diesem Tempel saßen auf einer Holzplattform die Geldwechsler. Ernst, mit vornehmer Zurückhaltung wechselten sie unser Geld. Die Scheine steckten sie unter das Tuch, auf dem sie saßen und mit den Münzen bauten sie kleine Türme vor sich auf, wie spielende Kinder. Gemüse- und Obsthändler hatten ihre Ware vor sich ausgebreitet. Links von uns stand ein großes, mit Kacheln verziertes Haus, vergoldeten Fenstern und Türeingang. Von dem Balkon setzten vier Fabelwesen aus Messing zum Sprung in die Tiefe an. Fast in jeder Straße, auf jedem Platz, sieht man Tempel. Tempel in jeder Größe und Ausführung. Angefangen vom „heiligen“ Stein am Wegrand über hin und her verstreute Götzenbilder bis hin zur kunstvoll verzierten und vergoldeten Pagode, bezeugt alles die Macht der Götzen in diesem Land, das sich selbst als das „Land der Götter“ bezeichnet. Hinduismus und Buddhismus existieren hier friedlich nebeneinander. Ihre Toleranz geht sogar so weit, daß sie die gegenseitigen Götter in ihren Tem-



Bilder aus Nepal

Volksszenen, Priester, Lamas  
und Pilger aus dem verschlos-  
senen Königreich am Fuß des  
„Daches der Welt“



peln haben und alle Feiertage mitmachen. Da ist z.B. Swayambunath, ein über 2000 Jahre altes Heiligtum der Buddhisten, in dem sogar Buddha selbst gebetet haben soll. 500 Stufen führen den steilen Berg hinauf. Neidisch blicken wir auf die flinken Affen, die mühelos in der Mittagshitze dort hinaufspringen und zwischendurch den am Wege stehenden zahllosen Buddhafiguren einen Besuch abstatten, während wir uns dauernd den Schweiß von der Stirn wischen. Der 50 Meter hohe vergoldete Tempelturm glänzt in der Sonne. Von seiner Spitze hängen lange, mit Goldschrift bestickte Bänder herab. Staunend sehen wir dort oben einen ganzen Tempelkomplex mit den verschiedensten Götzenbildern. Eine große, vergoldete Buddhasstatue blickt in unerschütterlicher Ruhe auf das lebhafte Treiben im Tempelraum hinunter.

Ein anderes bemerkenswertes buddhistisches Heiligtum hier ist Bodnath. Es ist die heiligste Anbetungsstätte der Tibetaner außerhalb Tibets. Hier lebt auch der oberste Lama der nepalesischen Buddhisten. Bodnath ist ein blendend weißer Stupa mit einem vierkantigen, vergoldeten Turm. Auf die vier Seiten des Turmes sind je ein paar Augen und eine Nase, die wie ein Fragezeichen aussieht, gemalt. Diese Augen sollen die Augen Buddhas sein, die Augen der Weisheit, die über die Ewigkeiten hinweg die Stätte des Lichtes erblicken.

Es würde zu weit führen, auch noch all die anderen Tempel zu beschreiben. Ich denke nur noch an Pashupathinath, einer der heiligsten Hindutempel am Fluß Bhagmati. Da dieser Fluß in den Ganges mündet, befinden sich an seinen Ufern die Verbrennungsstätten der frommen Hindus, auch des Königs. Mit Pashupathinath verbindet sich in meinen Gedanken das Gesicht eines kleinen, pockennarbigen Mädchens, das unbedingt auf mein Fahrrad aufpassen wollte, während ich Fotos machte. Als ich zurückkam, sagte sie ganz ernsthaft: „Ich habe ganz allein auf dein Fahrrad aufgepäßt, nicht diese Jungs hier.“ Es hatte sich nämlich eine ganze Meute Gassenbuben versammelt, die auch von mir profitieren wollten. Angstvoll forschte sie in meinem Gesicht, ob ich ihr auch glauben würde und rannte dann strahlend mit dem Geld los, das ich ihr gab.

Ein paar Tage später, als wir in den Bergen herumkraxelten, begegnete uns eine merkwürdige Gesellschaft. Ein alter, kranker Mann wurde in einem Tragkorb von einem anderen getragen. Nebenher rannte sein Sohn, der ihn mit einem Regenschirm vor der Sonne schützte, und hinterher folgte der Rest der Familie mit Kochtöpfen, Decken, Nahrungsmitteln etc. Als ich unseren Führer fragte, wo die wohl hingingen, meinte er lakonisch: „Nach Pashupathinath zum Sterben. Wenn er dort vor seinem Tod die Füße ins Wasser hält, werden ihm alle seine Sünden vergeben.“ Ich gab mich mit dieser Auskunft nicht zufrieden, denn ich dachte, der Mann müßte erst einmal in ein Krankenhaus und behandelt werden. So fragte ich die Angehörigen des Kranken, wo sie hingingen. Zu meiner Beruhigung sagten sie: „Ins Krankenhaus.“ Aber ich erinnerte mich, in der Nähe des Tempels Unterkunftshäuser gesehen zu haben, wo alte und kranke Menschen lagen und auf ihren Tod warteten.

Neben den toten Götzenbildern gibt es in Kathmandu aber auch eine lebendige Göttin, die Kumari (Jungfrau). Sie wird immer wieder neu gewählt, und zwar sucht man unter zwei- bis dreijährigen Mädchen diejenigen aus, die bestimmte Zeichen an ihrem Körper haben. Diese Mädchen werden dann in einem Tempel mit furchterregenden Tempelbildern gebracht. Dasjenige Mädchen, das sich dort nicht fürchtet und nicht weint, wird dann für mehrere Jahre die Kumari. Sie lebt in einem alten Tempelhaus am Hanuman Dhokal, einem Tempelplatz. Wenn sie etwa 10 bis 12 Jahre alt ist, wird sie verheiratet und eine neue Göttin gesucht. Meistens erwartet aber diese Mädchen ein schweres Leben, weil sie kein Mann heiraten will. Es geht nämlich die Sage, daß, wer die Kumari heiratet, innerhalb eines Jahres stirbt, und welcher Mann will schon so jung sterben. Für eine Rupee durften wir auch die „Kumari“ sehen. Es zeigte sich ein niedliches, kleines Mädchen in einem roten Seidenkleidchen, das ernst aus schwarz bemalten Augen auf uns herablickte. Armes, kleines Ding!

Die anderen beiden Städte im Khatmandu-Tal, Bhatgaon und Patan unterschieden sich von der Hauptstadt dadurch, daß man sich in ihnen ganz ins Mittelalter versetzt glaubte. Uralte Ziegelhäuser mit wundervoll geschnitzten Fensterrahmen und Balkenwerk stehen eng aneinandergedrängt an schmalen, schmutzigen Straßen. Bündel von Zwiebeln und Knoblauch hängen zum Trocknen an den Balken, und viele Blumen in Hängetöpfen geben den alten Häusern eine freundliche Note. Der Weizen, den man hier im Mai erntet, wird auf den Straßen zum Trocknen ausgelegt und dann von den Frauen auf Steinen ausgedroschen. Hier und da sieht man Frauen mit langen, armstarken Stämmen in einem Steintrog den Reis enthülsen. Am Brunnen wird Wäsche gewaschen und gebadet. Dazwischen klingen die Tempelglöckchen und rufen zum Gebet. Einige der uralten Götzenbilder sind schon ganz unkenntlich, weil sie so oft mit ausgelassener Butter begossen und mit roter Farbe bestreut worden sind. Ein nicht gerade ästhetischer Anblick.

Nachdem wir die Umgebung von Kathmandu erforscht hatten, wollten wir auch die Leute in den Bergen, weitab von der „Großstadt“, kennenlernen. Die Gelegenheit dazu ergab sich bald. (Forts. folgt)

Die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte.

J. E. Goßner

## Schulkinder sind „farbenblind“

Diesen Titel gibt Fred Rodell, ein amerikanischer Pädagoge, seinem Aufsatz, mit dem er gemischte Schulen in den USA verteidigt. Mr. Rodell erklärt, daß Schulkinder verschiedener Hautfarben ohne Schwierigkeiten miteinander spielen und arbeiten können. Sie machen von sich aus keine Rassenunterschiede.

Es sind die Erwachsenen – so fährt Mr. Rodell fort – die die Samen der Minderwertigkeits- oder Überheblichkeitsgefühle in die Herzen der Kinder säen. Wenn dieser Unsinn nicht in die Köpfe der Kinder eingehämmert würde, könnten schwarze und weiße Schüler ohne weiteres friedlich miteinander leben und lernen.

Ich teile Mr. Rodells Ansicht und möchte sie aus eigenem Erleben heraus bestätigen.

Zwei Jahre arbeitete ich als Kindergärtnerin in den Slums von Philadelphia. Wir dienten Menschen verschiedener Rassen. Eins unserer Ziele war, besseres Miteinander der Bevölkerung zu fördern. Alle Kinder eines Stadtteils hatten die Möglichkeit, sich Interessen- oder Altersgruppen ihrer Wahl in unseren Gemeindezentren anzuschließen. Mit den Kindergärtnerinnen und Gruppen jüngerer Schulkinder hatten wir guten Erfolg. Im Sommer 1960 leitete ich einen Kindergarten mit 30 Kindern, von denen die Hälfte Puerto Ricans, die anderen Neger oder Weiße waren. Trotz der Sprachschwierigkeit (die Puerto Ricans konnten nur Spanisch, die anderen Englisch sprechen) kamen die Kleinen gut miteinander aus. Sie hüpften, bauten oder spielten zusammen, ohne eine bestimmte Haut- oder Haarfarbe zu bevorzugen. Ich beobachtete z. B., wie freundlich ein Negerjunge einem spanisch sprechenden Freund mit Zeichen zu erklären versuchte, daß er ins Bilderbuch mit einsehen darf. Dunkle und helle Puppenmütter fuhren gemeinsam ihre „Kinder“ spazieren.

Obgleich ich selbst den Kleinen wenig durch Worte sagen konnte, schienen sie mich zu verstehen. Wir hatten guten Kontakt und eine fröhliche Atmosphäre im Kindergarten. Ein Erlebnis macht besonders deutlich, wie „farbenblind“ in Bezug auf Rassenvor-

urteile die Kinder waren. Ich mußte unseren Hausmeister Peter, einen alten Neger, bitten, Stühle auszubessern. Als er den Raum betrat, machten mich die Kleinen auf ihn aufmerksam: „Tante Hedi, Dein Vati will Dich sprechen!“

Nicht nur im Kindergarten, sondern auch in den Gruppen für Jungen und Mädchen bis zu etwa zwölf Jahren hatten wir gute Zusammenarbeit. Nie bemerkte ich bei ihnen Rassenhaß.

Ich erinnere mich an ein Krippenspiel, das die Kinder eines gemischten Stadtteils einübt. Sie wählten eine helle Maria, einen dunklen Joseph, weiße und braune Hirten. Engel mit blonden Haaren und krausen Köpfen erschienen. Ich war bewegt, zu erleben, wie fröhlich diese Kinder „Friede auf Erden“ darstellten, während Erwachsene einander friedliche Bruderschaft versagten.

Durch das ganze Jahr beobachtete ich, daß die jüngeren Kinder niemals nur auf Grund ihrer Hautfarbe die Geduld miteinander verloren. Sie waren frohe Spielgenossen.

Im Sommer machten wir mit gemischten Gruppen Busausflüge ins Freie. Im klaren Flußwasser glänzten dunkle und helle Körper. Abends um ein Lagerfeuer sangen wir Volkslieder und Negrospirituals. Kinder verschiedener Rassen erlebten schöne Freundschaftsstunden.

Warum – frage ich mich – wird diese gute Gemeinschaft zerstört, wenn die Kinder heranwachsen? Warum wird Freundschaft von Feindschaft und Vertrauen von Mißtrauen abgelöst?

Unsere Arbeit mit älteren Jungen und Mädchen war voller Probleme und Enttäuschungen. Plötzlich blieben die Neger fort, wenn die weißen Mitglieder zuerst bei uns eintrafen oder umgekehrt.

Die Jungen bewaffneten sich mit Messern und bildeten Kampfbanden. Sie wählten Führer ihrer Rasse und spalteten unsere Gruppen auf. Viele Väter hetzten ihre Jungen auf, sich nichts gefallen zu lassen, sondern für ihr „Recht“ zu kämpfen. Mütter meldeten die heranwachsenden Töchter bei uns ab und überließen sie der Straße. Zank und Streit entstanden unter den Kindern, die jetzt auch uns gegenüber aggressiv und mißtrauisch wurden.



Einmal wagte ich es, einen vierzehnjährigen Negerjungen zu rufen. Wütend schrie er mich an: „Für wen halten Sie sich eigentlich, verdammte Ausländerin! Ich soll Ihnen gehorchen? Da irren Sie sich aber gehörig!“ Daraufhin stachelte er seine Freunde zu einer Rachetat an. Jeder Negerjunge, der an mir vorbeiging, bespuckte mich. Ich wollte die Mutter des Jungen aufsuchen. Ohne mich ins Haus zu lassen, schrie sie mir durchs Fenster zu: „Er braucht sich von Ihnen nichts sagen zu lassen.“

Rassenhaß, das erlebte ich immer wieder, wird *gelebt*. Jüngeren Kindern ist der Unterschied noch nicht bewußt, aber sobald die Jungen und Mädel heranwachsen, bemühen sich die Erwachsenen, die Rassen zu trennen und zu verfeinden. Die Slums sind voller bitterer und aggressiver Menschen.

Gerade an solchen Orten sieht die Kirche wichtige Aufgaben. Als Christen dürfen wir nicht müde werden, verbitterte Menschen miteinander zu versöhnen. Auch die Kirche ist in Bezug auf Rassenvorurteile „farbenblind“. Im Auftrage Jesu dient sie Menschen in aller Welt. Friede auf Erden ist möglich, wenn Herzen sich dem Geist Gottes öffnen. *Hedwig v. Lingen*

der Bevölkerung) und ganz allgemein verbreitet, sozusagen als Nährboden für alles Übrige, die chronische Unterernährung mit Vitaminmangel – selten wiegt hier ein Kranker mehr als einen Zentner –, der Tiefstand der Hygiene und die allgemeine Verschmutzung sind schuld an diesen Zuständen. Wenn die Inder nicht so fleißig kneippen würden – darin sind sie vorbildlich – und weitgehend von Kind auf den Körper der Luft und Sonne aussetzen würden, so wäre die allgemeine Widerstandskraft gleich Null.

O Ihr törichten Leute, die Ihr da noch sagen könnt: „Laßt doch die Heiden, die haben es auf ihre Art gut und sind zufrieden.“ Ein Blick auf unsren „Hauptverbandsplatz“ – so nenne ich ihn manchmal – würde Euch gründlich eines Besseren belehren und Euch recht unsanft die Augen öffnen. Es ist tatsächlich ein täglicher Kampf gegen den Tod, der uns oft genug drohend entgegtritt, und gegen die dämonischen Mächte. Aber nicht nur um Dummheit, stumpfes Nichtbegreifenwollen oder Besserwissen, Aberglauben und Dämonenfurcht geht es, auch um die Dämonen selbst, die hinter dem Allen stehen. Ihr mögt es glauben oder nicht. Manchmal glaubt man sie ganz deutlich zu spüren. Darum muß man hier, wie ja überall im Reich Gottes, auch ein bißchen Courage haben und sich nicht so rasch ins Bockshorn jagen lassen. Man muß auch etwas wissen: a) vom bereits errungenen, b) vom noch ausstehenden, aber um so sicheren endgültigen Sieg Jesu über alle diese Mächte, mögen sie sich nur tarnen und gebärden, wie sie wollen.

Wieder sind drei oder vier Patienten einfach ausgerissen, z. T. heimlich – ein so alltäglicher Vorgang, daß wir uns über ihn kaum noch aufregen. Ein komplizierter Unterschenkelbruch, erfolgreich und hoffnungsvoll verlaufen, schön mit Gipsschale, kaum eine Woche her, später mit Gehgips zur baldigen Entlassung vorgesehen – wir sind ja gar nicht so –, und nun plötzlich, mir nichts, Dir nichts, ohne ein Wort, auf und davon, unsere schöne rote elastische Binde ums Bein gewickelt! Bei der andern hatten wir wegen besonders schwerem, fiebigen Gelenkrheuma gerade eine sehr moderne und kostspielige Behandlung mit großen Dosen Cortison begonnen – nicht ungefährlich, wenn plötzlich abgesetzt –, auch sie verschwand zur Gesellschaft mit, ebenso zwei schwere brandige Phlegmonen, die erfreulich rasch die abgestorbenen stinkenden Partien abgestoßen hatten und nun hauttransplantiert werden sollten, um die lange Überhäutungszeit auf ein Minimum zu verkürzen – kleine segensreiche Eingriffe, die im „dunklen“ Afrika zu unseren beliebtesten und dankbarsten Hilfen gehört hatten, und hier laufen uns die Leute, leider nicht zum ersten Mal, von panischer Angst ergriffen, einfach davon!

Das sind natürlich Heiden, gewiß. Und die Christen? Vor wenigen Tagen war die Beerdigung unserer früheren Helferin im Hospital, Esther. Vor wenigen Monaten hatten wir sehr vergnügt zusammen ihre Hochzeit gefeiert. – Manche von Euch werden früher oder später die schönen Farbdias unserer Marlies davon sehen. – Vor vier Tagen holten wir sie in schwerkrankem, benommenem Zustand mit Gehirnmalaria ins Krankenhaus, nachdem wir von der

## INDISCHES TAGEBUCH

### *„Gebt mir meine Wildnis wieder!“*

Als ich aus der Kultur des Nordens vom Urlaub zurückkam und mich wieder unserm unverfälschtem Dschungel bei Amgaon näherte, kam mir so das Gefühl: „Gebt mir meine Wildnis wieder!“

Es ist wahr: wenn je irgendwo ärztliche Arbeit im Sinne Jesu notwendig ist, d. h. ohne Ansehen der Person, ohne Haschen nach Dank oder Anerkennung, sogar oft genug ohne jeden Erfolg, so daß man manchmal denken könnte: „Wozu bist du überhaupt hier?“ – dann bestimmt in diesem Dschungel-Krankenhaus! Wohin man schaut: „Wunden, Striemen, Eiterbeulen“ – um mit dem alten Propheten zu reden – „das ganze Land ist krank, von der Fußsohle bis zum Haupt ist nichts Gesundes an ihnen“ (Jes. 1, 5 und 6). Oft fragt man sich: „Woher kommt eigentlich diese, sonst nicht so leicht zu findende Anhäufung von Krankheit und Elend?“ Als alter Doktor mit längerer afrikanischer Vergangenheit ist man doch eigentlich einigermaßen abgehärtet – und doch könnte es einen hier manchmal fast überwältigen. Gewiß: die Leute kommen oft ziemlich weit her, oft mehrere Tage Anmarsch oder auf dem Ochsenkarren (Radius bis 60 km), so daß sich hier bei uns das Elend der ganzen Landschaft gelegentlich etwas zusammendrängt. Dann sind da die vielen Tropenkrankheiten, voran die Ruhr- und Typhusarten, Malaria in allen Variationen, Hakenwürmer, Lepra, Wundstarckampf – in Europa ganz selten geworden – dann die Organkrankheiten, den unsrigen entsprechend, wie Lungenentzündung, Tbc, schwere Nieren- und Leberkrankheiten in auffälliger Häufung oft mit schwerer, manchmal tödlicher Wassersucht, auch Krebs keineswegs selten, schließlich besonders verbreitet die Geschlechtskrankheiten (man hört von einer Verseuchung bis zu 70 %

Verschlimmerung mehr zufällig gehört hatten. Sie lebte noch einige Tage, wir konnten sie nicht mehr retten. Mutter wie Patientin trugen, obwohl Christen, Amulette, die Zeichen des Aberglaubens, und die Totenklage, bei Christen völlig verpönt, war so heidnisch wie nur möglich — dabei hatte der Vater wiederholt Sonntags gepredigt! Wie demütigend sind solche Erfahrungen, wie entmutigend können sie wirken!

Glücklicherweise sind wir durch die heutige Medizin im Grunde gegen all dies Krankheitsselend um uns herum glänzend ausgestattet. Wo gewissenhaft, individuell abwägend gearbeitet wird, Schwester und Arzt in guter Zusammenarbeit — und mit Schwestern sind wir hier in Amgaon besonders gut dran — wird man immer wieder in großartiger Weise helfen können. Gerade die Gehirnmalaria als Beispiel. Es kommt sehr selten vor, daß mal ein Erwachsener nicht gerettet werden kann, während bei Kindern eher mal ein Todesfall vorkommt, — neulich führte solch ein ganz schwerer Fall unter unstillbaren epileptiformen Krämpfen rasch zum Tode, bei einem anderen Tod durch plötzlichen Kollaps. Von unseren verschiedenen Fällen von Wundstarrkrampf haben wir bisher nur einen im Krankenhaus verloren — allerdings wurden mehrere von den törichten Leuten, da sie nach einigen Tagen noch nicht deutlich gebessert waren, nach Haus genommen, wahrscheinlich ins Verderben. Ausgetrocknete, kollabierte schwer Ruhrkranke erholen sich meist rasch unter Kochsalzinfusionen mit modernen Kreislaufmitteln und Sulfonamiden, so daß es eine Lust ist. Schwere septische Phlegmonen, oft verschleppt, reagieren fast immer sehr gut und rasch auf die chirurgische und Penicillin-Behandlung. Die Kinder sind ein Kapitel für sich. Schon von weitem kann man uns am pausenlosen Kindergebrüll erkennen; wir sind nichts für schwache Nerven! Schon das Aufsetzen des Hörrohrs wird vom indischen, d. h. hochsensiblen und maßlos verwöhnten Kind als feindlicher Eingriff in seine Welt betrachtet und höchst energisch — soweit der kleine Kerl noch kann — abgewehrt, ebenso das Schlucken von Medizin oder das hier äußerst beliebte Spritzen.

Die weitverbreitete Gonorrhoe, Vitamin-A-Mangel und Verschmutzung sind Schuld an den vielen schweren Hornhautentzündungen bei Kindern, bis zur Perforation und Zerstörung des Auges. Ein reizendes kleines Mädchen hatte Schwester Ilse, weil die Mutter weggelaufen war, hier schön aufgepäppelt. Dann holte sie die Großmutter nach Haus, lief aber ebenfalls wegen schlechter Behandlung weg, und nach einigen Monaten kam das Kind am ganzen Körper völlig verwahrlost, die schönen dunklen Augen durch Geschwüre zerstört, erblindet wieder zu ihr zurück. Die Schwestern brachten das Kind später nach Ranchi ins Blindenheim, besuchten es gelegentlich und sorgten für dieses. Dann die vielen Kinder mit *angeborener Syphilis*, elende, blutarme, milchkaffeefarbene kleine Wesen mit Knochenentzündungen, Leberschwellung, Geschwüren etc., die dann nicht selten von den unbelehrbaren Eltern nach wenigen Tagen wieder nach Haus genommen werden, anstatt vor allem selbst einmal eine ordentliche zwölfjährige Kur zu machen, damit sie endlich gesunde Kinder bekommen. Leider mit am häufigsten sind die *verschleppten*

von oben nach unten

Schwester Ursula von Lingen mit Dr. Berg am Brahmani

Dr. Gründler und Dr. Berg auf der Fähre über den Brahmani

Schwester Ilse Martin, Maria Schatz bei indischer Mahlzeit

Frau Doktor Gründler mit den kleinen Patienten in Amgaon



*Lungenentzündungen*, die beim Kommen nicht selten nur noch schwach nach Luft schnappen und dann manchmal nicht mehr zu retten sind. *Rachitis* kann man, bei günstigen häuslichen Verhältnissen, eventuell mit einer einzigen großen Dosis Vigantol heilen. Unser Konde war der Liebling der Schwestern, jahrelang mit Unterbrechungen bei uns; zweimal kam er mit Rückfall seiner Rachitis in schwer vernachlässigt Zustand von Hause zurück – es war ein Jammer. Nun mußten wir ihn endgültig zurückgeben, um ihn, wie wir fürchten, nicht wieder zu sehen.

Da, horch, was für Töne! Mitten hinein in das recht unchristliche Gebrüll und all dem Trubel hört man Klänge wie aus einer anderen Welt, ein frisches frohes Jesuslied, nach Text und Melodie echt indisches. Viele Kranke spitzen die Ohren. Unser lange erbetener indisches Katechet hält mit Schwester Ursel und Bina den Patienten eine kurze Andacht. Da müssen die dunklen Schatten weichen, ebenso, wenn der ganze Mitarbeiterstab, 12 bis 14 Leute, morgens vor Dienstbeginn, gemeinsam den Herrn lobt, ihn anruft und das Wort hört. Von hier aus gewinnt auch der ganze Dienst seine Eigenart, sein Gepräge, daß man weiß, wozu wir da sind.

Was für Freuden gibt es immer wieder! Heute morgen saß der Patient mit schwerem Wundstarrkrampf entspannt seine Milch trinkend im Bett, schon nach wenigen Tagen wie umgewandelt! Auch die schwere Nierenstörung, die uns rechte Sorge macht, sitzt freundlich lächelnd da, endlich ist der Harnabfluß am fünften Tag der Cortisonbehandlung kräftig

in Gang gekommen. Und der Mann mit Brust-Bauchwassersucht, Milz- und Leberschwellung, wiederholt mehrmals staunend die ihm vorgesagten Worte: „Gott macht gesund“, als wenn er es lernen wollte. Und der Mann, dem wir im Laufe einiger Tage über 1½ Liter Eiter aus der Pleurahöhle abgezapft haben, wiegt heute froh sein Baby und geht etwas spazieren! Immer wieder muß man über ihre kleinen Scherze lachen. Bei einer schwierigen Entbindung helfend, fiel meiner Frau auf, daß sie kein Wort verstand. Darauf die Mutter: „Stopft doch der Alten da ein paar Worte Oriya ins Ohr, daß sie uns besser versteht!“ Eine alte Aussätzige sagt, als wir zur Andacht gehen: „Betet für mich, ich gebe Euch auch zwei Annas (10 Pfg.)“ Will mir jemand klar machen, um wieviel seine Beschwerden nachgelassen haben, so sagt er, genau abwägend: „Um vier annas“, d.h. 25% (16 annas = 1 Rupie). Eine große Freude ist es immer, wenn alte Patienten, denen wir von großen Beschwerden helfen konnten, eines Tages sich wiedervorstellen. Die freudige Begrüßung mit viel Händeschütteln und strahlendem Gesicht! Es ist klar erkennbar: hier ist ein starkes inneres Band geknüpft worden, das noch lange bestehen wird, wenn wir auch dann nicht mehr hier sind. Wann werden wir es lernen, unsere Leute vorbehaltlos lieb zu haben, und wenn sie uns noch so viele verkehrte Sprünge machen?

Draußen rauscht der Regen schon den ganzen Tag nach langer Hitzeperiode. Himmlische kühle, balsamisch süße Luft! Herzliche Grüße

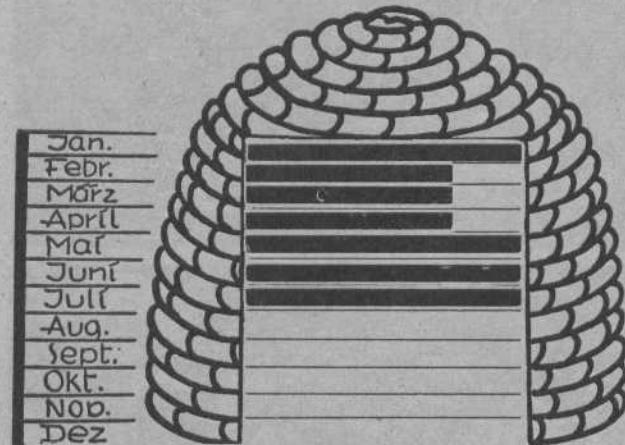
Euer Dr. Gründler

#### *Herzliche und dringende Bitte*

Wir bitten bei allen Geldsendungen und sonstigen Zuschriften jeweils die *volle* Anschrift (Vor- und Zuname, Wohnort, Straße und Hausnummer) möglichst

deutlich (Blockschrift) anzugeben, da wir nur dann richtig danken und verbuchen können.

Bei Änderung der Anschrift (Wohnungswechsel) bitten wir uns die volle neue Anschrift möglichst bald zur Änderung der Karteikarte mitzuteilen.



#### **Unsere Gabensammlung**

sollte vom 1. Januar bis 31. Juli 1962

betragen . . . . . 175000,00 DM

sie beträgt . . . . . 165264,79 DM

Wir haben zu wenig

gesammelt . . . . . 9735,21 DM

#### **Unser Gabenkonto:**

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

# Goßner-Missionenblatt



Berlin, Oktober 1962

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

(Nr. 5)



Präsident Lakra, Vizepräsident Dr. Bage und Ingenieur W. Thiel verabschieden mit Dank und in herzlicher Freude den Vizepräsidenten Indiens, Dr. Zakir Hussain, nach seinem Besuch in Fudi

Unser  
Technisches Zentrum  
in Fudi  
entwickelt sich

„Ich bin sehr von der bewunderungswürdigen Arbeit beeindruckt, die an dieser Stelle geleistet worden ist“, erklärte der neue *Vizepräsident Indiens, Dr. Zakir Hussain*, als er kürzlich eine im Aufbau begriffene Handwerkerschule im indischen Staate Bihar besuchte. Die Anerkennung Dr. Hussains galt der Handwerkerschule, die die indische Goßner-Kirche zur Zeit mit Hilfe der Aktion „BROT FÜR DIE WELT“ in Fudi bei Ranchi errichtet. Die Schule entsteht unweit von Hatia, der großen zukünftigen Industriestadt Indiens in unmittelbarer Nachbarschaft Ranchis, die vor allem von Technikern aus der UdSSR und der CSSR gebaut wird und in dem das Material aus Durgapur, Bhilai und Rourkela verarbeitet werden soll.

Die Handwerkerschule, deren Grundstein im Dezember v. J. von Kirchenrat Dr. Berg gelegt wurde, soll zunächst 80 Plätze umfassen und später auf die doppelte Kapazität erweitert werden. Mechaniker und Schmiede, aber auch Schreiner und Zimmerleute können hier in die Lehre gehen, während der sie zu je 16 Schülern in einer „Wohneinheit“ mit einem Lehrer bzw. Meister und seiner Familie zusammenleben. Wahrscheinlich werden die meisten Lehrlinge nach ihrer Ausbildung als Facharbeiter in das Werk Hatia eintreten.

Der Bau der Schule, für den zunächst 650 000 DM durch „BROT FÜR DIE WELT“ gewährt sind, geht in Etappen vor sich. Bereits im Frühsommer 1961 leisteten Teilnehmer eines Arbeitslagers der Jugend der lutherischen Goßner-Kirche Planierarbeiten, gruben Brunnen und pflanzten die ersten Bäume auf dem 25 Acre-Grundstück. Inzwischen wurden zwei Wohneinheiten mit je einer Lehrerwohnung, eine kleine Kraftstation, das Küchenmagazin, ein Personalgebäude, ein Teil der Mensa und drei Brunnen gebaut. Die Bauaufsicht hat Ing. Werner Thiel, der früher in der Kirchengemeinde Wolfsburg tätig war und heute im Dienst der Goßner-Kirche steht. In wenigen Monaten wird die Handwerkerschule in Phudi ihre Arbeit aufnehmen können. Die ersten beiden Lehrer, zwei Fachleute, die im Auftrage von „DIENSTE IN ÜBERSEE“, der Schwesterorganisation der Aktion „BROT FÜR DIE WELT“ nach Fudi gehen, werden Anfang Dezember ausreisen.

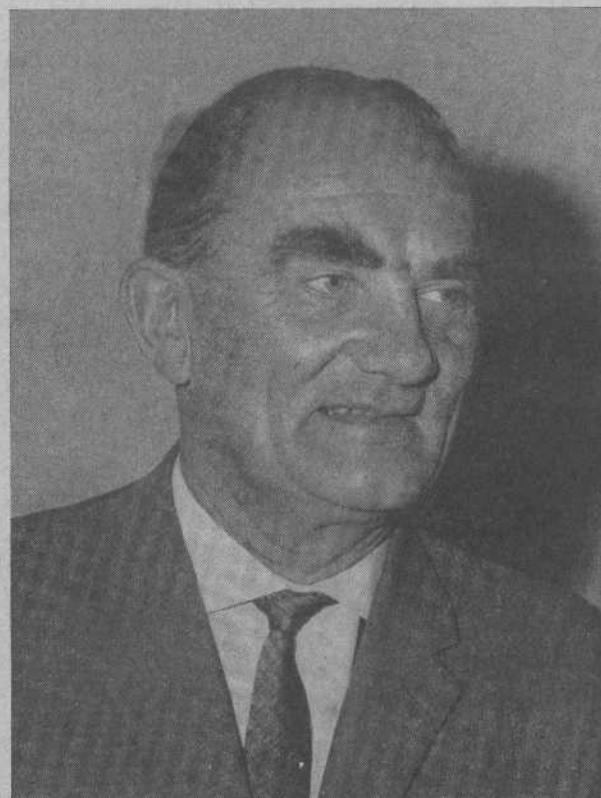
(Nach evangelischem Nachrichtendienst)

---

Die Leitung und die große Gemeinde  
der Goßner-Mission  
sprechen ihrem  
Kuratoriums-Vorsitzenden

### PRÄSES D. KURT SCHARF

zu seinem 60. Geburtstag  
am 21. Oktober 1962  
die herzlichsten Segenswünsche aus.



---

Die Tagestexte der Brüdergemeine am 21. Oktober 1902

Losung: **Das ist ein köstlich Ding,  
dem Herrn danken,  
und lob singen deinem  
Namen, du Höchster.**

Ps. 92, 2

Sollt ich meinem Gott nicht singen?  
Sollt ich ihm nicht dankbar sein?  
Denn ich seh in allen Dingen,  
Wie so gut er's mit mir mein!

Lehrtext: **Alles was ihr tut,  
das tut von Herzen  
als dem Herrn und  
nicht den Menschen.**

Kolosser 3, 23

So wirk ich in getreuem Sinn  
Und lieb und glaub mich zu ihm hin  
Und diene in des Herren Haus  
Und geh im Segen ein und aus.

# DER 15. AUGUST – INDIENS UNABHÄNGIGKEITSTAG

Zum 15. Jahrestag der Unabhängigkeit der Republik Indien hielt Staatspräsident Radhakrishnan eine Rundfunkansprache. Aus ihr bringen wir einige Auszüge, weil diese bedeutsame Rede erkennen läßt, von welchem Geist und in welcher Richtung der oberste Repräsentant Indiens den Weg seines großen Landes in Gegenwart und Zukunft bestimmt sieht.

„In all den Jahren, seit wir dem Kreis der freien Nationen angehören, haben wir versucht, unserem Volk eine Freiheit in einem tieferen und echteren Sinn als lediglich dem der politischen Unabhängigkeit zu geben.“

„Gandhi hat einmal gesagt: „Ich bin überall im Land herumgekommen und habe in die glanzlosen Augen von bemitleidenswerten Vertretern des Menschengeschlechts geblickt. Das aber ist Indien. In elenden Hütten, inmitten von Abfallhaufen, sind armselige Menschen anzutreffen, die doch die Weisheit in ihrer reinsten Form besitzen.“ Mit diesen Worten umreißt Gandhi die materielle Armut und den geistigen Reichtum unseres Volkes. Wir sollten danach trachten, das erstere zu beseitigen, das letztere aber weiterzuentwickeln.“

„Durch einen geplanten Wirtschaftsaufbau bemühen wir uns um eine Steigerung der Agrarproduktion, damit der Eigenbedarf unserer Bevölkerung gedeckt werden kann, man gleichzeitig aber auch den Erfordernissen den Industrie und Exportwirtschaft nachkommen und die Industriezweige zu fördern in der Lage ist, die Bekleidung zu erschwinglichen Preisen liefern oder auf der Basis von Bauprogrammen Wohnraum für die unteren Einkommensschichten erstellen.“

„Die Durchführung der Pläne war bisher noch nicht letztlich zufriedenstellend, weil auf Seiten aller Beteiligten — und zwar sowohl bei den leitenden wie den untergeordneten Dienststellen — nur eine geringe gefühlsmäßige Bindung an die gewaltige nationale Aufgabe besteht, der sie verpflichtet sind.“

„Sie müssen ein Gefühl dafür bekommen, daß sie an einer unblutigen Revolution mitwirken, nämlich daran, den Lebensstandard von 440 Millionen Menschen zu erhöhen, und daß sie daher die moralischen Kräfte im Volk fördern müssen.“

„Es kommt nun darauf an, daß wir ein neues Ethos entwickeln und eine neue geistige Einstellung gewinnen, wenn wir Freiheit und Demokratie in unserem Leben tatsächlich verwirklichen wollen.“

„Das Vertrauen in die Demokratie ist die bindende Kraft unserer Gesellschaft.“

„Die kürzlich abgehaltenen Wahlen haben gezeigt, daß die Masse unseres Volkes nach wie vor vom Kastenwesen und dem Gefühl für die Zugehörigkeit zu bestimmten Sprachengruppen oder Gemeinwesen beherrscht wird.“

„Unser öffentliches Leben und unsere Verwaltung sind absolut demokratisch. Es ist wichtig, daß niemandem mehr Nachteile erwachsen oder Vergünstigungen zuteil werden auf Grund seiner Abstammung, wegen seiner Rassenzugehörigkeit, seiner Sprache oder wegen seines politischen Ansehens.“



Präsident Dr. Radhakrishnan

„Der Staat muß Bildungsmöglichkeiten für zurückgesetzte Menschen schaffen, ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion oder Gemeinschaft.“

„Der Mensch ist als Entwurf dessen angelegt, wozu er einmal werden soll. Er muß nun einen großen Schritt nach vorn tun, auf ein neues Bewußtsein hin. Einzelmenschen, Nationen und Kulturen sind Teile dieses gewaltigen Prozesses in Richtung auf Differenzierungen, Verfeinerung und Veredelung.“

## Der Subkontinent Indien Tatsachen und Entwicklungen

**Bevölkerungszunahme:** Am 1. Januar 1951 zählte die Republik Indien 359 Millionen Einwohner; zehn Jahre später bereits 438 Millionen. Die jährliche Zunahme betrug also fast 8 Millionen. Es ist mit einem immer rapideren Wachstum zu rechnen, je mehr Kindersterblichkeit und Unterernährung eingedämmt werden. Welche Aufgaben für die Staatsführung des großen Landes!

Ähnlich ist die Entwicklung in China, Indonesien und einer Reihe von Ländern Afrikas und Lateinamerikas.

**Ausbildung:** Fast 75 Prozent der Inder waren nach der letzten Volkszählung noch *Analphabeten*. In der modernen Industriegesellschaft sind die Folgen: Hilfsarbeiter — niedriger Lohn — kaum zu ernährende Familie. Im dritten Fünfjahresplan Indiens nimmt deshalb der Aufbau des Schulwesens einen besonders hervorragenden Platz ein.

**Kindersterblichkeit:** Sie fiel zwischen 1941 und 1951 von 27,4 Prozent auf 21,6 Prozent. Ein inzwischen erfolgtes weiteres Absinken kann erwartet werden, wenn neuere Zahlen vorliegen. Aber immer noch ist etwa jedes fünfte geborene Kind zum frühen Sterben verurteilt.

**Auslandshilfe:** Hinter USA, der Weltbank, Sowjetrußland steht die Bundesrepublik Deutschland an vierter Stelle mit ihrer Auslandshilfe bzw. ihren Entwicklungskrediten für Indien.

**Viertes Stahlwerk:** Es laufen Verhandlungen, daß außer den von Großbritannien in Durgapur, in Bhilai von Sowjetrußland und in Rourkela von Deutschland errichteten Stahlwerken die USA ein solches viertes großes Industrie-Unternehmen in Bokaro erbauen.

**Der neue Vicepräsident Indiens:** Während der zum Präsidenten aufgerückte, im Hinduismus verwurzelte Religionsphilosoph Dr. Radhakrishnan durch die Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1960 bei uns bekannt wurde, ist der neugewählte Vicepräsident Dr. Zakir Hussain (Vgl. Titelbild) bisher wenig in unser Bewußtsein getreten. Er ist Moslem und repräsentiert also die 60-70 Millionen Mohammedaner des Landes als der zweitgrößten religiösen Gruppe. Auch Dr. Hussain ist Gelehrter und hat in der praktischen Erziehungsarbeit seines Landes Bedeutendes geleistet (Rektor des College Jamia Millia). Er hat in Leipzig und Berlin studiert, auch zum Dr. rer. pol. promoviert und spricht fließend deutsch.

Beide obersten Repräsentanten Indiens sind Männer der Wissenschaft und haben die Möglichkeit, von ihren Ämtern aus starke Autorität auszustrahlen.

**Ministerpräsident Nehru** leitet seit der Unabhängigkeitserklärung des Landes im August 1947 durch 15 Jahre ununterbrochen die Geschicke des Landes (Nur der Schwede Erlander ist auf diesem Posten noch länger im Amt). Die Frage seiner etwaigen Nachfolge wird nicht ohne Besorgnis viel in Indien diskutiert.

**Das Parlament Indiens:** Es ist in diesem Jahr neu gewählt worden. Ihm gehören von 489 Abgeordneten 356 der Kongreßpartei an. Diese Partei besitzt also die sichere  $\frac{2}{3}$  Mehrheit als Regierungspartei. Die Kommunistische Partei wird von 29 Abgeordneten vertreten. Die Zahl der Frauen in der Volksvertretung hat sich von 28 auf 34 erhöht.

**Wirtschaftspolitik:** Weil bekannt ist, daß Nehrus Grundhaltung immer die einer sozialistischen Gesellschaft bleiben wird, hat sein Eintreten für eine gemischte Wirtschaft starke Beachtung gefunden. Aus einer Rede im Frühjahr vor der indischen Industrie- und Handelskammer: „Ich glaube, privates Unter-

nehmertum ist gut für Indien, und jede Unterdrückung der Privatwirtschaft wäre sehr schlecht. Für die Ermutigung ihrer Initiative gibt Indien ein einmaliges Feld ab. Zuletzt hängt immer der Fortschritt eines Landes von der Fähigkeit seiner Bevölkerung ab. Alles was diese Qualitäten herabmindern könnte, muß eine Nation am weiteren Fortschritt hindern.“

**Südasien-Institut in Heidelberg:** Seiner Eröffnung am 26. Mai in Anwesenheit hoher deutscher und indischer Persönlichkeiten kommt für die kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen unserem Land und Indien zweifellos eine hohe Bedeutung zu. Großzügig ausgestattet, soll es die große Tradition deutscher Gelehrter, die sich um die Erforschung und Deutung der Welt Indiens einen Namen gemacht haben, aufnehmen und fortsetzen. Präsident Radhakrishnan und Ministerpräsident Nehru haben Grüße zum Festakt der Eröffnung des Instituts gesandt. Es verspricht, eine geistige und kulturelle Brücke zwischen beiden Ländern zu schlagen, und es ist von ihm eine fruchtbare, ausstrahlende Wirksamkeit zu erwarten.

**Über 500 000 Dörfer in Indien:** Es ist gut, sich klar vor Augen zu halten, daß über 80 Prozent des indischen Volkes in ländlichen Verhältnissen leben und noch das Dorf das Land prägt. Die stürmische industrielle Entwicklung steht erst am Anfang. Die Neugestaltung des Lebens unter dem Druck des Wachstums der Bevölkerung findet in ihrem Tempo hierdurch ihre verständliche Grenze. Der Konservativismus wehrt sich hier vielfach gegen dringende sanitäre und wirtschaftliche Neuerungen.

**Etwa 2½ Prozent Indier sind Christen:** Wissenswerte Tatsachen über die Aufgliederung der 10—12 Millionen Christen und ihre Konfessionszugehörigkeit hoffen wir in einer der nächsten Nummern der „Biene“ mitteilen zu können.

**Schärfere Devisenbestimmungen:** Diese seit Juni getroffenen Maßnahmen Indiens für ausreisende Bürger, für deren Erlaß die Regierung gewichtige Gründe anführt, sollen hier nicht in den Einzelheiten mitgeteilt werden. Sie engen jedenfalls die Bewegungsfreiheit unserer Freunde nicht unwe sentlich ein, wenn sie ihr Land verlassen sollen und wollen. So konnte Präsident Lakra nicht ohne Schwierigkeiten noch gerade am 8. Juli selber zum Goßner-Festtag in Berlin eintreffen. Sie spiegeln jedenfalls die angespannte Wirtschaftslage des Landes wieder.

## So begann die Missionierung Europas

*Apostelgeschichte 16, 9-15*

Die Apostelgeschichte ist das große Missionsbuch des Neuen Testaments. Der Weg des Evangeliums von Jerusalem bis Rom wird in charakteristischen Ausschnitten und Stationen vor uns sichtbar. Es geht nicht nur von der unruhigen Metropole einer Provinz in die Hauptstadt des Weltreichs, in welcher der Völkerapostel Paulus die Botschaft des Heils in Jesus Christus freimütig und (zunächst) ungehindert verkündet. Es ist zugleich der weite Horizont, der sich mit dem Neuen Bund für alle Welt auftut und den Alten Bund sprengt. Die Erkenntnis Gottes im Ange-

sicht Jesu Christi wird ökumenisch und erreicht „aller Welt Zungen“.

Sie kommt aus dem Kontinent Asien, der Wiege und Heimat aller großen Weltreligionen. Für Europa ist die Christus-Botschaft — um ein oft gebrauchtes Wort zu verwenden — zunächst eine „Fremdreligion“. Daran darf man wohl erinnern in einer Zeit, die gern und gedankenlos davon spricht, daß das Christentum für die Afrikaner und Asiaten eine ihrem Wesen nicht artgemäße Religion sei. Allem natürlichen Menschen- tum widerspricht Gottes heilige Offenbarung; und ist doch zugleich für alles, was Menschenantlitz trägt, das Lebensbrot, der lebendige Brunnenquell.

Der Anfang in Europa, in jener mazedonischen Landstadt Philippi, ist jedenfalls bis heute zutiefst bewegend, weil er einige Grundgesetze davon enthüllt, wie das Evangelium seinen Lauf nimmt und unsern Erdteil von Ost nach West, von Süd nach Nord mit seinem Reichtum erfüllt hat. Gewiß, wie unendlich oft ist ihm widersprochen, ist es mißbraucht und verleugnet worden! Wie viel Heuchelei, Verfälschung und Verachtung ist ihm in den 1900 Jahren europäischer Geschichte widerfahren! Aber auch das andere gilt: Zahllose Menschen haben durch Jesus Christus Befreiung und Vergebung empfangen, haben getrost mit ihm gelebt und sind mit gläubigem Herzen im Frieden heimgegangen. Die Geschichte der Völker Europas ist nicht zu denken und zu schreiben ohne das tiefe Wissen darum, daß der Christus-Name tief und unauslöschlich in seine Entwicklung eingegraben ist.

Aber wie begann es in der Morgenstunde? Wenn wir den Schriftabschnitt aufmerksam nachlesen, so können wir ein vierfaches feststellen:

1. *Gott führt.* Gott zeigt der Botschaft und seinen Boten den Weg. Er zeigt ihn wider die Pläne seiner Leute. Paulus und Silas wollen die jungen Gemeinden Kleinasiens besuchen, und sie hatten gute Gründe für ihre Absicht. Es galt, nach dem Rechten zu sehen, die kleinen Gemeinden zu stärken und weiter die Saat des Evangeliums auszustreuen. Da redet der Herr wiederum, wie so oft in der Heilsgeschichte, durch einen Traum. Ein Mazedonier, also ein Europäer, ruft und bittet um die Gabe der Frohbotschaft. Gott heißt ihn rufen, bitten und beschwören. Und seine im Traum klar erkannte Gestalt wie auch sein deutlich vernommener Hilferuf ist nichts anderes als Gottes Weisung: Die Tür ist offen, das Feld ist weiß zur Ernte in Europa. Ich habe ein großes Volk in diesem Erdteil, das es zu sammeln gilt. Paulus, geh hinüber und andere Deine Pläne! Es ist etwas Großes, um das „alsbald“ des Gehorsams der beiden Missionare. Wo Gott aufmerksam hörende und ohne Säumen gehorsame Leute findet, da geht es vorwärts im Reiche Gottes, noch heute.

2. *Gott hat den Empfang seiner Botschaft vorbereitet.* In Philippi, dem Zentrum eines größeren Landkreises angekommen — es waren dort viele pensionierte Legionäre der Armee Roms angesiedelt — wissen beide Männer, wohin sie sich zu wenden haben, da eine jüdische Synagoge nicht am Ort ist: An ein fließendes Wasser, wo diejenigen ihren schlichten Gebets-Gottesdienst hielten, weil sie dort die erforderlichen Waschungen vornehmen konnten, die den Gott Israels anriefen. Wohl, Gott hat sich auch den Heiden nicht unbezeugt gelassen (Apg. 14, 17). Aber der Bund mit Israel ist recht eigentlich die Vorbereitung auf den Empfang seiner letztgültigen Offenbarung. So wenden sich die von Asien herübergerufenen Christusboten zuerst (wie überall) an die kleine Schar, die sich bereits auf dem Boden Europas als Proselyten an die Gemeinde des Alten Bundes angeschlossen hatten und vor dem einen allmächtigen Gott Himmels und der Erden ihre Knie beugten.

Wie immer, Gott pflegt auf verschiedene, immer geheimnisvolle, aber stets göttlich-souveräne Weise den Empfang seiner befreienenden Gnade vorzubereiten. ER tut das bis heute.

3. *Gott öffnet das Herz.* Daß alle Sendboten letztlich nur Organe göttlichen Heilswillens sind und

Werkzeuge seiner Mission, das leuchtet unendlich schön und zutreffend aus dem Satz hervor: „Und der Herr tat der Lydia das Herz auf“. Sie nahm das Wort der Boten begierig und gläubig auf. So ist es letztlich allen ergangen, in deren Leben Christus Gestalt gewann. Ihnen wurde das stolze und eitle, törichte und eigensüchtige Herz aufgebrochen für die wahrhaft gute Saat aus der Ewigkeit, mit der eine tiefgreifende Wandlung und Umkehr begann.

Nur weil dem Wort Gottes in Menschenmund noch heute diese öffnende und wandelnde Kraft wie in der Morgenstunde der Christianisierung Europas innewohnt, ist Mission keine überholte und vergangene Angelegenheit, sondern die von ewiger Verheißung begleitete, höchst aktuelle und wahrhaft dringliche Aufgabe jeden Tages, den die Christenheit durchlebt. Was in Philippi geschieht, ist exemplarisch und gültig bis ans Ende der Zeiten.

4. *Gott stiftet neue Gemeinschaft.* Dies ist das Ziel aller göttlichen Sendung: Sammlung eines Volkes Gottes, Gemeindegliederung, Kirchwerbung. Es ist zunächst eine Hausgemeinde, die entsteht. Die Geschäftsinhaberin Lydia ist zu solcher Hingabe an den neuen Herrn ihres Lebens entzündet und offenbar so begütert, daß ihr Haus offen steht für die erste Gemeinde in Europa. Diese ist zugleich von einer tiefen menschlichen Wärme zu dem Überbringer der Christusbotschaft erfüllt, das wissen wir aus dem Brief des Paulus an die philippische Gemeinde und seinem Dank dort für persönliche Liebesgaben in seine spätere Gefängniszelle hinein. Wie fern sind gottlob noch Bistümer und Hierarchie, das Papsttum mit seinem Machtkampf und die Inquisition Spaniens wie die protestantischen Staatskirchen.

Es hat sie immer auch in Europa gegeben seit der Geburtsstunde für das Evangelium dort in Philippi, die Gemeinde Jesu Christi, die von seinem Wort und den Zeichen seiner Gnade als neue Gemeinde lebte — bis in unsere Tage, in West und Ost unseres mit Schuld und Gnade überhäuften Erdteils. Bg.

Präsident Lekra predigt am Sonntag, dem 16. September 1962 vor einer großen Gemeinde in Forst — an der Ostgrenze der DDR



# Aufgaben der Weltmission – in Übersee und in der Heimat

Ausländer über das christliche Leben in Europa



Viele Tausende von Ausländern, gerade auch aus den Ländern Afrikas und Asiens, studieren seit Jahren an den Universitäten, den Hoch- und Fachschulen Deutschlands. Es war nur folgerichtig, daß eine Reihe von Landeskirchen in Verbindung mit der Evangelischen Studiengemeinde in Deutschland aus dem Ausland stammende *Studentenpfarrer* für den Dienst an ihnen berufen haben. Einer von ihnen ist Pfarrer Dr. Siem aus Indonesien, der seit einigen Jahren in Berlin tätig ist.

Die ungewöhnlich modern redigierte Vierteljahrsschrift der Evangelischen Akademie in Deutschland, der *Radius*, bringt in ihrer letzten Nummer eine sehr nachdenklich stimmende Schilderung der inneren und äußeren Situation dieser unserer Gäste in Deutschland aus der Feder Dr. Siems unter der Überschrift „*Fata Morgana — Erwartungen und Realität*“. Unter einer anderen Überschrift gestellt, wird sie allen Missionsfreunden sehr nachgehen.

Um so mehr Bedeutung gewinnt unter diesem Gesichtspunkt die Einrichtung eines indischen *Studentenheims* im Goßner-Haus in Berlin-Friedenau. (Vgl. Seite 10 ff.)

Für einen Ausländer ist es nicht einfach, seine Gedanken und Meinungen über das christliche Abendland zu formulieren, auch wenn er schon drei Jahre in Deutschland lebt. Gerade weil er selbst Christ ist, fällt es ihm schwer, das Adjektiv „christlich“ zu verstehen. Wäre er Nichtchrist, so könnte er sich herlich distanzieren. Er könnte genug Ausreden suchen und finden, um sich nicht um ein Verständnis des christlichen Lebens seiner Gastgeber bemühen zu müssen. Ein Nichtchrist kann ungestraft kritisieren, er wird seiner Religion wegen kaum selbst kritisiert werden. So nicht der Christ.

Theologisch betrachtet gibt es in der Kirche keine Ausländer, sondern ausschließlich Kinder Gottes. Der ausländische Christ ist um Christi willen in der EKiD kein Ausländer, sondern Bruder. Wo immer sich Christen befinden, in Chile, in Deutschland, in Sierra Leone, welcher Rasse sie auch angehören — sie sind Glieder des Leibes Christi und deshalb in der Kirche niemals Ausländer.

## Entwicklung bedeutete Nachahmung

Um sie zu verstehen, müssen erst die Fragen beantwortet werden: Wer sind die Ausländer, die überall in Deutschland auftauchen, wo eine Hochschule oder eine Universität steht? Woher kommen sie? — Sie kommen aus fast allen Ländern der Welt, vor allem aus den sog. Entwicklungsländern. Früher galten fast alle Länder Asiens und Afrikas als „unentwickelt“ (Undeveloped Countries). Später sagte man „unterentwickelt“, und heute spricht der Westen von den „Entwicklungsländern“ oder von den „Ländern im sozialen Umbruch“. Dabei ist zu beachten, daß diese Länder einst Kolonien waren oder es noch sind. Die Kolonialmächte haben dem Leben der einheimischen Bevölkerung ihren eigenen Stempel aufgeprägt. Im Kolonialismus herrscht das stufenmäßige Denken, das Leben wird hierarchisch geordnet. Ganz unten stehen die Eingeborenen, während sich die Kolonialherren auf der obersten Sprosse der sozialen Stufenleiter befinden. Entwicklung bedeutet Nachahmung des westlichen Vorbildes. Während ihrer Anwesenheit in Asien und Afrika haben die Kolonialmächte gezeigt, daß es in ihren Augen nur *einen* Weg der Entwicklung gibt, den Weg, den der Westen beschritten hat. Entwicklung bedeutet darum, das Wunschbild des Westens zu verwirklichen, ein Abbild des Abendlandes zu werden.

Zugleich mit den Kolonialmächten und unter ihrem Schutz kam das Christentum nach Asien und Afrika. Es ist die Religion der Herrschenden, weniger der Dienenden. Es ist die Religion der Westeuropäer. Christ werden heißt Europäer werden, zumindest Krypto-Europäer. Hier ist zu erwähnen, daß Kirche und Mission gewiß nicht immer schuldlos waren, daß es zu dieser Entwicklung kam, sondern das ihre dazu beitragen. Man denke nur an die damalige Taupraxis: die Eingeborenen bekamen in der Taufe neue europäische oder auch biblische Namen. Es ist dort häufig die Sitte, daß Eltern in den Namen ihres Kindes eine Wunschäußerung hineinlegen. Man heißt Wunsch für ein glückliches Leben. Da der Name Wijodisuhardjos für europäische Zungen unaussprechlich schien, bekam er bei der Taufe den Namen Ernst-Albert oder auch Daniel. Es kam auch oft vor in christlichen Schulen, daß europäische Lehrer den Kindern, auch wenn sie nicht getauft waren, europäische oder biblische Namen gaben. — Die westliche Kultur wurde einfach in die kolonialisierten Länder verpflanzt und auf ihr Leben übertragen. Es ist verständlich, daß einheimische Karikaturisten häufig diese Situation aufs heftigste kritisieren. Da wird z. B. ein Asiate dargestellt, der — in der tropischen Hitze schwitzend — europäische Winterkleidung trägt.

## Die soziale Umwelt

Obgleich die ausländischen Studenten aus den verschiedensten Ländern nach Europa gekommen sind, haben sie viele Gemeinsamkeiten. Sie alle kommen aus einem Kontinent, wo die Menschen noch in einer festgefügten Gemeinschaft leben, in der das Patriarchat als unausgesprochenes Gesetz erlebt und angenommen wird. Dort ist der Mensch vor allem anderen Glied dieser Gemeinschaft, außerhalb ihrer Grenzen kann er kaum oder nur schwer existieren. In dieser patriarchalischen Welt ist die Frau, besonders in den Dörfern, vor allem die Königin der Küche. Ihr Frausein wird stark von ihrer Mutterschaft geprägt, und als Mutter scheint sie mehr die Amme als die Erzieherin ihrer Kinder sein zu dürfen. Man muß sich vor Augen halten, daß in diesen Ländern noch 70 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind, wobei es nicht verwunderlich ist, daß unter dem Einfluß des Patriarchats die Mehrheit der Analphabeten aus Frauen besteht.

Wohl hat man in den dortigen Schulen teilweise schon die gemeinsame Erziehung der Geschlechter eingeführt. Doch im Alltagsleben, im persönlichen Umgang, bei Festen und Feiern bleibt es weithin bei der Geschlechtertrennung. Es gehört sich dort nicht, daß ein junger Mann bei einem gemeinsamen Spaziergang ohne weiteres ein Mädchen umarmt. Eine in diesen Ländern geschlossene Ehe ist nicht ein Bund, der nur die zwei jungen Menschen allein angeht, sondern basiert auf der Entscheidung zweier Familien, ist Sache der beiden großen Sippen.

Ein anderer Aspekt der Entwicklungsländer ist die Tatsache, daß die Technisierung, die Rationalisierung noch nicht so weit fortgeschritten ist. Das Leben ist noch nicht technisiert und sehr wenig organisiert. Die Gemeinschaft ist noch nicht in eine Gesellschaft verwandelt. Eine Decke der Jungfräulichkeit streckt sich über Land und Volk. Der Mensch ist noch unverpflichtet, noch unbefangen.

Das heißt auch, daß die Welt noch im Zeichen der Religion steht, noch nicht säkularisiert ist. Die Volksgebräuche und -sitten sind religiös bestimmt. Von der Geburt bis zum Grabe wird der Mensch begleitet vom Priester, vom religiösen Lehrer, zuweilen auch noch vom religiösen Medizinmann. Hier herrschen die großen Religionen wie der Islam, der Hinduismus, der Buddhismus, der Konfuzianismus oder der Shintoismus. Die Zahl der Christen ist sehr klein. In Japan beträgt sie z. B. nicht mehr als 0,8 Prozent der Bevölkerung, Katholiken und Protestanten zusammengerechnet, in Indonesien etwas mehr als 4 Prozent, in Indien nur 2 1/2 Prozent. Die kleinen christlichen Gemeinden liegen wie kleine versprengte Inseln im ungeheuren Meer der nichtchristlichen Welt verstreut. Die christlichen Festtage wirken deshalb im Volksleben wie Fremdkörper. Nun heißt das nicht, daß die kleine Christenschar so herrlich eng beieinanderwohnt wie Fleisch im eigenen Saft. Die einzelnen Christen leben in einer ständigen Spannung der Herausforderung. Ihre Nachbarn sind Moslems oder Hindus oder Shintoisten. Sie isolieren sich nicht von diesen Leuten, sondern besuchen sie gern und teilen das, was sie haben, mit ihnen, wenn die Nachbarn in Not geraten sind. Die Christen unterhalten ein gutes freundnachbarliches Verhältnis. Man kann im guten Sinne sagen: es gibt ein tolerantes Zusammenleben unter gegenseitiger Achtung. Es bietet sich täglich Gelegenheit, das Christentum zu bewahren in opfervollem Eintreten für den Andersgläubigen.

#### *Auch Nichtchristen besuchen die Kirche*

Nicht immer liegt die Kirche in der eigenen Stadt oder im eigenen Wohnbezirk. Es geschieht nicht selten, daß verschiedene Gemeindeglieder, selbst Nichtchristen, stundenweite Wege zurücklegen müssen, um in die Kirche zu gelangen. Ein Gemeindebezirk umfaßt oft einen Umkreis von etwa 60 km. Streckenweise gibt es wenige oder gar keine Verkehrsmittel, so daß der Kirchweg viele Kilometer weit zu Fuß zurückgelegt werden muß. Trotzdem ist der Kirchenbesuch sehr rege. 20 bis 30 Prozent der Kirchgänger sind Nichtchristen, also Gäste.

Die Gemeinden in den kolonialisierten Ländern hatten ihr Zeugnis nach zwei Seiten zu richten. Den westeuropäischen Menschen mußte gesagt werden: Obwohl wir Christen sind, sind wir noch Japaner, Inder,

Indonesier etc. Dem eigenen Volk mußten sie sagen: Obwohl wir Christen sind, sind wir keine Europäer. Das ständige Problem ist: Wie können wir Christen sein und Japaner bleiben, wie können wir Christen sein und Inder bleiben, wie können wir Christen sein und Indonesier bleiben? Wie können wir unserem Volk bezeugen, daß Christus kein Prioritätsbesitz des christlichen Abendlandes ist?

Die wenigen christlichen Ausländer, die in Deutschland studieren, sind aus Kirchen gekommen, die keine offizielle Unterstützung vom Staat empfangen haben. Staatskirchen wie in Europa sind dort unbekannt. Die ganze finanzielle Last der Kirche und Mission wird von den Gemeindegliedern selbst getragen, sei es für den Kirchenbau oder für die theologische Fakultät oder für die Pfarrerbesoldung. Es werden keine Kirchensteuern erhoben, sondern freiwillige Opfer gebracht. Wichtig ist noch zu erwähnen, daß z. B. die Kirche Indonesiens das Angebot der Regierung, die Kirche finanziell zu unterstützen, abgelehnt hat. Diese Ablehnung ist vom finanziellen Standpunkt aus paradox, denn die Junge Kirche in Indonesien ist durchaus nicht reich, sondern hat immer mit finanziellen Problemen zu ringen. Aber man ist davon überzeugt, daß staatliche finanzielle Unterstützung zur Gefahr werden könnte, daß sie das Gemeindeleben nicht aufbaut und fördert, sondern behindert.

#### *Falsche Vorstellungen auf beiden Seiten*

Nun kommen diese Ausländer nach Deutschland; das hat verschiedene Gründe. Neben der wenig ernsthaften Abenteuer-Sehnsucht, fremde Länder zu besuchen, treibt sie das Verlangen zu lernen, zu studieren. Sie kommen mit großer Hoffnung und Erwartung und zuweilen auch mit der naiv-gläubigen Vorstellung, das Land des Wirtschaftswunders sei ein Paradies und es gebe im christlichen Europa nur gute, wahre Christen. Man bewundert den deutschen Wiederaufbau und staunt darüber, wie schnell Deutschland, das 1945 völlig zerstört niederlag, in kurzer Zeit wieder zu einem modernen Land wurde mit großen Industriewerken und modernen Universitäten und Hochschulen, ein Land, das ihnen eine Fülle von Gelegenheiten zu Praktikum und Studium bietet.

Bei der Überlegung, Deutschland als Studienland zu wählen, könnte auch die Tatsache ausschlaggebend sein, daß Deutschland seit dem 1. Weltkrieg keine Kolonien mehr besitzt. Für die kolonialiserten Völker ist dieser Punkt sehr wichtig. Man hat Deutschland – insbesondere Berlin – auch gewählt, weil man hier beide Welten, dem Osten und dem Westen begegnen kann.

Wie zeigt sich Deutschland nun den Ausländern, nachdem sie angekommen sind? Die ersten Eindrücke, die sie hier empfangen, sehen so aus: Die Deutschen haben zu wenig Kenntnisse über Volk und Land in Übersee. Natürlich wissen sie, wo Hongkong oder Honolulu liegt, aber wenn man sie weiterfragt, muß man feststellen, daß die geographischen und ethnologischen Kenntnisse nur sehr begrenzt sind. Bei den Vorträgen fragt man die Ausländer: Wohnen Sie zu Hause noch auf Bäumen? Haben Sie dort Autostraßen? Oder ich denke an die zwei Studenten, die irgendwo in Deutschland spazierengingen. Plötzlich kam eine Dame, etwas korpulent, hielt vor den Zweien an, guckte mit großen Augen und platzte

mit der Frage heraus: Sind Sie Kannibalen? Die beiden Ausländer sahen sie ganz erschüttert an und antworteten ihr dann: Natürlich, wir sind Kannibalen, wir fressen Menschen, am liebsten dicke Damen! Die Dame ist natürlich eiligst weitergegangen. — Es könnte sein, daß der Dame diese Idee kam, weil in ihrem Brockhaus-Lexikon Angaben vorkommen wie „Dajak — Volksstamm in Indonesien, Menschenfresser oder Kopfjäger“, oder weil sie in ihrer Kindheit zu viele alte Missionsgeschichten von Menschenfressern gehört hat. —

#### *Viel Freiheit — wenig Gemeinschaft*

Nun leben diese jungen Ausländer hier in Europa losgelöst von ihrer festgefügten Gemeinschaft, fühlen sich frei und brauchen keine Rücksicht mehr zu nehmen auf Familien- und Sippenbindungen wie in der Heimat, wo es als Schande gälte, wenn die alten Eltern in Altersheimen leben müßten, und wo es selbstverständlich ist, daß alle Glieder einer Familie unter einem Dach zusammenwohnen und das Wort der Eltern respektiert wird. Hier in Europa bietet sich den Studenten viel Freiheit und wenig Gemeinschaft. Dieses ungebundene Leben gibt ihnen schwere Probleme auf. Sie bekommen den Eindruck, daß man hier in großer Freiheit und Verantwortungslosigkeit intime Verhältnisse anknüpfen kann, ohne feste Bindungen eingehen zu müssen. Und man kann hier sehr einsam sein. Am schlimmsten ist das Gefühl der Einsamkeit bei den Neuankömmlingen. Deswegen sind die ersten zwei Wochen für jeden Neuankömmling in Deutschland von entscheidender Bedeutung. Wenn er in eine gute Familie eingeführt werden kann, wenn er von guten Familien Hilfe erfährt, ist der Weg zum Studium in der fremden Welt geebnet. Ist jedoch niemand da, der den Neuankömmling bei seinen ersten Schritten unterstützt, so wird ihm nicht selten unmöglich gemacht, in die ungewohnten Verhältnisse hineinzufinden. Darum sind die Versuche zu begrüßen, mit den Studierenden schon vor ihrer Reise in brieflichen Kontakt zu kommen. Wie groß ist die Freude des neuen Studenten, wenn er schon am Bahnhof, auf dem Flugplatz oder im Hafen in eine gute Gemeinschaft aufgenommen wird, und wie dankbar ist er dafür. Wäre es nicht für viele christliche Akademikerfamilien eine gute Aufgabe, solchen Beistand zu leisten?

#### *Erwartungen werden enttäuscht*

Die Bezeichnung „christliches Abendland“ ist auch in den Entwicklungsländern nicht unbekannt. Der durchschnittliche Ausländer kommt mit der Vorstellung hierher, in Europa das Paradies der Christen, das eigentliche Kernland des Christentums, vorzufinden. Unbewußt kommt er mit großen Erwartungen hier an in der Hoffnung, ein christliches Alltagsleben kennenzulernen. Die Realität hilft ihm schnell, seine Illusionen zu verlieren. Das Wort „christlich“ scheint ein Modewort zu sein, ein Anstrich, ein Lippenstift. Christsein gehört hier zum guten Ton. So erfahren es viele Ausländer. Ein ausländischer Student sagte z. B.: Jedermann ist hier Christ. Jedermann wird hier getauft. Christentum ist Volkstum. Deswegen bedeutet Christsein hier nichts mehr. Es ist gleichgültig, ob man Christ oder Nichtchrist ist. Natürlich gehören Bibel und Gesangbuch ins Haus wie

eine Malerei von Rembrandt. Aber der Gast hat den Eindruck, daß es nur ein frommer Garantieschein ist. Gebraucht oder gelesen wird die Bibel selten. Andererseits gibt es auch die gewaltige Säkularisierung, wo man so weit entfernt ist von der Bibel. Ich denke an den Ausländer, der von seiner Wirtin erzählte, als ihre Tochter konfirmiert wurde. Sie kam in eine Buchhandlung, wollte ein Gesangbuch kaufen und sagte: Aber es darf nicht teuer sein, denn ich brauche es nur für einen Tag. Diese Tatsachen bedrücken und schmerzen den Gast, den christlichen Ausländer. Er hat von den europäischen Missionaren gelernt, und er ist auch überzeugt, daß uns die Bibel geschenkt ist nicht nur, damit wir zum Glauben kommen, sondern um das Alltagsleben zu meistern.

#### *Feiertage bilden ein Erlebnis*

Es ist für viele ausländische Studenten hier in Europa ein Erlebnis, wie Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten gefeiert werden, daß ganze Bezirke, ja das ganze Land sich aufmacht, um Weihnachten oder Ostern oder auch den Tag der Konfirmation zu feiern. Das kennen wir in Asien oder Afrika nicht. Weihnachten ist ein Fremdkörper im Volksleben; das Volk und die Masse kennen Advent und Weihnachten nicht. Die Advents- und Weihnachtszeit in den Jungen Kirchen unterscheidet sich nicht von anderen Zeiten. Es ist eine gewöhnliche Zeit wie sonst. Geschäftlich geht es nicht schlechter und nicht besser. Es gibt keine Kauf-Wut und noch weniger eine Weihnachtsgeschenk-Aktion. Natürlich, in den großen Städten, wo die westliche Zivilisation eingezogen ist, sieht man in den Schaufenstern der großen Kaufhäuser in Schmuck und Girlanden die Hinweise auf Weihnachten.

Hier in Europa beobachtet man, daß Weihnachten und am Totensonntag die Kirchen überfüllt sind, während sie an gewöhnlichen Sonntagen meist nicht gut besucht sind. Ist es da ein Wunder, daß ein Student aus Ceylon sagt: Der europäische Christ ist entweder ein Weihnachtschrist oder ein Totensonntagschrist. Im übrigen hat man das Gefühl, daß die Kirche nicht zum Alltag gehört. Der ausländische Gast bewundert hier in Europa die historischen und die modernen Kirchengebäude. Er bewundert die Hingabe, mit der die Christen damals solche Leistungen hervorbrachten. Er bewundert auch den modernen Kirchenbaustil, der ein genauer Ausdruck des modernen Lebens ist. Er vergleicht sie mit den einfachen, meist hölzernen Kirchen in seinem Heimatdorf. Viele Gemeinden haben gar keine eigene Kirche und halten den Gottesdienst in einfachen Wohn- oder Fabrikräumen.

#### *Mammutkirchen bedrücken den Gast*

Vielleicht bedrücken manche architektonischen Mammutkirchen den asiatischen Gast. Er fühlt sich darin verwaist und verloren. Er denkt an seine Heimatgemeinde. Wie wird dort im kleinen Kirchenraum ein Gast empfangen und in die Gemeinde eingeführt: Woher kommen Sie? Wo wohnen Sie? Darf ich Sie besuchen? Bitte setzen Sie sich doch nach vorne! — Darf ich neben Ihnen sitzen? Bitte, das ist unser Gesangbuch! — Wie anders kommt er sich vor in diesen schönen Gebäuden, in denen er sich wirklich als Ausländer fühlt. Die Menschen in der Kirche sind

so still und so ernsthaft. Er wagt nicht, diese heilige Stille zu stören. Er kann hier nicht warm werden. Ist es dann ein Wunder, daß er nicht wieder zur Kirche geht? Ihm ist die Kirche so trocken. Er findet keine Gemeinschaft. Er sieht so wenig oder gar keinen Humor, er sieht so wenig Freude in der Kirche. Er merkt so wenig von dem Christsein-Dürfen und so viel vom Christsein-Müssen.

Und die Predigt? Wegen Sprachschwierigkeiten kann der ausländische Gast nicht alles verstehen. Aber er hat trotzdem oft den Eindruck, daß sich der Prediger wenig Mühe gibt, sich so deutlich und einfach auszudrücken, daß auch der einfache Mann oder die Köchin es verstehen kann. Er erlebt so oft, daß auf der Kanzel ein theologischer Exkurs gegeben wird. Trost, den der ausländische Christ sucht, eben weil er in der Fremde lebt, bekommt er nicht. Für seinen Glauben erfährt er keine Stärkung.

Es könnte auch sein, daß sich der ausländische Christ in seiner Eigenschaft und Verantwortung als Laie hier in Deutschland nicht angesprochen fühlt. In der Kirche muß er nur dabei sein, darf nur darin sitzen und hören. Sie ist in seinen Augen zu sehr eine Ein-Mann-Kirche. Das ganze Gebäude wird getragen von einem Mann. In der Sakristei ist dieser allein, und den ganzen Gottesdienst führt er allein durch. Die Laien brauchen nur zu hören und zu glauben. Zwischen dem Pfarrer und den Laien scheint eine Kluft zu bestehen. Das Laienamt ist ein vergessenes Amt. Von einer Laienarbeit, einer Laienmobilisierung kann man nicht viel sehen.

#### *Gute Organisation, aber keine Mitarbeit*

Wie anders geht es in seiner Heimat zu. Dort besteht eine Laienkirche mit viel Arbeit für die Laien. Pfarrer und Laien arbeiten eng zusammen. Nicht selten geschieht es, daß ein Laie auch versuchen darf, das Wort im Gottesdienst zu verkündigen, vor allem dann, wenn ein Pfarrer für drei Gemeinden dasein muß. Dann passiert es, daß ein Kaufmann oder ein Schuhmacher auf der Kanzel steht. Für den Pfarrer bedeutet das durchaus nicht nur Hilfe, sondern ist mit viel intensiver Arbeit verbunden. Wochen vorher bereitet er mit seinen Laien die Predigt vor und korrigiert sie. An Weihnachten geschieht es häufig, daß der Pfarrer neben den anderen Gliedern und den Gästen der Gemeinde sitzt, während Laien den ganzen Weihnachtsgottesdienst feierlich gestalten. Eine Sonntagsschullehrerin liest das Wort, eine einfache Hausfrau spricht das Gebet, ein Arzt hält die Andacht. Zuletzt kommt vielleicht noch der Pfarrer, um ein Schlußwort oder ein Dankwort zu sagen.

Muß man sich da noch wundern, daß der ausländische Christ sich verwaist fühlt in der weithin in der abendländischen Kirche herrschenden kalten Atmosphäre? Er wird nicht leugnen, wie gut organisiert auch das Leben in der Kirche ist. Aber das eben läßt ihm keinen Spielraum für seine eigene Gestaltung, für seine Mitarbeit. Man sagt, in der europäischen Gemeinde ist der Pfarrer nicht Souffleur, nicht Regisseur, sondern Spieler, der einzige Schauspieler. Und deswegen werden die Gemeindeglieder in die Rolle der Zuschauer gedrängt. In den Jungen Kirchen ist es umgekehrt: der Pfarrer ist der Souffleur, und die Laien sind die Spieler.

Der Ausländer bewundert das Organisationstalent des einen Mannes, allerdings nicht ohne mit Schmerz festzustellen, hier besuchen wir eine Gottesdienst-Veranstaltung. Hier kann die Kirche so gut organisieren und ist so begeistert von ihren eigenen Projekten. Aber wenn sie von hoffnungsvollen Erneuerungen spricht, werden diese Erneuerungen nur von ihr selbst als hoffnungsvoll angesehen. Wenn sie begeistert ist von einer Änderung oder einer theologischen Entdeckung, dann ist sie die einzige, die unter diesen Eindruck gerät. Ein großer Teil der Kirchenchristen und erst recht das christliche Volk außerhalb der Kirchenmauern wird von den hoffnungsvollen Erneuerungen und Entdeckungen nicht berührt.

Nicht immer ist die Kritik der Ausländer ganz gerecht. Erwartungen und Enttäuschungen spiegeln sich darin ab. Die Ausländer erwarten, daß die europäischen Christen wirklich Christen sind und als Christen leben. Sie erwarten, daß man hier im Alltag nicht ein heidnisches, sondern ein christliches Leben führt, mit dem man Zeugnis ablegt für Christus. Wie schmerhaft klingt das Wort des Hindu: Ich möchte gern Christ werden, aber ich bin enttäuscht vom Leben der Christen. Es könnte nun sein, daß trotz einer gewissen Einseitigkeit dieser Betrachtungen der abendländische Christ heraushören wird: Es gibt hier eine Unruhe, eine Bewegtheit, die sich wirklich nach einer lebendigen christlichen Gemeinde sehnt. Wie wäre es, wenn das Leben der Kirche und der Christen in Europa den ausländischen Gästen gleichgültig würde? Wie wäre es, wenn keine Klagen und Anklagen mehr erhoben würden? Bedeutete das nicht, daß die christlichen Ausländer nichts mehr von der europäischen Kirche erwarten?

#### *Viele Chancen zur Hilfe*

Es wäre zu begrüßen, wenn die Ausländer den Weg in die vielen evangelischen Akademikerkreise finden würden. Viele Kümmernisse beim Zimmersuchen könnten beseitigt werden, wenn aus diesen Kreisen Hinweise kämen, oder wenn die Familien ihre Bereitschaft zum Herbergen selbst bekundeten. Gute Beziehungen, gute Freundschaft während der Studienzeit können viel zur besseren Verständigung zwischen den Völkern beitragen. Darum sollte man prüfen, ob es nicht möglich wäre, den ausländischen Gästen neben der wissenschaftlichen Ausbildung auch freundschaftliche, menschliche Begegnung zu gewähren. In den ungezwungenen, unoffiziellen, spontanen Gesprächen könnten viele Brücken zum besseren Verständnis geschlagen werden. Und die Briefe der heimgekehrten ausländischen Studenten würden stets die Freundschaft erwähnen und ihrer in Dankbarkeit gedenken.

Die Begegnung mit lebendigen Christen und christlichen Familien in Europa, die herzliche Aufnahme in den abendländischen Gemeinden und das daraus sich ergebende Gefühl der Geborgenheit gibt sowohl dem Christen als dem Hindu, dem Shintoisten oder dem Moslem nach der Rückkehr in sein Heimatland, wo er ohne Zweifel eine führende Stellung einnehmen wird, ein besseres Verständnis für die Arbeit und das Leben der Kirche und der Mission. Daß dies für die Jungen Kirchen eine Hilfe ist, braucht man nicht mehr zu erklären.

*Siem Tjen Hing*

# Das Studentenwohnheim im Goßnerhaus Berlin

1. In einer Zeit, die auf missionarischem Gebiet geprägt wird durch eine Neuordnung von Mission und Kirche, vollzieht sich die Arbeit in veränderten Bahnen. Neue Aufgaben und Probleme liegen auch vor der Goßnerschen Missionsgesellschaft. Während die Missionsarbeit heute von unserer indischen Bruderkirche selbst getragen wird, sind andere, wichtige Aufgaben an uns herangetreten. Wir dürfen unsere Schwestern und Brüder in Indien in einem Gebiet, das durch die Industrialisierung ungeheure soziale Umwälzungen erfährt, nicht allein lassen. Die Erwartung an unsere Hilfe bedeutet, unsern Beitrag zu leisten, damit unsere indischen Brüder sich selbst helfen können. So werden in Fudi und Kuthitoli nicht einfach Techniker und Landwirte ausgebildet, sondern indische Menschen in die Lage versetzt, eines Tages diese Arbeit selbst zu übernehmen.

Eine junge Kirche, die in einer Zeit und in einem Gebiet ungeheurer Umwälzungen bestehen soll — ich erinnere nur an das Wort Dr. Bergs: „... aus der Steinzeit in die Stahlzeit“ — braucht eine eigenständige, breite Führungsschicht, die sich in allen Bereichen des Lebens zurechtfindet. An der Heranbildung dieser Führungsschicht mitzuholen, ist der Goßner-Mission aufgegeben. So ist als notwendige Ergänzung der gesamten Ausbildungs- und Lehrarbeit der Goßner-Kirche — neben dem katholischen Seminar in Govindpur und dem theologischen College in Ranchi — ein „christliches College“ in Ranchi geplant. Hierfür sind qualifizierte Lehrer nötig. So werden geeignete Schwestern und Brüder eingeladen, in Deutschland zu studieren und sich auszubilden zu lassen. Dieser Aufgabe will das im Aufbau befindliche Studentenheim im Goßnerhaus in Berlin dienen.

2. Die indischen Schwestern und Brüder, die zu uns kommen, sollen hier eine gründliche Ausbildung erfahren, aber auch am Leben unserer Kirche teilnehmen, um so die Verbindung von Mutter- und Tochterkirche immer enger werden zu lassen.

Im Vordergrund ihres Aufenthaltes bei uns steht das Studium an den Universitäten und Hochschulen unserer Stadt. Es kommt dabei nicht nur darauf an, so schnell wie möglich ein Examen abzulegen oder einen akademischen Grad zu erlangen (eine für Indien wichtige Sache, aber dort auch schneller zu erreichen), sondern das Fach so zu beherrschen, daß sie selber in der Lage sind, dieses zu lehren. Bedenken wir, was es heißt, fern von der Heimat in einem Lande zu leben und zu arbeiten, das in vielen Dingen so ganz anders ist, dann wird auch verständlich, wie die Spannung von „Gründlichkeit und Zeit“ auf ihnen lastet.

Das Studentenheim im Goßnerhaus will den hier studierenden Brüdern und Schwestern nicht nur Wohnstatt, sondern auch „Zuhause“ sein. Im Zusammenleben von Technikern und Theologen, von Studenten und Mitarbeitern in einem Missionshaus möchte etwas von dem Geist lebendig werden, den Bruder Singh meinte, als er, der von seiner Familie seiner Taufe wegen verstoßen wurde, sagen konnte, daß er Bruder und Schwester verloren, aber viele Brüder und Schwestern geschenkt bekommen habe.

Der Weg der künftigen Missionsarbeit in Deutschland, der vorgezeichnet ist durch die Beschlüsse von Neu-Delhi, zielt auch auf die Überwindung des engen missionsgesellschaftlichen Denkens ab. Missionsarbeit ist ökumenische Arbeit der Kirche. Wir werden in Zukunft auch in den einzelnen Missionsgesellschaften nicht nur das eigene „Missionsfeld“, bzw. die Tochterkirche, im Auge haben dürfen, sondern wir müssen alles im Blick auf das weltweite Reich unseres HERRN in der Ökumene tun.

So soll letztlich unser Studentenheim nicht nur für die Brüder und Schwestern der Goßner-Kirche offen sein, sondern auch Brüdern und Schwestern anderer „jungster Kirchen“ bereitstehen.

Einige deutsche Studenten sollen ebenfalls bei uns aufgenommen werden.

3. Gegenwärtig beherbergt unser Studentenheim fünf indische Studenten. Zwei von ihnen studieren an der kirchlichen Hochschule in Berlin Theologie, zwei weitere an der Technischen Universität, und wir hoffen auch, daß unser jüngster indischer Bruder im Herbst dieses Jahres sein Studium an der Technischen Universität beginnen kann.

Nachfolgend möchte ich einiges über sie berichten:

Paul Singh, geboren am 17. Juli 1934 in Akraranchi, stammt aus einer hinduistischen Familie und wurde gegen den Willen seiner Familie 1952 getauft. Er kam an das theologische Seminar in Ranchi und studierte dort bis April 1956. Die Goßner-Kirche schickte ihn zum weiteren Studium an das Lutheran Theological College Gurukul in Madras, wo er im April 1959 das theologische Examen der Serampore Universität ablegte. Im Oktober 1959 kam er nach Deutschland und wohnte zuerst im Goßnerhaus Mainz-Kastel. Von dort kam er für drei Semester nach Hamburg an die Missionsakademie und die Hamburger Universität. Hier bestand er das Graecum und Hebraicum. Seit November 1961 lebt er bei uns im Missionshaus und studiert an der Kirchlichen Hochschule

In der zweiten Reihe:  
Bruder Feder mit unseren indischen Studenten im Goßner-Saal



in Berlin. Sein besonderes Interessengebiet ist das Neue Testament.

Paulus Kerketta, geboren am 14. November 1932, ist der Sohn eines christlichen Lehrers aus Simdega Staate Bihar. Schon sein Vater hatte für ihn den Beruf eines Pastors vorgesehen, erlebte aber nicht mehr die Erfüllung seines Wunsches. Paulus bestand das Abitur 1952 an der römisch-katholischen Oberschule in Simdega. Von Juni 1952 bis April 1956 studierte er am Lutheran Theological College in Ranchi und von 1956 bis 1959 mit Bruder Singh zusammen am Lutheran Theological College Gurukul in Madras, wo auch er das theologische Examen der Serampore University bestand (Bachelor of Divinity). Mit Bruder Singh kam er nach Deutschland, wohnte zuerst in Mainz-Kastel, studierte dann in Hamburg und wohnt seit November 1961 im Missionshaus in Berlin; er studiert an der Kirchlichen Hochschule, wo er im letzten Semester das Latinum erwarb. Sein besonderes Interesse gilt dem Alten Testament.

Haro Senon Horo, geboren am 3. Oktober 1936 in Govindpur, wurde 1952 an der Goßner High School in Ranchi aufgenommen. 1957 erwarb er den akademischen Grad des Bachelor of Science am Ranchi College der Bihar University. 1958 kam er nach Berlin und setzte sein Studium (Hauptfach Elektrotechnik) an der Technischen Universität fort.

Ruhaman Jay Lakra, geboren am 9. Februar 1937 in Lohardaga, studierte von 1953 bis 1957 am St. Xavier College in Ranchi und erlangte den Grad des Bachelor of Science. Mit Bruder Horo kam er nach Berlin und ist seit dem Wintersemester 1958 Student des Maschinenbaus an der Technischen Hochschule.

Parekadavil Mani Mathew, geboren am 10. Mai 1943 in Kottayam (Kerala, Südindien), kommt aus der Mar-Thoma-Kirche zu uns nach Berlin. Nach abgeschlossener Schulbildung an der Oberschule absolvierte er 1960 die Pre-University-Klasse am Church Mission Society College in Kottayam. Von 1960 bis



Mani Mathew

1961 studierte er am St. Berchmans College in Changanacherry, wo er das Pre-Professional Examination Certificate erhielt. Von 1961 bis Sommer 1962 studierte er am College of Engineering in Trivandrum. Am 26. Juni 1962 traf er in Berlin ein und hofft zum



Paul Singh

Wintersemester an der Technischen Universität immatrikuliert zu werden. Bisher gab es allerdings Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Zur Zeit lernt er am Goethe-Institut die deutsche Sprache und macht darin erfreuliche Fortschritte.

Wir erwarten in der nächsten Zeit *drei weitere indische Brüder und eine Schwester*, die von der Goßner-Kirche ausgewählt worden sind. Sie hat ein Komitee eingesetzt, das mit der Auswahl der für ein Studium in Deutschland in Frage kommenden Kandidaten beauftragt worden ist. Den Vorsitz dieses Komitees führt der Pramukh Adhyaksh der Goßner-Kirche, Rev. Joel Lakra, der als Beisitzer Dr. Junghans, Ing. W. Thiel und Pastor H. Kloss hat. In zwei Sitzungen am 18. und 19. Dezember wurde beschlossen, folgende Studenten nach Deutschland zu schicken: Jubilee Kujur, Christ Hardugan Horo, Sing Rai Kula und Kumari Minnie Lakra, die Tochter des Präsidenten Joel Lakra. Die drei Erstgenannten sollen an der Freien Universität Berlin Philologie und Geschichte und Minnie Lakra soll Medizin studieren. Erfreulich ist es, daß alle vier Kandidaten die Zulassung zum Studium an der Freien Universität Berlin für das Wintersemester 1962/63 erhalten haben. Leider werden sie, so wie die Dinge zur Zeit liegen, ihr Studium am 1. November d. J. nicht aufnehmen können, da sie bis zum Augenblick noch keine Ausreisegenehmigung aus Indien besitzen. Selbst wenn sie bis zum 1. November noch in Berlin eintreffen sollten, wird mit einer Aufnahme des Studiums nicht zu rechnen sein, da alle ausländischen Studenten, die an den Berliner Universitäten studieren wollen, vorher eine Prüfung in der deutschen Sprache ablegen müssen. Diese Prüfung setzt nicht nur Vertrautheit mit der Umgangssprache, sondern auch die Kenntnis der entsprechenden Fachterminologie voraus. Wir werden wohl kaum erwarten können, daß unsere indische Schwester und unsere indischen Brüder diesen Voraussetzungen genügen werden. Deshalb werden wir sie auf das Goethe-Institut schicken, damit sie sich dort auf diese Prüfung vorbereiten können und die Möglichkeit haben, zum Sommersemester 1963 ihr Studium aufzunehmen.

Ein Theologe, Shri Nirajan Ekka, ist außerdem für

das Studium an der Kirchlichen Hochschule in Berlin ausgewählt worden. Zu unserem Bedauern haben wir von ihm bisher noch keine Unterlagen bekommen, so daß wir die Zulassung an der Kirchlichen Hochschule nicht beantragen konnten.

So wird das Studentenheim in absehbarer Zeit auf zehn indische Einwohner angewachsen sein. Wir hoffen, noch einige deutsche Studenten bei uns aufzunehmen zu können, die im Zusammenleben mit unseren indischen Brüdern diesen, besonders den Neuangekommenen, die Eingewöhnung in unserer Stadt erleichtern können, für die aber auch dieser Kontakt fruchtbare Anregungen, Erweiterung des Horizontes und vertieftes menschliches Verständnis für die Brüder und Schwestern in der Ökumene bedeuten kann.

Unser Ziel ist ein ökumenisches Studentenheim mit etwa 25 „Bewohnern“. Natürlich ist ein derartiges Studentenheim ein „Zuschußbetrieb“. Da diese Arbeit aber mit zu unserem Auftrag gehört, hoffen wir, daß unsere Freunde uns mit Fürbitte und Opfer beistehten werden.

Günther Feder

dürften und ein Hospital errichten, wenn sie folgende Bedingungen einhielten:

1. sich nicht in Politik zu mischen,
2. niemand zu bekehren, und
3. falls die Regierung das Hospital schließen würde, das Land innerhalb eines Monats zu verlassen.

Nach vielen Überlegungen nahmen sie diese Bedingungen an, erbaten sich aber das Recht, auf ihrem Grundstück Gottesdienste halten zu dürfen. Das wurde ihnen zugeschlagen und am 10. November 1952 marschierten — im wahrsten Sinne des Wortes — 6 Missionare und 5 nepalesische Christen in das „verheilte Land“. Jetzt arbeiten dort etwa 114 Christen aus 12 Nationen, die von 17 verschiedenen Missionsgesellschaften bzw. Kirchen erhalten werden.

Nach einem Gottesdienst wurden wir von einer Ärztin, die im Missions-Hospital in Kathmandu arbeitet, eingeladen. Sie erzählte uns, daß es tiefer im Lande auch noch Missionsstationen gäbe, und als sie von unserem Plan hörte, eine größere Wanderung zu machen, schlug sie uns vor, doch nach Gorkha zu fliegen und von dort die drei-Tage-Wanderung nach Pokhara zu machen. — Wir waren gleich Feuer und Flamme und begannen mit den Vorbereitungen. Eßgeschirr und Nahrungsmittel etc. mußten gekauft werden, vom Außenminister mußten wir eine besondere Genehmigung erbitten, um andere Gegenden des Landes besuchen zu dürfen, ehe wir ins Flugzeug steigen konnten. Dieser Flug dauerte etwa eine halbe Stunde und das war gut, denn das kleine Flugzeug schaukelte ziemlich und ich bewundere noch heute den Piloten, der es fertig brachte, uns so sicher auf dem kleinen, holprigen Grasplatz aufzusetzen.

Nun aber begann der Ernst des Lebens. Wir hatten Glück und fanden bald zwei Träger, die sich mit unserem Gepäck beluden und die den Weg nach Amp Pipel wußten. Als wir fragten, in welcher Richtung das Dorf läge, zeigten sie auf einen hohen Berg und mit einem kleinen, wie mir schien, etwas schadenfrohem Lächeln, meinten sie: „Auf der anderen Seite dieses Berges.“ — Also marschierten wir in der Mittagshitze los. Bald begann der steile Aufstieg. Uns wurde ganz schön warm. Nach etwa vier Stunden, nachdem unsere Träger immer wieder: „Noch höher!“ gesagt hatten, konnten sie uns auf der gegenüberliegenden Bergseite die Missionsschule zeigen. Schon zeigten sich schwarze Wolken am Himmel und die ersten Regentropfen fielen, aber wir schafften es gerade noch rechtzeitig, unter Dach zu kommen. Sehr herzlich wurden wir von zwei Schwestern begrüßt.

## BESUCH IN NEPAL

(Fortsetzung von „Biene“ Heft 4)

### II.

Wir hatten nämlich sehr schnell herausgefunden, daß es in Kathmandu nicht nur Hindus und Buddhisten, sondern auch Christen gibt, die sich hier aus verschiedenen Kirchen und Ländern zu einer lebendigen Gemeinde zusammengefunden haben. Diese Gemeinde in diesem Lande ist eins der großen Wunder Gottes und ein Zeichen dafür, wie er zu seinen Verheißenungen steht.

Seit 1936 arbeitete eine Gruppe von Missionaren an der Indisch-Nepalesischen Grenze, immer in der Hoffnung, eines Tages in dieses „Verbotene Land“ ziehen zu dürfen. Ihre Hoffnung steigerte sich, als 1950 die Rana-Regierung gestürzt wurde und 1951 der rechtmäßige König in sein Land zurückkam, um zu regieren.

Nach vielem Hin und Her und manchen Enttäuschungen erhielten sie 1952 von der Nepalesischen Regierung die Nachricht, daß sie ins Land kommen



Sie freuten sich sehr, mal Besuch zu bekommen. Ich wurde oft in Ambgaon gefragt, wer diesen Platz im Dschangal ausgesucht hätte. Dieselbe Frage stellte ich hier, aber mit mehr Berechtigung, denn verglichen mit diesem Aufstieg ist unsere Fahrradtour eine Spazierfahrt. — Nun hörten wir die Geschichte. Das einzige Land, das man noch kaufen konnte, waren die Bergkämme. Diese wurden soweit wie möglich geebnet und dann die Häuser darauf gebaut. Ganz im Nepalesischen Stil errichtete man hier die Steinhäuser für die Schule, Klinik und Apotheke, 5-Zimmer-Übernachtungshaus für Kranke, einige Häuser für die Lehrer und ein Farmhaus für den Bauern, der hier den Leuten helfen soll, ertragreichere Farmmethoden auszuprobieren. Die Felder ziehen sich terassenförmig die Berghänge hinunter. Jedes Fleckchen Erde wird ausgenutzt und mit Fleiß bebaut. Hier von Amp Pipel aus hatten wir auch eine wundervolle Aussicht auf die majestätischen, schneedeckten Berge. Drei Tage lang genossen wir hier die Liebe und Gemeinschaft der Christen. Wir hörten viel von ihren Problemen und Schwierigkeiten und tauschten unsere Erfahrungen aus.

Am 4. Juni begann unser „trek“, wie man hier so schön sagt. Wir hatten wieder zwei Träger für unser Gepäck. Man sagte uns: „Ihr müßt versuchen, am ersten Tag bis nach Kuncho zu kommen, am zweiten bis nach Deorali und am dritten nach Pokhara.“ Das wollten wir gern versuchen. In den frühen Morgenstunden den Berg hinunter ging das Wandern herrlich. Dann marschierten wir im Flusstal weiter, überquerten den Fluss und kletterten drüber wieder einen Berg hoch und wieder hinunter und wieder über einen Fluss und dann endlich war es Zeit zur Mittagsrast. Wir kochten Reis und Gemüse und stärkten uns. Zwei Stunden Rast gestatteten wir uns. Trotzdem dauerte es eine Weile, bis wir wieder richtig in Gang kamen, aber wir schafften es doch bis Kuncho. Nur fragen Sie nicht, wie wir den letzten Berg bis zum Dorf hinaufgekrochen sind. Man dirigierte uns zu einem „Hotel“, einem Bambushaus, in dem wir uns etwas Suppe kochen konnten und unsere Träger zu essen bekamen und wir dann in der Nacht auf der Veranda schlafen durften. Obwohl wir gute zehn Stunden marschiert waren, konnten wir doch nicht gleich einschlafen. Dazu kam noch ein freundlicher Hund in der Dunkelheit und leckte Sue's Füße.

Am nächsten Morgen tranken wir nur etwas Tee und marschierten gleich weiter. Sue klagte über Muskulater und ich hatte mehrere Blasen an den Füßen. Trotzdem schafften wir auch an diesem Tage unser Pensem. Zwölf Stunden Marsch, bergauf, bergab,

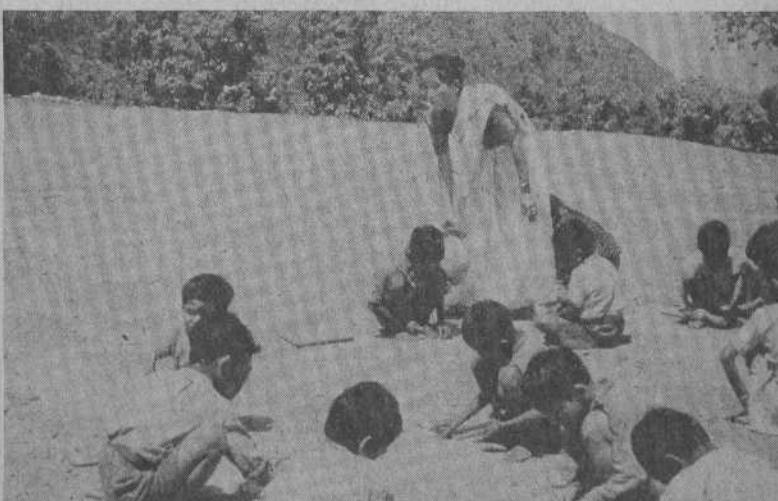
durch Flüsse waten, über Hecken klettern und am Ende des Tages am Fuße eines steilen Berges zu stehen, auf dessen Spitze malerisch das Dörflein thront, in dem man übernachten soll. Das war beinahe etwas zu viel. Wir hatten gestöhnt, als wir die 500 Stufen zu Swayambhunath hochkletterten, aber dieses hier war mindestens fünf Mal Swayambhunath. Der Berg war so steil, daß sogar die Steinstufen, die gelegt worden waren, im Zickzack hinaufführten. Zehn Minuten, nachdem wir bei freundlichen Leuten unter Dach gekommen waren, brach ein gewaltiges Gewitter los. Wie dankbar wir waren, es geschafft zu haben, können Sie sich denken.

Der dritte Tag war verhältnismäßig leicht, denn nachmittags vier Uhr kamen wir schon in Pokhara im Lepra-Hospital an. Herzlich nahmen uns die beiden englischen Schwestern auf und wir pflegten unsere wunden Füße und müden Knochen.

Hier in Pokhara trafen wir Ärzte und Schwestern, die damals bei der ersten Gruppe Christen waren, die nach Nepal kamen. Viel hatten sie zu erzählen von der Güte und Durchhilfe Gottes. Wir hörten auch von dem nepalesischen Pastor, der sechs Jahre Gefängnis bekam. Warum? Weil er sechs junge Männer getauft hatte. Auch diese Männer saßen über ein Jahr im Gefängnis. Sie sind inzwischen freigelassen worden, mußten aber eine Geldstrafe bezahlen und gingen all ihrer Erbrechte verlustig. In demselben Gefängnis saßen auch politische Gefangene, die einen Fluchtplan ausgearbeitet hatten und den Pastor überreden wollten mit ihnen zu fliehen. Er tat es aber nicht, sondern versuchte im Gegenteil, sie von der Flucht abzuhalten. Sie flohen dennoch. Aber das Verhalten des Pastors kam dem Gefängnisdirektor zu Ohren, der davon so beeindruckt war, daß er ihm innerhalb des Gefängnisses mehr Freiheit zugestand und ihm sogar erlaubte, den Gefangenen zu predigen. „Nun“, schreibt der Pastor, „habe ich im Gefängnis mehr Freiheit meinen Dienst zu tun, denn draußen.“ Wer denkt da nicht an den Apostel Paulus? Gottes Wege sind auch heute noch Wunderwege. Auch hier in Pokhara zeigte sich an einem Tage die Bergwelt in aller Schönheit. Wir sahen den Dhaulagiri, Machhapuchari, die ganze Annapurna-Kette und wie sie alle heißen.

Mit übervollem, dankbarem Herzen kehrten wir wieder nach Kathmandu und nach zwei weiteren Tagen nach Calcutta zurück. Auch in diesem kleinen Land, dem Land der Götter im Himalaya-Gebirge, mit seinen neun Millionen Menschen, ist das Wort Gottes lebendig und Gottes Geist am Werke.

Ganz herzlich grüßt Sie alle Ihre Ilse Martin



# Calcutta – Stadt des Elends

Vor *Bombay* an der Westküste des indischen Subkontinents, *Madras* an der Südostküste und *Delhi*, der Hauptstadt der Republik Indien, ist *Calcutta* die volksreichste Stadt Indiens. Sie ist der beherrschende Platz von Nordost-Indien, unweit der Grenze von Ost-Pakistan.

Da von *Calcutta* immer wieder in den Berichten unserer Brüder und Schwestern die Rede ist, weil sie dort regelmäßig zu tun haben — dort befindet sich auch das nächste deutsche Generalkonsulat — bringen wir einen Artikel der großen amerikanischen Zeitschrift „*The Christian Century*“ vom Januar dieses Jahres zum Abdruck, in welchem ein Besucher die belastenden Eindrücke schildert, die er von den schweren Lebensbedingungen der Bevölkerung und den ungelösten Problemen der Millionenstadt empfangen hat.

Die zweitgrößte Stadt des Commonwealth, *Calcutta*, ist mit schwer zu lösenden Problemen beladen. Diese ungeheure Anhäufung von Menschen entlang dem *Hoogly* (einer der Hauptarme des Ganges in seinem Delta), ist mit menschlichem Elend so getränkt, daß jede Hilfe aussichtslos scheint.

Die *Cholera* ist *Calcuttas* Feind Nummer 1. Wohl 2000 Menschen sterben jährlich an Cholera; aber sie kann mit einer alle umfassenden Impfaktion wirksam bekämpft werden. In diesem Monat beginnen 600 medizinische Assistenten die gigantische Aufgabe, sechs Millionen der Bevölkerung in und um *Calcutta* gegen Cholera, Typhus und Pocken zu impfen.

Aber dieser Großangriff gegen die Seuchen — so wie er jetzt angelaufen ist, müßte jedes Jahr wiederholt werden, bis endlich *Calcuttas* Wasserversorgung grundlegend gebessert ist. Die Hauptwasserleitungen befördern 150 Millionen Gallonen ungefilterten Wassers vom schmutzigen *Hoogly*-Fluß, während nur 88 Millionen Gallonen gefilterten Wassers für die Stadt da ist.

Es wird angenommen, daß 40000 Wasserleitungen in die Häuser an offenen Abfluß-Kanälen und Rinnen entlang führen und daß es über 40000 primitive Aborten gibt, die jeden Morgen entleert werden müssen.

Hotels warnen ihre Gäste davor, Wasser aus den Leitungshähnen unabgekocht zu trinken.

Aber das größte Problem bleibt die Überbevölkerung der Stadt; *Calcutta* hat 4 Millionen Einwohner — wer weiß die ganz genaue Zahl? — auf jeden Fall sind es mehr als 3 Millionen.

Jede Nacht schlafen über 20000 Obdachlose auf den Bürgersteigen und sonst wo. „Bürgersteig“ ist ein sehr ungenauer Ausdruck, was heißt schon „Bürgersteig“? Man findet sie überall, irgendwo und irgendwie auf Straßen und Plätzen die Nacht verbringen.

Wenn jemand „außerhalb“ schläft, gehört er gewiß in die Kategorie derer, die man mit „ohne Unterkunft“ bezeichnet. Das ist das Los von über 70 % der Bevölkerung der Stadt. Danach kommen die 30 %, wo drei Familien in einem einzigen Raum hausen;

nur 14 % der Familien sind in der glücklichen Lage, mehr als einen Raum für die Familie zu besitzen. Von 100 Familien haben nur 9 einen eigenen Abort; 70 % müssen ihn mit 10 bis 100 Familien teilen!

Die ersten beiden Fünfjahrespläne Indiens befaßten sich vor allem mit der industriellen Entwicklung und industriiellem Aufbau. Aber der jetzige dritte Fünfjahresplan hat sein Augenmerk mehr auf die Besserung der Lebensbedingungen und Hebung des Standards der Bevölkerung.

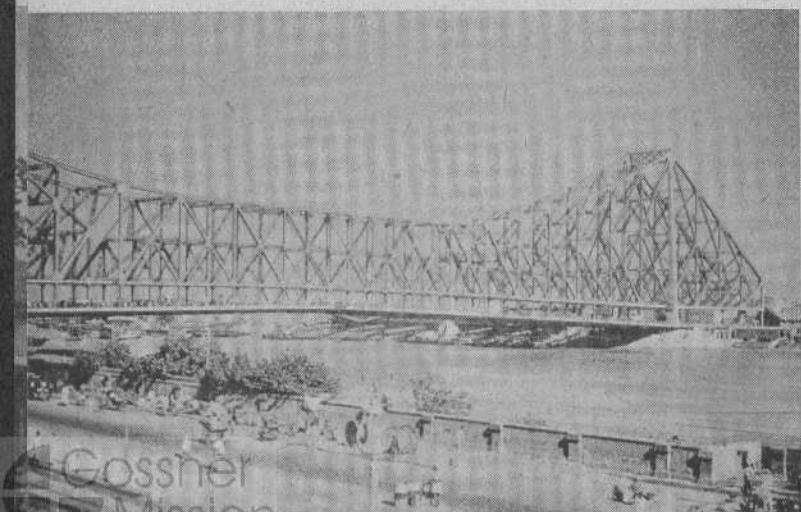
Als Teil dieses Planes und Prozesses hofft auch *Calcutta* auf eine gründliche Überholung der Lebensverhältnisse und -bedingungen in der Stadt.

Das Problem dieser ungeheuren Zusammenballung von Menschen kann eigentlich nur durch eine große Umschichtung der Bevölkerung gelöst werden, die ähnlich wäre in ihrem Ausmaß der Bevölkerungs-Umgruppierung von 1948 bis 1950, als der 3 Millionen Menschen zählende Flüchtlingsstrom Ost-Pakistan verlies und dann die Stadt überschwemmte.

Viele dieser Flüchtlinge haben sich inzwischen in der sumpfigen, brachliegenden Einöde, nördlich *Calcuttas*, angesiedelt. Dort gehen sie ihrem traditionellen Handwerk nach, z.B. der Weberei und dem Herstellen von Armmringen und Lampen. Auf diese Weise erhalten sich Tausende der Flüchtlinge vor dem Hungertode. Früher waren sie Dorfbewohner in Ost-Pakistan. Jetzt verstädtern sie mehr und mehr; sie finden in *Calcutta* Absatzgebiet für ihre Waren.

Ich besuchte eine Kolonie von 250 Familien. Die Flüchtlingshilfe für Bengal von *Ökumenischen Rat* hilft Genossenschaften einrichten, durch die sich die Hersteller von Armmringen aus Seemuscheln selbst erhalten können. Ihr einziges Kapital, das diese Flüchtlinge mitbrachten, war ihre Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit in der Herstellung und ihr sehr primitives Handwerkszeug an Sägen und Schnitzmessern. Sie kämpften lange hart, um das Notwendigste zum Leben zu erwerben.

Die große Hängebrücke über dem Hugle-Fluß in *Calcutta*



Straßenszene in *Calcutta*



Jetzt sind sie auf dem Wege zu einer Existenz einer gut organisierten genossenschaftlichen Kolonie, sie erhielten Geldanleihen und einige elektrische Ausrüstung, d.h. besseres Handwerkszeug.

Es sind mehr solcher Unternehmungen geplant für all diejenigen, die ein anderes traditionelles Handwerk ausüben.

Es ist verständlich, daß Calcutta und seine Umgebung verlangend nach unbewohnten Gebieten des indischen Landes ausschaut, z.B. im Staat Orissa, wo noch weite Gebiete bewaldeten Landes und unberührte Gebirgsgegenden liegen, wo gut  $\frac{1}{4}$  Million Menschen angesiedelt werden können.

In Calcutta und Umgebung sind die Menschen dazu verdammt, in elenden Schilf- und Bambushütten, auf Lehmboden errichtet, zu leben. Aber in der Regenzeit schwemmten die Monsunfluten einfach alles hinweg — die Leute stehen vor dem Nichts!

Dadurch wird das Chaos von Calcuttas wuchern dem Elend nur noch vergrößert, während 600 Meilen westlich reichlich unbebautes und unbewohntes Land vorhanden ist, wo diese Menschen leben und atmen und arbeiten könnten.

Keine Stadt in der Welt hat solchen Druck und Ansturm auf seine Mittel und Hilfsquellen standhalten müssen, wie Calcutta in den letzten zehn Jahren.

Eingeklemmt, eingeengt zwischen Ost-Pakistan und der Indischen Union, hat Calcutta doch dem ungeheu-

ren Schlag — den es durch die unglückselige Teilung 1947 in Hindustan und Pakistan — standhalten können, ebenso der Lawine der Flüchtlinge, der so plötzlich hereinströmenden Flut von Millionen Bauern und Landarbeitern, die durch die Licher Calcuttas angezogen werden in der Hoffnung, Arbeit und Brot zu bekommen.

Es geht ganz offensichtlich über die Kräfte der Stadt, sowohl diesen ungeheuren Strom an Menschen zurückzulenken, als auch ausreichend Unterkunft und Lebensmöglichkeit und Arbeitsgelegenheit zu geben — das ist mehr, als eine Stadt zustande bringen kann.

Die offizielle Unterstützungs-„Maschine“ ist verstopft und unwirksam durch Bürokratie und „Amtsschimmel“. Diejenigen, die anfangs eifrig dabei waren, zu handeln und zu helfen, werden immer zynischer und resignierter durch den Verzug.

Calcutta, jetzt berühmt geworden in der Geschichte als Schandfleck, ist sich dessen bewußt, daß es für Tausende von Gliedern der Republik Indien heutzutage ein „finsternes Loch“ ist.

Viele haben diese Finsternis in Calcutta Jahr um Jahr ertragen, einige ihr ganzes Leben lang.

Die Menschen Calcuttas bedürfen wirksamer Hilfe von der Menschheit von außen.

(Aus dem Englischen von Cecil Northcott, entnommen aus „The Christian Century“ Jan. 3rd, 1962)

## NEUE WEGE — OHNE MIT DER VERGANGENHEIT ZU BRECHEN

*Bischof Newbigin über Evangelisation und Weltmission*

(Paris) — Die Kirchen haben sich nach Ansicht des früheren Missionars und Beigeordneten Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, *Bischof Lesslie Newbigin*, nicht fähig gezeigt, die großen und neuen Möglichkeiten auf dem Missionsfeld zu erkennen und wahrzunehmen. Bischof Newbigin, der viele Jahre Generalsekretär des Internationalen Missionsrates war, konfrontierte als Direktor der Abteilung für Weltmission und Evangelisation die Delegierten des Zentralausschusses mit einer Reihe von Fragen, die auf die Schwächen der heutigen Missionsarbeit hinweisen.

Woran liegt es, so fragte er, daß die Kirche auf missionarischem Gebiet nur langsame Fortschritte macht? Warum sind die missionarischen Kräfte der Kirche augenscheinlich so unbeweglich, so vollständig erschöpft durch den Versuch, die erreichten Positionen zu erhalten? Wie kommt es, daß die Zahl der von Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates ausgesandten Missionare im Verhältnis zur Gesamtzahl der Missionare ständig abnimmt? Warum hat das Wort „Missionar“ heute in vielen christlichen Kreisen einen unguten Beigeschmack? Warum schließlich sagen heute unter den besten und aufgeschlossensten jungen Menschen innerhalb der Kirche so viele: „Alles und überall, aber nur kein Missionar!“?

Nach den Worten von Bischof Newbigin, der als Missionar in Indien wirkte und später Bischof der Kirche von Südinien wurde, liegt die Verantwortung dafür zum Teil bei der Mission selbst. Nur zögernd habe die Mission anerkennen wollen, daß das Zeitalter, in dem die moderne Mission ihre großen Erfolge erzielte, vorbei ist; sie habe sich an alte und überholte Auffassungen und Methoden geklammert

und eine grundsätzliche Neubesinnung nicht für notwendig gehalten.

Das Versagen der Mission, meinte Newbigin, habe freilich eine weitere Ursache. Man habe noch nicht gelernt, die praktischen Konsequenzen aus der Überzeugung zu ziehen, daß die missionarische Verantwortung ein Auftrag an das gesamte Volk Gottes ist. In dieser Hinsicht könne die Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe des Weltrates als Beispiel dienen. Man müsse sich fragen, ob nicht der Zeitpunkt gekommen sei, auf dem Gebiet der Mission ähnliche Wege zu gehen, um die Kräfte der gesamten Kirche zu mobilisieren — nicht nur für die Linderung materieller Not, sondern auch für einen missionarischen Einsatz überall da, wo sich der Evangelisation neue Möglichkeiten öffnen.

Der Ökumenische Rat hat auf dem Gebiet der Mission und der Verkündigung, wie Bischof Newbigin erklärte, die Aufgabe, das missionarische Bewußtsein seiner Mitgliedskirchen zu stärken und ihnen zu helfen, den missionarischen Auftrag in ökumenischer Perspektive zu sehen. Innerhalb dieses Rahmens habe die Abteilung für Weltmission und Evangelisation die traditionsgebundene Tätigkeit der Missionsgesellschaften und die im Ökumenischen Rat verwurzelten Aufgaben aufeinander abzustimmen. Es komme darauf an, ohne mit der Vergangenheit ganz zu brechen, den Weg in die Zukunft zu bahnen.

„Wir müssen sowohl das Überlieferte als auch das Neue im Auge behalten“, erklärte Newbigin. „Wenn wir das Neue nicht verstehen, werden die Missionen lediglich zum wirkungslosen Überbleibsel der Pietät eines vergangenen Zeitalters werden. Wenn wir andererseits die alten Formen nicht verstehen, dann machen wir unsere Pläne unter Umständen in einer Rechnung, die nicht aufgeht.“

# Aus der Arbeit

## I. Aussendungen

Es ist immer eine herzliche und tiefe Freude, wenn Menschen, bereit zum Dienst, hinausgesandt werden können, um als lebendige Beweise der Liebe der deutschen Mutterkirche der Einladung der Goßner-Kirche zu folgen und draußen mit im Dienst am Evangelium zu stehen.

a) Unsere Missionslehrerin *Hedwig Schmidt* wird am 14. Oktober in Berlin-Steglitz in der Matthäuskirche abgeordnet werden und noch im Herbst ausreisen und in Ranchi erwartet werden. Ihr Dienstauftrag ist von der Leitung noch nicht genau festgelegt worden, aber auf Grund ihrer langjährigen Erfah-

wegt, die Feier ihrer Aussendung auf den 21. Oktober in der *Jesus Christus Kirche in Berlin-Dahlem* festzusetzen. Möchten sie durch Gottes Güte mit Freuden ausziehen und im Segen an unserem Hospital im Dschungel arbeiten dürfen! Sie werden dort von unseren Geschwistern mit Sehnsucht erwartet.

d) Bruder *Dr. Junghans in Kuthitoli* wartet ebenfalls dringend auf fachlich ausgewiesene Mitarbeiter, und entsprechende Einladungen der Goßner-Kirche sind ausgesprochen wie auch Pläne und Auswahl weit vorgeschritten. Darüber hoffen wir ebenfalls das nächste Mal gute Nachrichten bringen zu können.

## II. Wiederausreisen

Ingenieur *W. Thiel* und Schwester *Maria Schatz* werden im November wieder in der Goßner-Kirche



Ingenieur Ansgar Kelber

Missionslehrerin Hedwig Schmidt

Architekt Volker Götz



rung in der Frauen- und Mädchenarbeit wird für diese Aufgaben ihre Mithilfe wertvoll sein. Besonders hofft *Hedwig Schmidt*, daß sie den Tabita-Schülerinnen in Govindpur dazu helfen kann, den *Dienst an erblindeten indischen Mädchen* aufzunehmen.

b) Das Ehepaar Ingenieur *Kelber* aus Bayern und Architekt *Götz* aus Karlsruhe werden mit *Hedwig Schmidt* am 2. Dezember das Schiff in Genua besteigen, um für drei Jahre die Arbeit am Technischen Training Zentrum in *Fudi* an der Seite von Bruder *Thiel* aufzunehmen. Die Arbeitsgemeinschaft für *DIENSTE IN ÜBERSEE* hat uns die willkommene Hilfe dieser Freunde zur Verfügung gestellt, und das Kuratorium hat dies Anerbieten mit herzlichem Dank angenommen. Auch von ihrem Dienst erwarten wir eine wesentliche Stärkung in den uns anbefohlenen Aufgaben. Die Brüder *Götz* und *Kelber* haben unter Diakon *Weissingers* Leitung acht Wochen im Goßnerhaus Mainz-Kastel am Einführungskursus für nach Übersee hinausgehende Mitarbeiter für verschiedene afrikanische und asiatische Bruderkirchen teilgenommen.

c) Für *Amgaon* als Nachfolger von *Dr. Gründler* rüstet sich zur Ausreise im Herbst die Familie *Dr. med. Rohwedder*. Da bis zur Stunde das Visum noch nicht eingetroffen ist, soll die Vorstellung dieser lieben und wichtigen Mitarbeiter in unserem Werk auf eine der nächsten Nummern der „Biene“ verschoben werden. Wir haben es gleichwohl ge-

erwartet. Beide kehren, wie wir zuversichtlich hoffen, in ihrer Gesundheit gestärkt und mit neuer Kraft in ihre Verantwortung in *Fudi* bzw. *Amgaon* zurück. Einigen Gemeinden in Süd und Nord haben sie von ihrer Arbeit berichten können, und es wurde mit herzlicher innerer Anteilnahme aufgenommen, was sie von der Freude und Schwere des Dienstes in Indien zu sagen hatten.

Bruder *Thiel* hat den überwiegenden Teil seines Deutschlandaufenthaltes dazu benutzt, um die Pläne des Technischen Instituts mit seinen nicht einfachen Problemen tatkräftig zu fördern. Wir wollen des neu beginnenden Dienstes beider draußen in herzlicher Fürbitte gedenken.

## III. Besuch Präsident Joel Lakras in Deutschland

Über den elfwöchigen Besuch Bruder *Lakras*, von dem einzelne Stationen (Berlin und Bielefeld, München und Kirchen im Osten) schon mitgeteilt sind oder in dieser Nummer berichtet werden, hat Direktor *Dr. Berg* im zweiten Rundbrief an die deutschen Mitarbeiter in der Goßner-Kirche folgendes zusammenfassend geschrieben:

„Präsident *Lakra* hat Anfang der vergangenen Woche wieder das Flugzeug bestiegen, nachdem er genau elf Wochen bei uns in Deutschland war. Er hat sich willig einem außerordentlich anstrengenden Reise-, Vortrags- und Konferenzprogramm unterworfen; dabei hatten wir den Eindruck, daß er bei der Abfahrt von Berlin und zuletzt von

Mainz-Kastel körperlich und geistig frischer war als bei seiner Ankunft. Von Ostfriesland bis nach München und Augsburg hat er zu ca. 30 Gemeinden gesprochen. Die Kirchenleitungen von Berlin-Brandenburg und Westfalen, von Bayern, Hannover und Thüringen haben ihn z. T. sehr festlich empfangen und aufmerksam über die Aufgaben und Probleme der Goßner-Kirche gehört. Daß er zuletzt noch — im Unterschied zu Bischof *Manikam* vor zwei Jahren — die Einreise nach Ostdeutschland erhielt, hat uns tief erfreut und unsere Freunde im Goßnerwerk-Ost nachhaltig gestärkt. Er hat sehr viel dazu getan, die Situation der Goßner-Kirche in Deutschland bekanntzumachen und Liebe zu ihr zu wecken. So blicken wir mit großem und ungeteilten Dank auf seinen Besuch, bei dem er sich nicht geschont hat, zurück. Möchte man auch in Ranchi seinen Dienst recht würdigen! Da eigentlich immer jemand von uns — *D. Lokies, P. Borutta, Br. Thiel, Br. Schottstädt* oder ich selbst — ihn begleitet hat, können wir unser Urteil begründet aussprechen. Auch in schwierigen Situationen hat er sich weise verhalten. Möchte es ihm an dieser Gabe jetzt auch in Ranchi nach seiner Rückkehr nicht fehlen!"

Wir wollen Gott von Herzen dankbar dafür sein, daß wir diese reiche Zeit mit unserem indischen Bruder hatten. Möchte ER den unter uns getanen Dienst segnen und ihm für die Aufgaben in der Goßner-Kirche seines Geistes Kraft schenken!

#### IV. Besuchsreisen in die Goßner-Kirche

a) Anfang November brechen Missionsinspektor *P. Seeberg* und Frau für einen dreimonatlichen Besuch unserer Bruderkirche nach Indien auf, bevor sie dann ihren Dienst im Goßnerhaus zu Berlin beginnen.

Diese Reise ist finanziert durch einen langjährigen Freund unserer Arbeit, der dafür hält, daß die Arbeit im Missionsdienst für jemand, der ihn neu beginnt, um so wirksamer und gesegneter sei, je mehr er gleich von Beginn an eine persönliche Kenntnis von der Situation in Übersee besitzt. So wird sich der große Freundeskreis der Goßner-Arbeit von Herzen darüber freuen, daß unsere jungen Mitarbeiter diese reiche Zeit vor Übernahme ihrer Verantwortung erhalten. Möchten ihnen gute Erfahrungen und eine lebendige Begegnung mit der Goßner-Kirche zuteil werden sowie eine herzliche Aufnahme durch unsere indischen Freunde und nicht zuletzt unsere Geschwister im Goßner-Gebiet draußen!

b) Wenige Tage vor dem Ehepaar Seeberg wird unser *Diakon Weissinger*-Mainz/Kastel eine Reise nach Jordanien, Pakistan, Nepal und Indien antreten. Er besucht draußen Mitarbeiter der Arbeitsgemeinschaft „Dienste in Übersee“, wird aber, bevor er Mitte Januar 1963 in Deutschland zurückzusein gedacht, vier bis fünf Wochen Zeit zum Besuch der Goßner-Kirche haben. Da er alle unsere Mitarbeiter kennt und ihnen teilweise persönlich nahestehst, freuen wir uns für sie alle der Möglichkeit des

Austausches mit Br. *Weissinger* ganz besonders. Auch ihm erbitten wir, daß „Gott ihn behüte auf allen seinen Wegen“ und sein Besuch gesegnet sei.

#### V. Dienst in der Heimat (West)

Durch die Anwesenheit von Pastor Lakra, Ingenieur Thiel und Schwester Maria Schatz war es möglich, vielen Gemeinden im Norden und Süden unseres Landes ein lebendiges Bild von der Arbeit der Goßner-Kirche in Indien zu geben. Für diese reiche Gelegenheit waren wir sehr dankbar.

Kirchenrat Lokies und Dr. Berg denken mit großer Freude an den Goßnertag Anfang August in Riepe (Ostfriesland) zurück. In zahlreichen Gemeinden konnte im Anschluß an diesen Tag von der Goßner-Arbeit berichtet werden. Auch Bruder Feder aus dem Goßnerhaus und unsere indischen Studenten, die für die Ferien freundlich nach Ostfriesland eingeladen waren, nahmen an diesem Dienst teil.

Pfarrer Berg besuchte erstmalig Mitte September die Gemeinden in *Lippe* und konnte in Gottesdiensten und auf Gemeindeabenden vor Oberschulen sowie auf der Lippischen Missionsvertreter-Tagung die Arbeit der Goßner-Mission und ihre gegenwärtigen Aufgaben darstellen.

Nochmals ein bewegender Tag war es, als uns die schmerzliche Nachricht erreichte, daß Frau Landessuperintendent *Elster* *beimgegangen* war. Unter großer Anteilnahme wurde sie am 11. September in Riepe zu Grabe getragen. Frau Pastor Lokies und unser indischer Theologiestudent Paul Singh aus dem Goßnerhaus konnten die dankbare Verbundenheit mit Mutter Elster inmitten der großen Trauergemeinde bezeugen. Pastor Borutta hatte in Loga, Pastor Janssen in Riepe die von Ewigkeitshoffnung erfüllte Feier gehalten. Gott halte das Andenken von Vater und Mutter Elster und ihren treuen Dienst, gerade auch für die Goßner-Mission unter uns lebendig!

\*

#### VI. Aus dem Goßner-Werk Ost

##### 1. Präsident der Goßner-Kirche besuchte die DDR

Der Präsident der evangelisch-lutherischen Goßner-Kirche in Indien, Präsident *Joel Lakra*, weilte vom 15. bis 20 September zu einem Besuch in der Deutschen Demokratischen Republik, um einen direkten Kontakt mit den evangelischen Kirchen in der DDR zu gewinnen und die Lutherstätten zu besichtigen. Er war Guest der Goßner-Mission in der DDR, deren Leiter, *Pastor Schottstädt*, ihn zu diesem ersten offiziellen Besuch eines Repräsentanten der seit langem selbständigen indischen Goßner-Kirche in der DDR eingeladen hatte. *Pastor Lakra* nahm am 16. September in Forst an einem Kreiskirchentag teil, wo er ein Grußwort an die zahlreiche Gemeinde richtete und in einer großen Versammlung der Kindergottesdienste sprach, war am Nachmittag des gleichen Tages in Müncheberg bei der Einsegnung einer Gruppe von Lektoren durch *Generalsuperintendent D. Jacob* zugegen, wobei sich Gelegenheit zu ausführlichen Gesprächen mit dem Generalsuperintendenten sowie mit

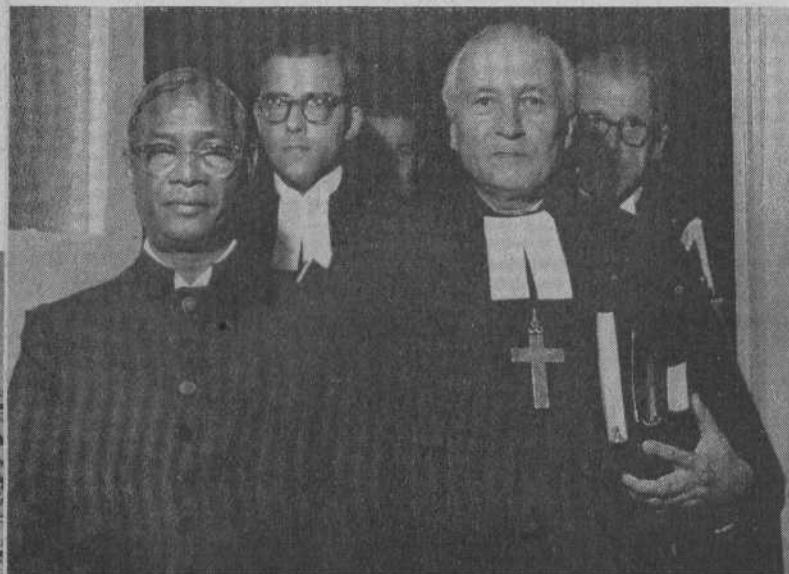
Superintendent *Stachat* (Müncheberg), den Lektoren und mehreren Kirchenältesten bot, und sprach am Abend auf einem gut besuchten Gemeindeabend in *Buckow* (Märkische Schweiz). Am 17. September wurde der indische Gast vom *Staatssekretär* für Kirchenfragen *Seigewasser* zu einem Gespräch *empfangen*, das in freundlicher Atmosphäre verlief, und hatte Begegnungen mit Männern der Kirche in Berlin.

Der Besuch der *Lutherstätten in Wittenberg*, die den Gast außerordentlich interessierten und beeindruckten, war ebenfalls mit zahlreichen Begegnungen verbunden. So war Präsident *Lakra* u. a. Gast des Wittenberger *Propstes D. Staemmler*. Auf der Weiterfahrt nach Erfurt wurde die Nationale Gedenkstätte *Buchenwald* besucht. In *Erfurt* empfing *Propst Dr. Verwiebe* den Gast, der dort auch auf einem stark besuchten Gemeindeabend sprach. Letzte Station der Reise war *Eisenach*, wo außer der Besichtigung der Wartburg und kirchlicher Stätten ein *Empfang bei Landesbischof D. Mitzenheim* auf dem Programm stand.

Präsident *Lakra*, der von der Neuendettelsauer Weltmissionstagung des Lutherischen Weltbundes kam, äußerte in einem Gespräch mit dem „Evangelischen Nachrichtendienst Ost“ seine Freude über die Einladung und den Aufenthalt in der DDR, der es ihm ermögliche, in der ganzen Welt bekannte Stätten des Lebens und Wirkens Martin Luthers zu sehen, mit den Kirchen im Mutterland der Reformation in unmittelbare Berührung und Beziehung zu kommen und einen persönlichen Eindruck von der gesellschaftlichen Entwicklung in der DDR zu gewinnen. Er sprach sich anerkennend über die Arbeit der Goßner-Mission in der DDR und ihre Mittlerrolle bei der Herstellung ökumenischer Verbindungen zwischen den beiderseitigen Kirchen im Geiste eines guten partnerschaftlichen Verhältnisses aus, die er als wertvoll und wünschenswert bezeichnete, und äußerte die Hoffnung, daß die Zukunft Möglichkeiten bieten möge, diese Kontakte weiter zu vertiefen.

(aus dem *Evangelischen Nachrichtendienst Ost*)

Rev. *Lakra* mit Generalsuperintendent *D. Jacob*, Cottbus, dem Vorsitzenden des Kuratoriums für das Goßner-Werk Ost



## 2. Reise P. Schottstädt nach Dänemark

Kurz vor Redaktionsschluß erhielten wir im Goßner-Haus zu unserer Freude die Nachricht, daß der Leiter des Goßner-Werks-Ost, unser Bruder *Schottstädt*, eine *Einladung nach Dänemark* empfing und Anfang Oktober wahrnehmen konnte.

Er nahm dort an der großen *Europäischen Kirchenkonferenz in Nyborg* vom 2. bis 5. Oktober 1962 teil und besuchte daran anschließend den *Nordisch-deutschen Kirchenkonvent* in Aarhus, auf dessen Tagung er auch zu einem Vortrag gebeten wurde.

## VII. Tagung der Abteilung für Weltmission des Lutherischen Weltbundes in Neuendettelsau (Bayern) vom 29. August bis 5. September unter Leitung von Bischof D. Mayer-Lübeck

Für die Goßner-Kirche und die Goßner-Mission konnten Präsident *Lakra*, Ingenieur *Thiel* und Kirchenrat *Berg* an dieser inhaltsreichen Konferenz mit ihrer weltweiten Thematik teilnehmen und die Goßner-Arbeit vertreten.

Es ist leider ganz unmöglich, in der „Biene“ über die Vorträge, die Aussprachen und das brüderliche Beisammensein in dem geistlichen Zentrum für die Arbeit von Mission, Theologie und Diakonie der bayrischen Kirche zu berichten. Der Generalsekretär des Ökumenischen Rats, *Prof. D. Dr. Visser't Hooft* aus Genf, hielt einen tiefgehenden Vortrag über den Synkretismus (Religionsvermischung). *Oberkirchenrat Schnell*-Hannover stellte die Grundlage und Praxis der Missionsarbeit der römisch-katholischen Kirche umfassend dar. Über die Unionsbemühungen auf evangelischer Seite in Südindien und Tanganyika gab es sehr lehrreiche Vorträge durch kundige Brüder von den verschiedensten Gesichtspunkten her.

Unsere Freunde sollen jedenfalls wissen, daß auch unser Goßner-Werk bei den großen Fragen der Weltmission in ihrer ökumenischen Weite miteinbezogen ist in das brüderliche Gespräch und lebendigen Anteil nimmt im Empfangen und Geben und Austausch der Erfahrungen.

## VIII. 2. Vorbereitungskurs für „Dienste in Übersee“ in Mainz-Kastel

Unter der vielfältigen Arbeit des Goßnerhauses am Rhein ist in aller Kürze aber besonders zu erwähnen, daß im Juli/August der 2. Kurs der *Arbeitsgemeinschaft DIENSTE IN ÜBERSEE* stattfand, den wiederum *Diakon Weissinger* leitete. Er nahm in Ablauf und Gestaltung einen ähnlichen Verlauf wie der erste (vgl. „Biene“ 1962, Nr. 2) und war doch wieder besonders geprägt durch die Teilnehmer, die sich für den Dienst in Tanganyika und Neu Guinea, Abessinien und Jordanien und andere Gebiete vorbereiteten. Es ist schön, daß wir seitens der Goßner-Mission weit über unsern Bereich hier einen wichtigen Dienst tun können, da nur einer von den die acht Wochen in Kastel Teilnehmenden sich für die Mitarbeit in der Goßner-Kirche rüstete.

Der nächst 3. Kursus ist für Februar/März 1963 geplant und wird voraussichtlich wieder mit 18—20 Besuchern voll belegt sein. Wir hoffen, darüber wieder ausführlicher berichten zu können.

Bg.

## Empfang des Präsidenten der Goßner-Kirche Pastor Joel Lakra durch den Landeskirchenrat in München

Am 11. September 1962 wurde Pastor *Joel Lakra*, in Begleitung von Kirchenrat *D. Lokies* und Ingenieur *Werner Thiel*, dem Direktor des technischen Zentrums in Fudi/Indien, von dem Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, *D. Dietzelbinger*, in einer Vollversammlung des Landeskirchenrats empfangen. Der Evang. Pressedienst hatte eine Fernsehaufnahme vorbereitet, die diese erstmalige herzliche und überaus eindrucksvolle Begegnung zwischen der jungen indischen Kirche und der lutherischen Kirche in Bayern, der Heimat Goßner's, im Bilde festhielt.

Nach der Begrüßung durch den Landesbischof sprach Präsident *Joel Lakra* den Dank seiner indischen Kirche für die Hilfe und Fürbitte der bayerischen Gemeinden aus; er dankte aber im besonderen für das große Geschenk, das die Goßner-Kirche aus Bayern empfangen habe: nämlich Goßner, den Begründer der Goßner-Mission, selbst.

Daran schloß sich eine dreistündige Beratung an, in der zunächst Pastor *Joel Lakra* über die Geschichte der Goßner-Kirche in Indien berichtete: von der Zeit der alten Missionare angefangen bis zu ihrer Verselbständigung am Ende des ersten Weltkrieges. In einer Notsituation ohnegleichen, umworben von der anglikanischen und römisch-katholischen Kirche, habe sie sich für selbstständig erklärt, um ihr lutherisches Bekenntnis hindurchzutreten.

Auf die Frage, wie er sich zu den kirchlichen Unionsbestrebungen insbesondere in Süddindien stelle, gab Präsident *Joel Lakra* die Antwort, daß er zwischen „Cooperation“ und „Unio“ unterscheide. Er hielte auf Grund seiner eigenen Erfahrungen eine Cooperation (Zusammenarbeit) mit Kirchen eines anderen Bekennisses für dringend notwendig; eine echte Union sei aber nach seiner Meinung nur auf einer gemeinsamen Bekenntnisgrundlage möglich.

Bei dem abschließenden Bericht mit Frage und Antwort ging es dann um die Missions- und Schularbeit der Goßner-Kirche. *P. Joel Lakra* schilderte aus eigener Erfahrung die Leiden und Freuden der nur mit



indischen Missionaren durchgeführten Pionier-Mission im Staate Madya-Pradesh.

Zum Schluß wies er auf die drei Centren der kirchlichen Zusammenarbeit hin, die mit der dankenswerten Hilfe der Aktion BROT FÜR DIE WELT errichtet werden: Fudi, Kuthitoli und Amgaon.

An dieser Stelle sprach er im besonderen *OKR Riedel*, der an der Sitzung teilnahm, den Dank der Goßner-Kirche aus. Pastor *Lakra* schloß seine Ausführungen mit einer kurzen Erläuterung des sogenannten Fünf-Jahres-Planes der Goßner-Kirche, durch den mit Hilfe von Kirche zu Kirche aus Deutschland die verfallenen kirchlichen Gebäude wiederhergestellt und dringend erforderliche Neubauten durchgeführt werden sollen.

Aus dem ausführlichen Gespräch erwuchs vor den Augen der Teilnehmer das Bild einer sehr armen, aber von der Verantwortung für ihre Selbstständigkeit tief durchdrungenen Jungen Kirche, der — das Gespräch abschließend — Landesbischof *D. Dietzelbinger* die herzliche Anteilnahme der bayerischen Landeskirche zusprach.

Ingenieur *Werner Thiel* diente nicht nur als Dolmetscher, sondern griff auch in das fruchtbare Gespräch mit Erläuterungen und eigenen Hinweisen ein.

Nach dem Empfang trat der Landeskirchen-Rat noch zu einer kurzen Sitzung zusammen und bewilligte für die Goßner-Kirche eine Beihilfe von DM 10 000,—, die für ihren Fünf-Jahres-Plan verwendet werden soll.

*Lokies*

## Bücher für den Weihnachtstisch

Freunde der Goßnerarbeit stellen immer wieder die Frage nach geeigneten Büchern für Geschenk-Zwecke: Über die Missionsarbeit, über Indien ganz besonders. Im Blick auf das nahende Weihnachtsfest einige kurze empfehlende Hinweise:

1. *Der sprechende Pflug*. Horst Erdmann-Verlag, Herrenalb, 421 S. — Leinen — DM 18,60.

Diese Erzählungen, die von jungen Autoren der verschiedenen indischen Sprachgebiete ins Deutsche übertragen wurden, geben einen ungemein lebendigen Einblick in indisches Leben und Denken und bringen uns die Menschen des Landes näher. Es finden sich darin Geschichten, die sich durchaus zum Vorlesen eignen. Wir verschenken das Buch gern.

2. *Hallo, Sabib!*. Goldmann-Verlag München, 125 S., Brosch. — DM 2,20.

Immer wieder freut man sich auch dieses — ebenfalls nicht von christlicher Sicht geschriebene — Büchlein mit seinen knappen, höchst lehrreichen Ausschnitten aus dem Leben des großen Subkontinents Indiens. Wer die Vielfältigkeit des Landes wenigstens erleben möchte, greife nach diesem fesselnd geschriebenen Büchlein!

3. Georg Vicedom, „*Ein Volk begegnet Gott*“. MBK-Verlag Salzuflen, 184 S., Pappband — DM 9,80.

Ein ergreifender Bericht darüber, wie die Bergstämme der Insel Formosa in unseren Tagen für das Evangelium aufgeschlossen werden. Einzelne Gestalten dieser Christus-Bewegung treten vor uns hin. Gott ist am Werk, auch heute, das ist die große Stärkung, mit der man dies Buch unseres Missionswissenschaftlers aus der Hand legt, um es von Zeit zu Zeit wieder zur Hand zu nehmen.

4. „Männer der Evangelischen Kirche“. Lettner-Verlag Berlin. 272 S. mit 128 Fotos, DM 24,—.

Dieser eindrückliche Festband zum 60. Geburtstag des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche geht uns in besonderer Weise an, weil Präs. D. Scharf seit kurzem das Kuratorium der Goßner-Mission leitet. So sollten sich viele Freunde unserer Arbeit dies Buch schenken lassen, das einen seltenen Durchblick durch unsere Kirche gibt, weil 128 bekannte Männer an ihm mitgewirkt haben; übrigens auch Kirchenrat Lokies, Direktor Dr. Berg und Pastor Symanowski.

Wer diese oder andere Bücher bei der Goßner-Buchhandlung in Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 bestellt, erweist unserer Arbeit einen besonderen Dienst.

## Missionsbasar

zum Besten eines Heimes für blinde und verkrüppelte Mädchen in Indien.

Wie in all' den vergangenen Jahren so soll auch in der Adventszeit dieses Jahres (8. Dezember) in unserem Berliner Goßnerhaus ein Missionsbasar veranstaltet werden.

Der Ertrag des Missionsverkaufs kommt einem Heim für blinde und verkrüppelte Mädchen zugute, das Schwester *Hedwig Schmidt* im Auftrage der Goßner-Kirche in Indien aufzubauen soll. Obwohl Schwester *Hedwig* bereits auf eine Dienstzeit von 24 Jahren in der Goßner-Kirche zurückblickt, hat sie sich bereiterklärt, wieder nach Indien hinauszugehen, um diesen Sonderauftrag zu erfüllen.

Unser Missionsbasar findet in diesem Jahr unter besonders ungünstigen Umständen statt. Wir sind durch die „Mauer“ und durch die Zonengrenze von den uns befreundeten Gemeinden im Osten völlig abgeschnitten. Darum sind wir diesmal mehr denn je auf die Hilfe unserer Freundenkreise in Westdeutschland angewiesen. Es war auch schon im vergangenen Jahre so, daß wir nur mit Hilfe der

5. BROT FÜR DIE WELT – Dokumente. Herausgegeben von Christian Berg. Lettner-Verlag, Berlin. — Leinen, 256 S., DM 9,80.

Bevor Dr. Berg seinen Dienst in der Goßner-Mission übernahm, stellte er gleichsam als Abschiedsgabe an das Diakonische Werk, in dem er 16 Jahre mitgearbeitet hat, diesen Band zusammen. BROT FÜR DIE WELT hat auch für die Goßner-Kirche schon viel bedeutet. Es ist sehr lehrreich, Ursprung und Arbeitsweise wie auch Spannweite dieser Arbeit zu erkennen, durch welche die Evangelische Christenheit Deutschlands an den ökumenischen Aufgaben heute beteiligt ist.

Lebensmittel- und Geldspenden, die wir von ihnen erhalten, unseren Basar durchführen konnten. So möchten wir mit dem herzlichsten Dank für die bisherige Hilfe die Bitte verbinden, uns auch in diesem Jahr nicht im Stich zu lassen.

Da wir den Missionsverkauf schon zu Beginn der Adventszeit durchzuführen gedenken, wären wir für Zusendung der uns zugesuchten Spenden bis zum 30. November an das Goßnerhaus in Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20, dankbar. Lebensmittel können auch noch bis zum 5. Dezember geschickt werden.

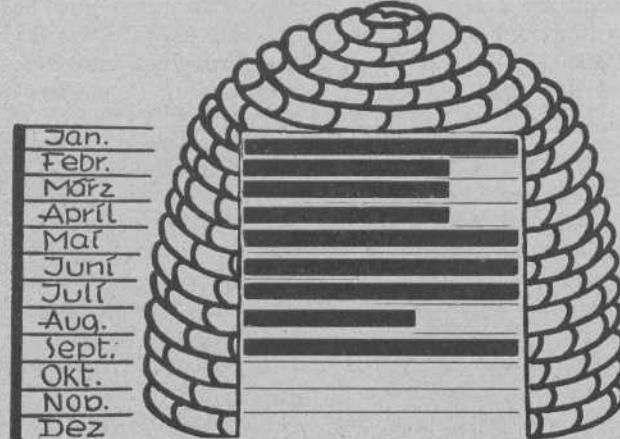
*Gebraucht werden vor allem:*

Handarbeiten jeder Art, kleine kunstgewerbliche und Gebrauchsgegenstände, moderne Glas- und Porzellanwaren, Bild, Spielzeug, Bücher usw.

besonders aber auch Lebensmittel (Dauerwaren). Soweit Büchsen gespendet werden, bitten wir, den Inhalt für den Verkauf deutlich zu machen.

*Elisabeth Lokies*

Wir haben vielen treuen Freunden für ihre Opfergaben sehr herzlich zu danken. Gott segne sie alle, die des Dienstes für die Ausbreitung seines Reiches gedacht haben! Aber es bleibt mehr zu tun.



## Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. Sept. 1962	
betrugen . . . . .	225000,00 DM
sie beträgt . . . . .	<u>206121,02 DM</u>
Wir haben zu wenig	
gesammelt . . . . .	<u>18878,98 DM</u>

## Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19/20 oder Wiesbaden-Kastel, General-Mudra-Str. 1–3 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin 41; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft, Wiesbaden-Kastel

# Gossner-Missionenblatt



Berlin, Dezember 1962

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Nr. 6

## ER IST UNSER FRIEDE

### EIN MONAT HEISSEN KRIEG IN INDIEN

Als gerade die letzte Nummer der „Biene“ ausgedruckt war, wurden wir von der Nachricht erschreckt, daß sich die Grenze zwischen den beiden Giganten Asiens, zwischen China und Indien, am 20. Oktober im Kriegsbrand entzündet hat. Noch wie geblendet von der grellen Stichflamme der Kubä-Krise, mußte die Welt erfahren, daß aus dem schwelenden Glimmen *im Himalaya loderndes Feuer* geworden sei, das zur Zeit zum Stillstand gekommen ist, aber offenbar weiter schwelt.

Nicht nur unsere innere Anteilnahme, unser bittendes Flehen zu Gott als dem Herrn der Völker sollte alle Menschen umschließen, die in Not und Tod gestürzt werden: *ER schenke den Frieden gnädig zurück* und halte ein mit seinem Gericht!

*Wir gedenken* besonders unserer indischen Gossner-Kirche, ihres Volkes, seiner Regierung; und unserer Brüder und Schwestern im Dienst. Das tägliche Leben wird sehr viel schwerer geworden sein. Gott helfe ihnen, die Last zu tragen! In solcher Zeit leuchtet hell und tröstlich das apostolische Bekenntnis, das in Gottes Weihnachts-Tat seinen Grund hat: ER ist unser Friede (Eph. 2, 14)

### TELEGRAMM DES ÖKUMENISCHEN RATS AN DEN INDISCHEN CHRISTENRAT

„In dieser kritischen Stunde für das Leben und den Geist Indiens, das in einem Kampf um die Verteidigung seiner nationalen Sicherheit steht, möchten die Amtsträger des Ökumenischen Rats die Kirchen und die Christen Indiens ihrer tiefen Anteilnahme versichern und ihre Hoffnung auf eine gerechte und friedliche Regelung bekunden.“

Das Telegramm ist unterzeichnet vom Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden des Zentralausschusses, Dr. Franklin Clark Fry und Dr. Ernest Payne, sowie von Generalsekretär Dr. Visser't Hooft.

\* \* \*

### APPELL DER KOMMISSION FÜR INTERNATIONALE ANGELEGENHEITEN DES ÖKUMENISCHEN RATS DURCH IHREN VORSITZENDEN, SIR KENNETH GRUBB UND DIREKTOR DR. O. FREDERICK NOLDE AN DIE WELTOFFENTLICHKEIT UND DIE REGIERUNGEN:

„Damit der Gerechtigkeit gedient und ein erweiterter Konflikt verhindert werden möge, appellieren wir an die Weltöffentlichkeit und die Regierungen, sich dafür einzusetzen, daß sich die chinesischen Truppen auf die Positionen, die sie vor der kürzlich intensivierten militärischen Aktion innehatten, zurückziehen, und daß baldmöglichst Verhandlungen angebahnt werden oder ein unparteiischer Schiedsspruch zur friedlichen Beilegung des Grenzkonfliktes angenommen wird. Die Verfolgung territorialer Ansprüche durch aggressive militärische Eingriffe statt durch Methoden friedlicher Regelung muß verurteilt werden.“

# GOTTES WEIHNACHTLICHE TAT

Luk. 1, 78 „Durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe“

Alles, was uns Weihnachten bewegt und erfüllt, hat seinen Grund in Gottes *Weihnachts-Tat*, der Sendung seines Sohnes voller Gnade und Wahrheit.

Je älter wir werden, um so mehr sollen wir darüber staunen, daß all der Trubel und Betrieb, wie er offenbar in den vorweihnachtlichen Wochen unrettbar unser Los geworden ist, dem Kind in der Krippe selbst nichts anhaben kann. Es scheint sogar ein wenig zu lächeln über das Bemühen von uns Menschen, unsere ach so wichtige aber meist doch so nützige Sache mit Weihnachts-Lametta in Szene zu setzen. Wenn wir merken, daß wir Kinder eines Geschlechtes sind, das hin- und hergerissen ist zwischen der Sehnsucht nach friedevoller Geborgenheit, wie sie diese Wochen in Kindertagen ausstrahlten, und der skeptischen Erfahrung vieles Wissender, die nicht mehr berührt werden vom Glanz der Advents- und Weihnachtszeit, dann könnten wir still, demütig und schlicht zu fragen und zu hören bereit sein, welches denn die starken, großen und tragenden Elemente des Christfestes sind, die immer noch zu entdecken sind trotz des bald 2000jährigen Wustes von Tradition und menschlicher Machtergreifung, die diesem göttlichen Fest widerfahren ist. Gott selber – das ist die entscheidende Erkenntnis – hat seiner Menschheit dies Fest bereitet. Bevor es unser menschliches Fest wurde und dazu gemacht ist, war es sein Fest. ER offenbart sich, *ER besucht uns aus der Höhe*, ER bricht Dunkel und Schweigen, ER erfüllt die Sehnsucht der Welt und die Hoffnung der Frommen; es ist seine seltsame und geheimnisvolle, gewiß überraschbare, aber seine wunderbare Geschichte, die sich da begibt. Die Engel können nur singen, die Hirten nur anbeten, laufen und erzählen, die Weisen sich aufmachen, weil Gott einen neuen Anfang mit seiner Menschheit gesetzt hat. Wenn noch heute Leute, von denen man es kaum glauben sollte, an Weihnachten in Bewegung geraten, so darum, weil Gott jene große Bewegung auf uns zu gemacht hat.

\* \* \*

Die Weihnachtsgeschichte ereignet sich menschlich in dürftigen sozialen Verhältnissen. *Die Armut* blickt überall hindurch. Politisch ist die Besetzung des Landes, in dem das Geschehen erfolgt, mit seiner nationalen Ohnmacht und wirtschaftlichen Not der dunkle Hintergrund. Der Schatten, vielmehr der ebenso angstvolle wie brutale Eingriff eines um die Erhaltung seiner Macht zitternden Herrschers liegt über dem allen. Das unserer Generation so wohlbekannte Flüchtlingschicksal mit allem, was es in sich beschließt, trifft den Gottgesandten und seine Familie. Kurzum: Hier ist menschlich gesehen nicht Herrlichkeit, Licht, Glanz und strahlende Macht; sondern notvolle Mühe, heimliche Flucht, Sorge am Morgen und am Abend, ein wahrhaftig bitterer Beginn, der wie ein Vorzeichen ist des bitteren, furchtbaren Endes, das dem auf unsere Erde Gekommenen von uns Menschen bereitet werden wird.

Geschieht das alles wohl darum so abseits, drunten und armselig, damit sich an Weihnachten jeder gemeint wissen darf, wie tief und dunkel auch sein Weg ist? Gott hat seinen Besuch aus der Höhe so geschehen lassen, damit nie das Mißverständnis aufkomme, ER wolle den Glanz der oberen Zehntausend noch heller machen und ziehe sich zurück von den Elendsquartieren und Notunterkünften; seine Sache müsse kapitulieren vor Stacheldrähten, Gefängniszellen und Flüchtlingslagern. Gott bestätigt nicht den Menschen auf der von ihm erreichten Höhe. *ER sendet vielmehr sein Licht in die Dunkelheit*. Nur, wenn wir das nicht vergessen, verstehen wir die Universalität der Geburt von Bethlehem und dürfen dann von Herzen froh sein, daß auch wir in diese Gottesgeschichte von nie erlösender Leuchtkraft einbezogen sind, weil auch wir – vielleicht wider allen Augenschein – zu den Bedrängten gehören, die Gott aus der Höhe in seiner Barmherzigkeit besucht hat.

\* \* \*

In diesen weihnachtlichen Tagen ergreift es die Menschen unwiderstehlich nach Geborgenheit und Nähe vertrauter Menschen. Die Vereinsamung wird noch furchtbarer als sonst empfunden. Die Unnatur der Trennung in unserem Vaterland, der ganze Jammer der deutschen Gegenwart überkommt uns in diesen Wochen mit doppelter Gewalt.

Das muß daher röhren, daß eine Seite dieses Festes die Menschen ergreift, welche wahrhaftig zu seinem zentralen Inhalt gehört. *Gott hat Frieden geschlossen* mit der Menschheit, obwohl sie die bleibt, die sie ist. ER hat sein Unterpfand dafür gegeben. Er hat unzertrennliche Gemeinschaft gestiftet. „Gott mit uns“ und „Gott für uns“, das ist und bleibt im tiefsten Sinn wahr – wie übermütig und anmaßend der Mensch diese großen Rufe auch für sich in Anspruch genommen hat, wenn er seine sehr irdischen Ziele religiös zu verklären versucht hat. *Gott ist für uns* – das ist der Friede, das öffnet die Heimat, das begründet die Gemeinschaft. Es ist keine Sehnsucht nur, daß seit der Nacht von Bethlehem der Himmel offen steht und der Mensch weiß, wie verschüttet und ahnungsweise dies Wissen auch sein mag, daß er „nach Hause“ kommen darf. Dichtung und Poesie, Lieder und weihnachtliches Brauchtum sind gerade von diesem weihnachtlichen Element angefüllt. Und wo die christliche Botschaft je erklingen ist, wird man es wohl nie ganz vergessen können, daß der Friede Gottes, der nie einfach gleichzusetzen ist mit unseren Friedenskongressen, Weltfriedensbewegungen und Friedenskampagnen, sehr wirklich als Gottes Weihnachtsgabe inmitten menschlicher Zerrissenheit und Entzweiung empfangen werden kann. So gewiß wir durch solche Gabe gedrängt werden, Frieden zu machen und für den Frieden unter den Menschen und Völkern zu wirken. Wenn es wahr ist, daß die Mission schon bei den Hirten der Geburtsnacht begann – „sie breiteten das Wort aus“ (Lukas 2, 15) – dann mußten und müssen die christlichen Missionare aller Zeiten recht eigentlich die *Friedens-Boten* schlechthin sein.

\* \* \*

Ein Letztes: Zum Weihnachtsfest gehört Freude, *große Freude* – wie die Engel singen. Seit der Stunde von Bethlehem als des Besuchs der Barmherzigkeit unseres Gottes aus der Höhe muß es nicht mehr eine todtraurige Hoffnungslosigkeit geben. Gott hat sich uns verbunden – das ist der Grund der Freude. Davor jubelt es in unseren Liedern und Chorälen, Kantaten und Oratorien – in keinem Volk vielleicht so wie in dem deutscher Zunge. Darin sind wir reich. Gott hat sich durch sein Kind der Welt verbunden – das ist der letzte Grund der Hoffnung für sie, wie finster und wahnwitzig und amokläuferisch sie es auch zu ihrer Zeit immer wieder treiben mag. „*Nach Christi Geburt*“ – das ist nicht nur eine praktische

Zeiteinteilung und Terminsetzung, an der sich große und kleine, dumme und ernsthafte Antichristen gestoßen haben und wogegen sie Sturm gelaufen sind. Es will für uns Christen bedeuten, daß wir nicht, je älter wir werden, auf unsere Lebenstage als einen nur zufälligen, je länger desto mehr in ihrem Sinn von tiefem Zweifel zerfressenen Taumelgang zu blicken brauchen. *Wir haben eine Hoffnung* und Anteil an der „großen Freude, die allem Volk“, also auch der verstreuten Goßner-Familie von Deutschland bis in das von Kriegslärm und Kriegsangst erfüllte Indien, wirklich widerfahren soll.

Darum Preis der Barmherzigkeit Gottes, der uns aus der Höhe seiner Ewigkeit besucht hat! Bg.

## DROHENDE HUNGERSNOT IN BIHAR

Zu den ernsten Nachrichten über Krieg und Flüchtlingsbewegungen in der indischen Provinz Assam kommt eine weitere bedrohliche Mitteilung, die uns Ende November erreichte.

Nachdem schon Dr. Junghans vor Wochen die Sorge der Staatsregierung von Bihar angekündigt hatte, schreibt jetzt Kirchenpräsident *J. Lakra*:

Die Reisfelder sind vertrocknet; der Regen ist weithin ausgeblieben. Die Regierung, besten Willens zu helfen, wird wegen der kriegerischen Verwicklungen nur begrenzt in der Lage sein, der dro-

henden Hungersnot entgegenzuwirken.

Bereiten Sie Hilfe vor, wenn es Ihnen möglich ist. Die Not wird im Frühjahr des kommenden Jahres ihren Höhepunkt erreichen. Das Gebiet der Goßner-Gemeinden ist besonders betroffen. Weit-hin sind nur ein Drittel der bescheidenen normalen Reisernte eingebracht worden.

Der Hunger steht vor der Tür.

Werden wir Kraft und Liebe haben, mit besonderer und erhöhter Opferbereitschaft zu antworten?

## Ein Visum für Indien – schwierig!

Wir wollen versuchen, weil es wirklich dringlich scheint, diese seit Jahren in zunehmendem Maße schwieriger gewordene Frage einmal offen zu erörtern: Sie betrifft nicht nur unseren Dienst für die Goßnerkirche; und auch nicht einmal nur unsere anderen deutschen Gesellschaften, die Leipziger, die Breklumer und die Basler Mission; sondern ebenso auch die skandinavischen und amerikanischen Kirchen. Nur, wer aus Ländern des britischen Commonwealth (England, Canada, Australien etc.) eine Arbeitserlaubnis in Indien begeht, kann bis jetzt ohne hinderliche Barrieren einreisen. So haben die christlichen Sendboten dieser Länder noch ein Privileg, das ihrem Dienst für die indische Christenheit und mit ihr zugute kommt.

Wir sind im Goßnerhaus bisweilen geneigt, hierin ein Kardinal-Problem unserer ganzen Indienarbeit zu sehen. Das werden unsere Freunde sicher gut verstehen, weil ja einer Ausbildung Monate, ja oft Jahre der Vorbereitung und Zurüstung, der Planungen und Verhandlungen vorausgehen müssen. Soll man sie ernsthaft betreiben, wenn im entscheidenden Augenblick der Abordnung – eine Ablehnung des Visums erfolgen kann? So lädt dieser Beitrag auf unsre Freunde ein wenig von der Sorgenlast ab, die wir in der Leitung zu tragen haben, damit sie sie mit auf sich nehmen, wie es Christen zu tun pflegen.

Aber wir müssen die ganze Frage in größeren Zusammenhängen sehen; und werden auch wohl mehrere Schichten für die Gründe entdecken, die ein Visum für Indien nicht mehr eine Selbstverständlichkeit sein läßt.

### 1.

Wir dürfen uns zunächst nicht wundern, daß am heutigen Ende der Kolonialzeit, in der der weiße Mann die größten Gebiete Asiens und Afrikas beherrschte, *das allgemeine* und also eben auch die Regierungsstellen der einzelnen Länder bestimmende *Empfinden* herrscht: Wir können uns ohne die Weißen regieren und *unsere Verhältnisse ohne sie* ordnen. Lassen wir jeden Europäer und Amerikaner unbesehen in unser Land, laufen wir Gefahr, daß unsere eben mühsam und oft nach langen Kämpfen errungene Selbständigkeit unter der Hand wieder verloren geht, weil jene Leute kraft ihrer Fähigkeiten oder auch ihres Geldes zu viel Macht und Einfluß gewinnen.

Dies Gefühl unbestimmter Sorge gegenüber den Weißen geht durch ganz Asien und Afrika. Die Ge-

währung einer Arbeitserlaubnis für sie auf längere Zeit ist also keine Selbstverständlichkeit mehr. Auch die Missionen trifft diese Erschwerung. Sie bezahlen darin mit für das, was die Epoche der Kolonialzeit an tiefer Empfindlichkeit und an Vorbehalten gegen die Weißen schlechthin hinterlassen hat. Es umgibt sie der Geruch, daß sie — grundsätzlich und bis zum Erweis des Gegenteils — nach Einfluß, Bereicherung, Macht und Herrschaft ausschauen, wenn sie kommen. Und ob der Vertreter der Religion des weißen Mannes — der Missionar — davon frei ist, wie er es sein sollte, das ist in jenen Ländern offenbar nicht ganz gewiß. Er wird pauschal auch auf der Seite der Weißen gesehen. Wem dürfte das wundern!

Dabei ist im Fall *Indien* das geschilderte Empfinden gar nicht einmal extrem ausgeprägt. Im Gegen teil, man begegnet so gut wie *keinem Fremdenhaß*. Gewiß ist sehr viel Reserve vorhanden, die im Verborgenen wirksam sein mag. Aber Indien ist stolz darauf, für ganz Asien vorbildlich eine funktionierende Demokratie zu sein, in der die Menschenrechte in Geltung sind und niemand wegen seines Glaubens, seiner Rasse und Hautfarbe oder seiner Kastenzugehörigkeit benachteiligt werden darf. Gewiß, Ghandi hat Großbritannien in Jahrzehnte dauernden Kämpfen die Selbständigkeit des Landes abringen müssen; aber in Indien weiß man, daß man der britischen Herrschaft auch unendlich viel — in Verwaltung und Erziehung, Verkehrswesen und Gesundheitsfürsorge etc. — zu verdanken hat.

Nein, in Indien müssen es *andere Gründe* sein, die die Gewährung eines Visums für längeren Aufenthalt und Mitarbeit im Land zu einer Kostbarkeit machen.

## 2.

Indien ist ein Land mit vielen *Millionen Arbeitslosen*; ihre genaue Zahl kennt niemand, wenn man vollends die teilweise arbeitslosen Menschen mit in Anschlag bringt. Es gibt zahllose, die nur „beschäftigt“ sind und nicht genug verdienen, um eine auch nur bescheidene Existenz für sich und ihre Familie sichern können. Wenn man etwa nach 16stündigem Flug, von Europa kommend, den Flugplatz Kalkutta stadtwärts verlassen hat — eine der großen europäischen Zeitungen mit ihren vielen Seiten von Personal-Inseraten noch in der Tasche! — dann ist man tief betroffen davon, sehr rasch zu erkennen, daß Aber tausende von Menschen keine oder keine ausreichende Arbeit haben. Und in den ländlichen Bezirken ist das Bild, wohl ein wenig verdeckter, das gleiche.

Wie verständlich ist es angesichts dieser nicht rasch zu beseitigenden Lage, daß jede für diese Fragen zuständige behördliche Stelle strikt angewiesen ist, für keine ausländische Kraft eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis nebst Visum zu befürworten oder zu gewähren, wenn gleichwertige und befähigte indische Arbeiter zur Verfügung stehen! Das Land muß sich verpflichtet fühlen, auch den letzten Bürger in Arbeit und Verdienst zu bringen; kein Ausländer darf

einen Platz einnehmen, den ein Inder gleicherweise einnehmen könnte. Man muß gerechterweise zugeben, daß jede vernünftige Regierung der Welt in gleicher Lage dies Prinzip unerbittlich durchzusetzen bemüht sein würde. Wo aber eine Arbeitsgenehmigung für Fachkräfte und Spezialisten erbeten wird, die das Land noch nicht in ausreichender Zahl und Qualifizierung besitzt, soll diese gegeben werden. Sie sind sogar willkommen und erwünscht, damit sie lernwilligen Indern ihre Kenntnisse und Fähigkeiten übermitteln und sie instandsetzen, industrielle, technische und landwirtschaftliche Unternehmungen nach modernen Erfordernissen selber betreiben können.

## 3.

Aus einer ganz anderen Schicht aber entstammen Gründe gegen die Gewährung eines Visums, die bei der echt demokratischen Grundhaltung Indiens kaum zu verstehen sind.

Wider das klare Prinzip der Glaubensfreiheit versuchen reaktionäre hinduistische Kreise, die auch in anderen Fragen (z. B. Bodenreform, Kastenproblem) in Opposition zur fortschrittlichen Politik der Regierung stehen, das weitere Wachstum der Christenheit zu hindern und dafür auch die staatliche Maßnahme der Visums-Verweigerung in Anspruch zu nehmen. Hier mag sogar noch die Hoffnung mitspielen, daß es gelingen könnte, den Hinduismus als Staatsreligion durchzusetzen — so wie in den Nachbarländern Burma und Ceylon in den letzten Jahren der Buddhismus zur öffentlich gültigen, vom Staat privilegierten Religion erhoben wurde.

Deshalb die Parole jener Kreise, christlichen Missionaren möglichst kein Visum zu gewähren oder nur in scharf begrenzter Zahl! Die indische Christenheit (ca. 10 Millionen) soll ohne ihre Hilfe und Mitarbeit sehen, wie sie fertig wird. Sie soll sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen. Auf medizinischem und schulischen Gebiet mag man einige unerlässliche personelle und finanzielle Hilfe zulassen; aber für Missionare im alten Sinn und Verständnis des Wortes soll das Land verschlossen bleiben.

Die Bundesregierung unter Ministerpräsident Nehru ist diesen in einigen Bundesstaaten besonders starken Tendenzen gegenüber zunächst vor allem die Wächterin der demokratischen Verfassung des Landes, welche die Religionsfreiheit gewährleistet und der Einführung einer Staatsreligion widersteht. In ihren Äußerungen wie auch ihrem Verhalten ist deutlich zu erkennen, daß sie diese Aufgabe wahrzunehmen gewillt ist. So erreichte uns vor wenigen Wochen die Nachricht von folgendem bemerkenswerten Urteil in Neu-Delhi, wo völlig korrekt entsprechend der Verfassung Indiens entschieden wurde:

Als Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte religiöser und sprachlicher Minderheiten verurteilte der Oberste Gerichtshof Indiens das Vorgehen der Behörden im Bundesstaat Gujarat gegen eine von

den Presbyterianern geleitete Lehrerbildungsanstalt. Die Behörden hatten das Recht beansprucht, 80 Prozent der Studienplätze zu besetzen. Der Schulleitung war angedroht worden, daß ihr bei Nichtbefolgung die Anerkennung und die Subventionen des Staates entzogen würden.

Daß es gleichwohl in der praktischen Frage der Gewährung von Visa nicht selten zu Kompromissen zwischen ihr und einzelnen Bundesstaaten kommt, ist bedauerlich, aber wohl schwer zu vermeiden. Hier liegt jedenfalls ein neuralgischer Punkt in der ganzen Frage.

#### 4.

Über eines muß man sich bei der ganzen Frage freilich wundern. Bisher ist nicht bekannt geworden, daß die *christlichen Kirchen Indiens* bei ihrer Regierung klar *ihrem Recht* Anerkennung durch entsprechende Vorstellungen verschafft haben, unter ihrer Leitung Mitarbeiter von ausländischen christlichen Kirchen einladen zu dürfen, wen sie für notwendig erachten. Hier scheint es bis zur Stunde an der wünschenswerten und klaren Initiative gefehlt zu haben. Bekanntlich nimmt die indische Regierung für sich selbst das Recht in Anspruch, ausländische Mitarbeiter ins Land zu rufen für solche Zweige der Verwaltung und Wirtschaft, in denen die Zahl und Eignung der indischen Fachkräfte nicht ausreicht. Was nun für die indische Wirtschaft und Verwaltung recht ist, sollte für die selbständigen indischen Kirchen billig sein. In dem Maße, wie diese als autonome und anerkannte Körperschaften der Republik Indien auf der Grundlage ökumenischer Partnerschaft Christen aus anderen Kirchen zur Erfüllung besonderer Aufgaben als Mitarbeiter einzuladen wünschen, dürften eigentlich keine gesetzlichen Hinderungen entgegenstehen. Von daher müßte eigentlich eine be-

friedigende Lösung des komplizierten Problems erhofft werden können. Zu den Kirchen Indiens sollte ohne Schwierigkeiten kommen dürfen, wer auf dem Boden ökumenischer Zusammenarbeit die volle Selbständigkeit der indischen Bruderkirchen zu respektieren, ja zu stärken bereit ist.

#### 5.

Denn das Ganze hat noch eine letzte Seite. *Indien* bedarf und *erbittet vielfältige Hilfe*, nicht nur in der Krisenzeiten der letzten Wochen. Es erhält sie auch in hohem Maße, obwohl es sie in noch stärkerer Weise wünscht, um das Tempo seiner Entwicklung zu beschleunigen zu können. Kann man solche Hilfe von befreundeten Ländern und Staaten fortgesetzt erwarten, wenn deren freie Organisationen — wozu auch die Kirchen gehören — bei ihrer Bemühung um ergänzende Hilfe auf freiwilliger Basis durch Entscheidung befähigter und arbeitsfreudiger Menschen Schwierigkeiten erfahren, lange warten müssen oder gar abgelehnt werden? Sogar, wenn es sich gar nicht um Theologen handelt, sondern Fachleute der verschiedensten Berufe betrifft, die freilich ihr Kommen nach Indien als christlichen Auftrag verstehen, aber einen Dienst zu tun bereit sind, der die noch unbekannten Nöte des Landes überwinden hilft? Wir stellen diese Fragen, weil Indiens Haltung der deutschen Öffentlichkeit notwendigerweise inkonsequent erscheinen muß und eine *Abkühlung* des bestehenden freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Ländern sehr zu bedauern wäre.

\* \* \*

Wir sähen gern, wenn es in absehbarer Zeit nicht mehr heißen muß: Visum für Indien schwierig! Die Frage bedarf einer besseren Lösung, als sie heute besteht. Sie ist *zur Stunde unbefriedigend.* *Berg*

## Ein Besuch in Ranchi

In diesen Wochen bis Weihnachten hoffen wir, daß unsere nach Indien ausgereisten Brüder und Schwestern trotz aller dort gewiß entstandenen Reiseschwierigkeiten wohlbehalten in der Goßner-Kirche angekommen sein werden. Wir sind gewiß, daß ihnen ein freudiger Empfang zuteil wird.

Der nachstehende Bericht erinnert uns sehr lebendig daran, mit welcher Herzlichkeit und in welchen Formen unsere Bruderkirche ihre Gäste willkommen heißt. Er erzählt von dem Besuch des jetzigen Vorsitzenden unseres Kuratoriums, Herrn Präs. D. Scharf, der vor Jahresfrist für wenige Tage nach Ranchi kommen konnte.

Wir kamen übermüdet an. Unser Flugzeug hatte in Benares fünf Stunden Verspätung gehabt; an ein Übernachten in Kalkutta war nicht mehr zu denken gewesen. Aber der Empfang in *Ranchi* war herzlicher als alles, was wir in Indien sonst erlebt hatten, und das machte uns wieder munter. Um einen bekränzten Ehrenbogen stand eine Gemeinde von Männern,

Frauen und vor allem Kindern. Die Studenten des Theologischen Seminars sangen — begleitet von indischen Instrumenten — geistliche Volkslieder: fremdartige Melodien mit unendlichen Wiederholungen, aber auch für europäische Ohren seltsam faszinierend. Frauen traten auf uns zu, tauchten Zweige in Wasser und besprenkten uns damit. Dann kamen andere und wuschen uns die Hände und trockneten sie. Schließlich legten Kinder uns Kränze aus gelben Blüten um den Hals — offensichtlich hatte die Blütenpracht aller Gärten ringsum dran glauben müssen, jedenfalls nahmen die Kränze kein Ende, und die Blüten reichten uns schließlich bis zu den Ohren.

Während der feierlichen Begrüßungsworte krabbelten dann unzählige kleine Ameisen aus den Kränzen unter unsre Kragen und sorgten für einen weiteren roten Kranz auf unseren Hälsen; aber das tat der Feierlichkeit keinen Abbruch. Rev. *Joel Lakra*, der

Präsident der Goßnerkirche, hieß vor allem *Präses Scharf* als einen Gast und Boten aus der Mutterkirche in Deutschland willkommen. Während des ganzen Besuches wurde deutlich, wie sehr den Goßner-Christen bei aller richtigen Betonung der Selbständigkeit daran liegt, daß das Band der Liebe und des Vertrauens, das die Goßnerkirche mit dem Missionshaus in der Berliner Handjerystraße und mit der Christenheit in Deutschland verbindet, nicht abreißt, sondern daß die Verbindung eher noch zunimmt. Am Ende der Begrüßung sangen wir alle gemeinsam: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Bei *Pastor Kloss* und seiner Frau erwartete uns ein deutsches Frühstück. Welche Wohltat nach dem Essen in indischen Hotels! Später hatten wir gerade Zeit für ein Bad, dann lud uns *Ingenieur Thiel* in seinen VW-Bus und fuhr mit uns meilenweit quer durch den Dschangal – eine abenteuerliche Fahrt. Bei Sonnenschein fährt man in einer dichten Staubwolke, bei Regen könnte man garnicht fahren, weil man im Schlamm stecken bleiben würde. Zweimal ging es durch Flüsse; in dem einen lag ein umgestürzter Lastwagen: kein allzu erheiternder Anblick.

In *Fudi* besichtigten wir das Projekt der technischen Schule, die dort mitten im Grünen errichtet wird. In fünf Hallen sollen indische Jungs – darunter vor allem auch Nichtchristen – an Werkzeugmaschinen ausgebildet werden. In dieser Arbeit wird etwas davon sichtbar werden, daß es den Christen nicht um „Bekehrungsobjekte“ geht, sondern um den Menschen und seine Zukunft. Jeder, der diese Schule besucht, wird einmal einen Arbeitsplatz bekommen und nicht zu hungern brauchen. Natürlich werden dann viele Nichtchristen fragen: warum tut ihr das? Und dann werden indische Christen oder deutsche Mitarbeiter der Goßnerkirche ihnen von dem erzählen, der das Licht der Welt ist und der auf die Erde gekommen ist um unsretwillen.

Weiter ging die Fahrt nach *Govindpur*. Dort ist mitten im Dschangal eine weitere theologische Schule und ein Mädcheninternat. *Daisy Hemrom*, die Leiterin, begrüßt uns in fließendem Deutsch. Sie ist in Salzuflen ausgebildet worden. Auch hier werden wir wieder mit dem feierlichen Zeremoniell (und den Ameisen in den Blütenkränzen) willkommen geheißen und köstlich bewirtet. Die Tabithaschule ist in einer alten Missionsstation untergebracht. Alle Gebäude sind dem Einstürzen nahe. Das kann die tüchtige Daisy nicht ändern. Aber keine deutsche Schule könnte sauberer sein.

Wir radebrechen im Hof mit den Lehrerinnen – zwei oder drei von ihnen sind in Deutschland gewesen. Plötzlich tönt aus dem Garten schallendes Gelächter. Ich trete an ein Fenster: *Dr. Lüpsen* aus Bethel will einige Schülerinnen für den „Sonntagsspiegel“ fotografieren. Um alles richtig ins Bild zu bekommen, macht er all die wunderlichen Verrenkungen eines Fotografen aus Leidenschaft, und drei oder mehr Fotoapparate schaukeln um ihn herum. „Kultische Tänze“ dieser Art sieht man in Govindpur nicht alle Tage. Als ich die lachenden Mädchenge-

sichter im „Sonntagsspiegel“ wiederfand, dachte ich: das Beste fehlt.

Abends sanken wir in Ranchi totmüde in unsere Betten, nicht ohne vorher die Ermahnung in uns aufgenommen zu haben, am nächsten Tage auch ja pünktlich um 9 Uhr beim Ehrenbogen anzutreten; der Gottesdienst begäne wegen des Erntedankfestes mit einer Prozession. Um 9 Uhr standen *Präses Scharf* und ich am Ehrenbogen, um 9.15 Uhr kamen die deutschen Mitarbeiter mit ihren Familien und die Dozenten der theologischen Schule, um 9.30 Uhr traten die Gemeindeglieder in kleinen Gruppchen und dann plötzlich in immer größeren Scharen ein. Man nimmt es in Ranchi mit der Pünktlichkeit nicht so genau – auch nicht beim Arbeitsschluß. Wir fanden es etwas beunruhigend, daß kaum einer der Mitarbeiter der Goßnermission die mittägliche Ruhepause einzuhalten schien. Es soll vorkommen, daß sie das Mittagessen „vergessen“, weil es zu viel zu tun gibt. Viel mehr Helfer würden dort gebraucht. Lohnen würde es sich sicher, wenn sich weitere Mitarbeiter fänden. Von den 3000 Christen Ranchis kommen an diesem Sonntag über 2000 zur Kirche. Die Kirche faßt nur etwas über 1000 Menschen, wenn man die Seitengänge und den Mittelgang auch besetzt. Man stelle sich vor, in Berlin versuchten am kommenden Sonntag zwei Drittel aller Kirchensteuerzahler in einen Gottesdienst zu kommen!

Ob es in Ranchi so bleiben wird, wenn dort Kino und Fernsehen ihren Einzug halten? Die verantwortlichen Leute sehen dies Problem und überlegen bereits, was man tun muß, damit das gottesdienstliche Leben und die Gemeinschaft der Christen das Zentrum bleibt. Während wir zur Kirche zogen und von allen Seiten neue Scharen hinzukamen – viele mit Reisschüsseln oder -körben auf dem Kopf wegen des Erntedankfestes – sangen wir Choräle. Zuerst wieder: Lobe den Herren. Die Melodie war so eben noch zu erkennen. Sie begannen ganz hoch oben und sanken während der ersten Strophe „in den tiefen Keller“. Beim zweiten Vers stimmte ein Vorsänger dann wieder viel zu hoch an. So wiederholte es sich bei jedem Vers und jedem Lied: Nun komm der Heiden Heiland; Wie soll ich dich empfangen; Wir pflügen und wir streuen.

Die ersten Missionare müssen nahezu das ganze Gesangbuch übersetzt haben, und die Goßnerchristen lieben diese Choräle über alles.

Ob sich eines Tages ein indischer Komponist findet, der ihnen indische Melodien dazu schafft? Die indische Musik singen sie so richtig, wie wir sie falsch singen würden.

Die Gemeinde schniefe und hustete übrigens während der Predigt ganz so wie eine deutsche Gemeinde am 2. Advent. 24 Grad im Schatten sind eben doch für einen echten Goßnerchristen ein bißchen wenig.

Wir verstanden kein Wort von der Predigt über den „reichen Kornbauern“; aber es war schön, unter der andächtig zuhörenden Schar der Gemeindeglieder zu sitzen.

Abends feierten wir bei Herrn und Frau *Pfarrer*

*Kloss* Advent. Einige deutsche Techniker und zwei deutsche Touristen, die mit einem VW-Bus von Frankfurt nach Ceylon unterwegs waren, kamen dazu. *Präses Scharf* hielt eine Andacht. Dann sangen wir beim Kerzenschein Adventslieder.

*O Heiland reiß die Himmel auf,  
herab, herab vom Himmel lauf.  
Reiß ab vom Himmel Tor und Tür,  
reiß ab, wo Schloß und Riegel für.*

Es ist nun fast ein Jahr her, seit wir uns allzu kurzen Besuch in Ranchi machen konnten, und doch ist es, als ob es gestern gewesen wäre. In weit über 50 Gemeindevorträgen über die Indienreise habe ich immer wieder von den Goßnerchristen in Ranchi berichtet, die mit uns im Dienste des Einen Herrn stehen. Gott hat „ein Reich angefangen soweit die Welt ist“, und zu diesem Reich gehören wir in Ranchi, in Berlin und überall auf Erden, wo es Christen gibt.

F. Schlingensiepen-Berlin

## Landeskirchlicher Missionsrat in Hannover gebildet

### Enges Zusammenwirken zwischen Kirche und Mission angestrebt

Durch eine Rechtsverordnung ist jetzt im Bereich der hannoverschen Landeskirche ein Landeskirchlicher Missionsrat gebildet worden, durch den die Zusammenarbeit zwischen der hannoverschen Landeskirche und den in ihrem Bereich tätigen Missionsgesellschaften gestärkt werden soll. Die Bildung dieses Landeskirchlichen Missionsrats geht auf die Tatsache zurück, daß auf der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi im Herbst 1961 die Integration von Internationalem Missionsrat und Ökumenischem Rat der Kirchen vollzogen worden ist. Bei der Bildung des Missionsrates sind die Anregungen berücksichtigt worden, welche die hannoversche Landessynode für die Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Mission gegeben hat. Mit der Bildung des Missionsrats ist die landeskirchliche Kammer für Äußere Mission, die im Februar d. J. eingerichtet worden war, hinfällig geworden.

Zum Arbeitsbereich des Landeskirchlichen Missionsrats gehört die Behandlung aller grundsätzlichen und aller wichtigen praktischen Fragen, die das Verhältnis der Landeskirche und der in ihrem Bereich tätigen Missionsgesellschaften zueinander betreffen. Der Missionsrat hält zu diesem Zweck Verbindung mit den zuständigen verfassungsmäßigen Organen der Landeskirche und mit den Leitungen der Missionsgesellschaften. Im Bereich der hannoverschen Landeskirche sind vor allem die Hermannsburger Mission, die Leipziger Mission, die *Goßnersche Mission* und die Hildesheimer Blindenmission tätig.

Insbesondere fallen dem Landeskirchlichen Missionsrat folgende Aufgaben zu: Informationen über die Außenarbeit der Missionsgesellschaften und über die Gesamtlage der Weltmission zu sammeln und weiterzugeben; den Missionswillen und das Missionsopter in den Gemeinden zu stärken und alle zur Mitarbeit willigen und geeigneten Kräfte zu koordinieren; die Mitarbeit der Geistlichen und sonstigen kirchlichen Amtsträger in der Äußeren Mission zu fördern; Richtlinien für die Gestaltung der Ausbildungsstätten und -pläne der beteiligten Missionsgesellschaften aufzustellen; Richtlinien für die Beteiligung der Landeskirche an den Prüfungen der Missionskandidaten zu erarbeiten; Vorschläge für die Beteiligung der Landeskirche bei der Gewinnung von Lehrkräften für die Ausbildung von Missionaren vorzulegen; Vorschläge für die Ordination der Missionare und für die Entsiedlung sonstiger Missionskräfte durch die Landeskirche zu machen.

Die Rechtsverordnung regelt weiter die Durchfüh-

lung der Aufgaben in Zusammenarbeit mit dem Landeskirchenamt und bestimmt die Zusammensetzung des Missionsrats, der aus je einem Vertreter des Ständigen Ausschusses der Landessynode und des Landeskirchenamtes, einem Landessuperintendenten, je zwei Vertretern der im Bereich der Landeskirche tätigen Missionsgesellschaften und drei weiteren Gliedern der Landeskirche bestehen soll. In der Regel soll der Missionsrat unter Leitung des Landesbischofs tagen.

## Großzügiges Programm für christliche Literatur

Bethel, 13. Oktober. Um mehr christliche Zeitschriften und Literatur in den überseeischen Ländern verbreiten zu können, soll ein Fond in Höhe von acht Millionen Mark von den Kirchen bereitgestellt werden. Dies empfahlen die Vertreter von evangelischen Missionsgesellschaften und anderen interessierten Kreisen, die auf Einladung der Abteilung für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen vom 8. bis 12. Oktober in Bethel zusammengetreten waren.

Durch „gemeinsame und verabredete Anstrengungen“ der christlichen Kirchen muß, nach Ansicht der Konferenzteilnehmer, besser als bisher den literarischen Bedürfnissen und Notwendigkeiten in Afrika, Asien und in Lateinamerika begegnet werden. Zu diesem Zweck ist vorgesehen, besondere literarische Büros bei den nationalen Christenräten einzurichten, einen regelmäßigen Informationsaustausch einzuleiten und eine enge Zusammenarbeit zwischen den in Nordamerika und England bestehenden Komitees für christliche Literatur zu erzielen. Die vorgesehene Stiftung soll eine unabhängige ökumenische Organisation sein, die letztlich der Abteilung für Weltmission und Evangelisation beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf verantwortlich ist. Das besonders von den Vertretern der Jungen Kirchen lebhaft begrüßte Programm sieht vor, die neuen Aktionen für das christliche Schrifttum begrenzt und gezielt anzusetzen, so daß eine Pionierarbeit geleistet werden kann und neue publizistische Organe entstehen, die über den Wirkungsbereich bereits bestehender Organe für christliche Literatur hinausreichen. Dabei soll auf die bislang geleistete Arbeit aufgebaut und zugleich den seither für Literatur in den Entwicklungsländern zuständigen Organisationen Hilfe angeboten werden.

# Die Bedeutung des christlichen Laien im Ausland

Dr. Löffler, der Verfasser des folgenden Artikels, ist Pfarrer aus Hessen-Nassau und Mitarbeiter von Bischof Newbigin, dem Leiter der „Abteilung für Mission und Evangelisation des Okumenischen Rats der Kirchen“.

Im Licht dessen, was er ausführt, dürfen wir mit besonderer Freude daran denken, daß das Goßnerhaus in Mainz-Kastel der „Arbeitsgemeinschaft für Dienste in Übersee“ als Ausbildungsstätte für Menschen dient, die nicht als Theologen, sondern als „christliche Laien“ in überseeische Länder hinausgehen.

Der Artikel ist nur unwesentlich gekürzt. Bg.

„Obwohl der ‚Kolonialismus‘ seinen Rückzug nahezu vollendet hat, leben heute mehr Menschen aus nominell christlichen Ländern in ‚nichtchristlichen Ländern‘ als je zuvor . . . Selbstverständlich sollten sie die große Streitmacht für die christliche Sache sein.“ Mit diesen Worten faßt Bischof Stephan Neill die Bedeutung zusammen, die der christliche Laie heute in der Weltmission hat. Während die Christen mehr und mehr zu einer Minorität werden, während die vom Westen aus unternommene missionarische Ausbreitung an Kraft verliert und sich der alten Form organisierter Missionsarbeit die Türen verschließen, bedeutet das missionarische *Zeugnis der Laien* im Ausland eine große *neue Möglichkeit* und eine sich ausweitende Aufgabe für die ganze Kirche.

## I.

Die neue Möglichkeit zeigt sich an folgenden Beispielen: Die Zeitschrift „Life“ schätzt, daß zu Beginn des Jahres 1958 mehr als zwei Millionen Amerikaner im Ausland arbeiteten. Ebenso waren z. B. bis zu 1700 deutsche („christliche“) Techniker am Bau der Stahlwerke von Rourkela im Nordosten Indiens beteiligt. Zur gleichen Zeit strömten ununterbrochen Puerto Ricaner nach New York ein, und Bewohner der Westindischen Inseln, Pakistaner und Inder nach Birmingham und London. Allein an englischen Universitäten studieren etwa 40 000 Studenten aus Übersee. Dänemark nimmt jedes Jahr mehrere hundert Gäste aus Asien, Afrika und Lateinamerika auf, die an Fachkursen unter der Leitung des Technischen Hilfsprogramms der Vereinten Nationen teilnehmen. So könnte man ein Beispiel nach dem anderen herausgreifen, um auf den immer noch anwachsenden Strom derer hinzuweisen, *die heute die Welt durchqueren*.

Obgleich man zögert, häufig mißbrauchte Wörter wie „neu“ und „beispiellos“ zu gebrauchen, so läßt sich doch ohne sie diese Bewegung kaum beschreiben. Es geht hier nicht nur um ein zahlenmäßiges Anwachsen der Wanderbewegung über die Erde, die Vasco da Gama und seine Zeitgenossen im 16. Jahrhundert begonnen haben. Wir sehen uns vielmehr in einem doppelten Sinne einer neuen, beispiellosen Lage gegenüber: Niemals zuvor sind so viele und so verschiedene Menschen beteiligt gewesen: Techniker, Ingenieure, Facharbeiter, Geschäftsleute, Wissenschaftler, Dozenten, Lehrer, Ärzte, Krankenschwestern, Administratoren, Fachleute aller Art, Stu-

denten, Jugendliche, kurz jeder der wirklich ins Ausland gehen möchte, kann eine Arbeit oder die Möglichkeit zu einem Dienst in Übersee finden. Niemals zuvor hat es so viele Berührungspunkte zwischen Menschen verschiedener Rassen und Religionen gegeben. Viele Schranken des „kolonialen Zeitalters“, die die westlichen Gruppen von der einheimischen Bevölkerung Asiens oder Afrikas trennten, sind zerbrochen. Enge Zusammenarbeit und Verbindung mit den Menschen des betreffenden überseeischen Landes sind Voraussetzung für eine Anstellung. Darüberhinaus schaffen die gemeinsame Berufssprache, der Gebrauch des Englischen in der ganzen Welt und eine sich in immer höherem Maße vereinheitlichende Form der Zivilisation einen neuen Rahmen für Begegnung und Gemeinschaft. Dies erinnert uns an die Situation im *alten Römischen Reich* der ersten Jahrhunderte nach Christus, als der christliche Glaube sich ausbreitete, indem er dem Straßennetz und dem Netzwerk des kulturellen Austausches folgte, die das Reich verbanden. Auch damals *verbreitete sich der christliche Glaube hauptsächlich durch das missionarische Zeugnis von Laien*.

Heute sind unter den Millionen, die auf dem Luft- und Seeweg unsere Welt bereisen, Tausende von christlichen Laien. Gewiß haben viele Christen, die ins Ausland gehen, nur eine lose Verbindung zur Kirche und ein gebrochenes Verhältnis zu ihrem Glauben, vor allem, wenn sie aus dem Westen kommen. Aber es muß auch andere geben: Überzeugte Christen, treue Glieder ihrer Kirchen, Laien, die in ihrem Glauben leben. Was ist ihr Beitrag zur Weltmission?

Wie der kurze Blick auf die Geschichte der Alten Kirche andeutet, hatten Laien immer eine wichtige Bedeutung in der Mission – und mit Laien meinen wir hier diejenigen, die in einem „weltlichen“ Beruf nach Übersee gehen. Die protestantische Missionsbewegung hat solchen Christen, die weder von einer Missionsgesellschaft ausgesandt noch bezahlt worden sind, viel zu verdanken. War es nicht ein deutscher Uhrmacher, der in Ostjava das Evangelium verkündigte, lange bevor von organisierter Missionsarbeit die Rede war? War es nicht ein englischer Schiffbauer, der den Missionaren in Jamaika den Weg bahnte? War es nicht ein afrikanischer Sklave, der das Evangelium nach Sierra Leone brachte? Das Wachstum der Christenheit in Südindien – und darüber hinaus – ist wesentlich durch die Wanderung tamil-sprechender Christen, etwa aus dem Gebiet von Tinnevelly, gefördert worden. Diese Gruppen waren durch wirtschaftlichen Druck gezwungen, ihre Heimatdörfer zu verlassen und in andere Gegenden Indiens auszuwandern (Gen. 12, 1). In ihrer neuen Nachbarschaft bildeten sie dann einen missionarischen Kern.

## II.

Seit damals ist jedoch die Aufgabe für Indien in der Mission noch größer geworden, weil ein *neuer*

*Abschnitt in der Weltmission* begonnen hat. Seitdem es in fast jedem Volk Kirche gibt und sich die Basis der Mission nicht mehr auf ein Gebiet wie etwa auf den christlichen Westen beschränken läßt, hat sich der Schwerpunkt von der geographischen Ausbreitung auf eine doppelte Aufgabe verschoben: die Pflicht für jede christliche Gemeinde, in ihrer eigenen Nachbarschaft zu verkündigen, und für die ganze Kirche, das Evangelium allen den Menschen zu bringen, die es nicht kennen, oder für die es sinnlos geworden ist. Neue Missionsfelder dieser Art entstehen heute überall auf der Welt in atemberaubender Schnelligkeit. Der Menschenstrom, der in die eine oder andere Richtung zieht, weist meist auf solch eine Grenzsituation hin. Man denke z. B. an das indisch-deutsche Stahlprojekt in *Rourkela* im Nordosten Indiens.

Im Herzen eines ländlichen Gebietes, das in den letzten 3000 Jahren unverändert geblieben ist, hat man eins der modernsten Stahlwerke der Welt gebaut. Eine völlig neue, am Zeichenbrett entworfene Siedlung erstreckt sich um das Werk. Zunächst strömen ausländische Techniker ein, später werden sie durch Inder aus allen Teilen des Landes ersetzt. Die ungelernten Arbeiter kommen größtenteils aus den Nachbardörfern. Diese verschiedenartigen Menschengruppen, die man hier zusammengebracht hat, haben jedoch etwas gemeinsam. Sie alle sind, im wahren Sinn des Wortes, entwurzelt und nun einer neuen verwirrenden Situation ausgesetzt: Das Kastensystem, noch immer das Rückgrat der ländlichen Gesellschaft in Indien, zerfällt. Vertraute Sitten und religiöse Gewohnheiten verlieren ihren Sinn. Das alte Sozial- und Familiengefüge bricht zusammen. An seiner Stelle beherrschen die Strukturen und Mächte einer von der Technik bestimmten Welt das Leben, erzwingen einen neuen Rhythmus (Schichtarbeit), neue Beziehungen zwischen den Menschen, ein neues Verständnis vom Sinn des Lebens. Sie stellen die alten Normen und Überzeugungen radikal infrage. Auch die Christen in einer solchen Situation wie in Rourkela sind auf die an sie herantretenden Anforderungen nicht vorbereitet und darum genauso verwirrt wie die anderen. Hier wartet offensichtlich eine missionarische Aufgabe unter Menschen, die in einer Welt leben, in der die Bedeutung des Evangeliums noch nicht klar gemacht worden ist, und die in einer Situation existieren, in die die sichtbare Gegenwart Christi noch nicht übersetzt worden ist. Allein in Indien sind mehr als ein halbes Dutzend industrieller Projekte dieser Art im Bau, ganz zu schweigen von anderen asiatischen Ländern.

Zwei Beispiele aus *Afrika*. Dort hat die Industrialisierung sehr oft zu einer *raschen Verstädterung* und zum Entstehen großer industrieller Wohngebiete geführt. Für die Afrikaner, die man in diese Städte und Siedlungen gebracht hat, bedeutete das einen völligen Zusammenbruch ihrer alten Welt, verkörpert in der Stammesgemeinschaft und Großfamilie, die bis dahin ihrem ganzen Leben (einschließlich der Religion) Kraft und Halt gegeben hatten. Die missionarische Aufgabe in dieser Situation besteht z. B. darin, ein neues christliches Verständnis der Familie und des Auftrags in der Gesellschaft zu vermitteln, um so den Menschen in ihrer Verwirrung das Licht, den Frieden und die Erlösung Christi zu bringen.

Auch der *Bildungsdrang*, der den ganzen Kontinent

ergriffen hat, stellt eine Herausforderung an die christliche Mission dar. Denn dabei steht offenbar mehr auf dem Spiel als bloße Wissenvermittlung. Die Afrikaner müssen ein wissenschaftliches und von der Technik bestimmtes Lebens- und Weltverständnis annehmen, das seinen Ursprung im nachchristlichen oder gar atheistischen Westen hat. In dieser Situation das Evangelium zu verkündigen, heißt den Anspruch des Evangeliums auf die gegenwärtige Welt herauszuarbeiten: sowohl im Blick auf den Einzelnen für sein persönliches Leben als auch im Blick auf die menschlichen Beziehungen innerhalb der Formen der modernen Gesellschaft.

Mit diesen Aufgaben sind wir nicht weit von dem entfernt, was auch in Europa und Amerika einer der wichtigsten missionarischen Aufträge zu sein scheint: Oder haben wir etwa im Westen Industrie und Wissenschaft schon mit der christlichen Botschaft wirklich durchdrungen, so daß wir sagen könnten, daß wir Christi Gebot, „zu allen Menschen und Gruppen zu gehen“, erfüllt haben?

Alle diese neuen missionarischen Aufgaben in der ganzen Welt haben ein gemeinsames Merkmal: Sie bringen *Laien in die Schlüsselstellungen*. Ohne das missionarische Zeugnis von Christen, die sich mitten in diese Situationen hineinstellen, können wir keinen dieser Aufträge erfüllen. Damit wird der *Dienst des „beruflichen“ Missionars nicht überflüssig*. Im Gegen teil, man wird in der Zukunft ständig mehr Missionare brauchen, um die Arbeit der Laien weiterzuführen, das Verständnis des christlichen Glaubens zu vertiefen, bei dem Aufbau einer Kirche usw. zu helfen. Aber in der Frontlinie der missionarischen Gegenwart steht der Laie. Nur ein christlicher Wissenschaftler und Techniker kann seinen Glauben einer wissenschaftlichen und technologischen Welt mitteilen. Nur der Christ in einem weltlichen Beruf, der in der Situation selbst lebt, kann Menschen in gleicher Lage erreichen.

### III.

Schon sind erste Schritte unternommen worden, diese neue Möglichkeit zu nutzen und die *neue erweiterte missionarische Aufgabe in die Tat umzusetzen*. Einige weitblickende Leute haben in Pionierarbeit begonnen, Vorbereitungskurse für christliche Laien, die nach Übersee gehen, einzurichten. Da gibt es die Kurse für „Werkmissionare“ in Basel, das Programm des „Oversea Service“ in England, die Arbeit der „Kerk Overzee“ in Holland, die „Arbeitsgemeinschaft für Dienste in Übersee“ in Deutschland, das „Institute of Overseas Churchmanship“ und das „Layman International Scheme“ in den Vereinigten Staaten, um nur einige der wichtigeren zu nennen. Andere Vorhaben wie die Überseeregister verschiedener christlicher Studentenbewegungen versuchen, Christen für einen Dienst in Übersee zu interessieren, sie durch berufliche Beratung zu unterstützen und ihnen zu helfen, sich in dem Gastland ganz in das Leben der Kirchen einzufügen.

Aber es muß noch viel mehr getan werden:

1. *Mehr Laien* müssen aufgefordert werden, einen Dienst in Übersee als ihre missionarische Berufung anzusuchen. Es ist eine erschütternde Erfahrung, daß unter den 2000 Deutschen in Rourkela kaum eine Handvoll überzeugter Christen war. Die Kirchen ha-

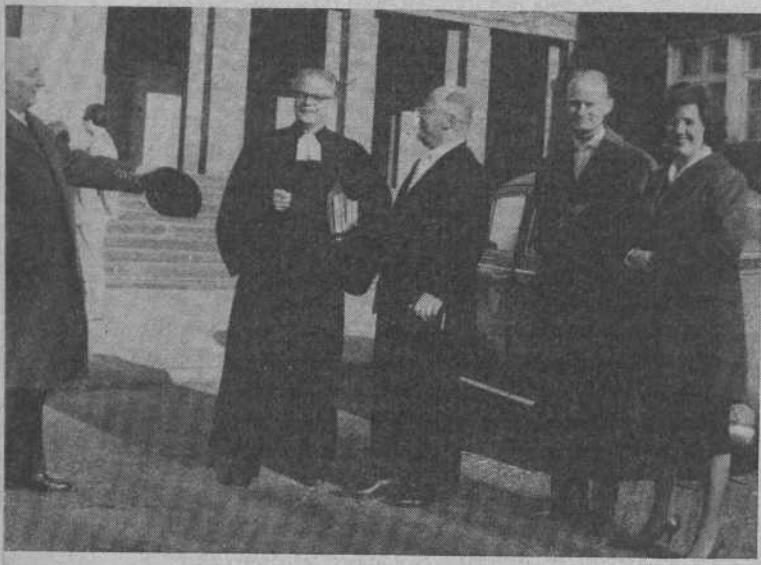
# Die Bildseite



1



2



3

- 1 Zweiter Vorbereitungskurs für DIENSTE IN OBERSEE in Mainz-Kastel (s. Seite 7)
- 2 Die Teilnehmer bei praktischer Arbeit (s. Seite 7)
- 3 Vor dem Aussendungsgottesdienst von Dr. Rohwedder (rechts mit Frau) in Berlin-Dahlem (s. Seite 16)
- 4 Druckmeister Peter Mittenhuber (s. Seite 17)
- 5 Der Berliner Teil der „Goßnerfamilie“ vor der Christus-Kirche in Dahlem (s. Seite 16)
- 6 Kirchenrat D. Lokies in der Festgemeinde im Elisabeth-Krankenhaus. Vorn rechts der Senator für das Gesundheitswesen Dr. Behrendt (s. Seite 14)



4



5



6

# des Goßnerwerks



7



8



9



10



ben noch nicht damit begonnen, die Laien für ihre Aufgabe der Verkündigung vorzubereiten. Der Dienst in Übersee an einem entscheidenden Punkt im Ringen zwischen Glaube und Unglaube, der Auftrag freiwillig um Christi willen ins Ausland zu gehen, ist bis jetzt noch nicht als eine christliche Berufung verstanden worden.

2. Laien mit dieser Berufung müssen eine *bessere Ausrüstung* für ihre Aufgabe erhalten. Da mehr gefordert ist, als ein persönliches Zeugnis durch die Qualität der eigenen Arbeit und der menschlichen Beziehungen zu Hause und im Beruf, müssen die Laien eine fundierte Bibelkenntnis haben und lernen, Menschen aus verschiedenen Lebenskreisen ihren Glauben mitzuteilen. Offensichtliche kann man nicht von jedem Laien, der nach Übersee geht, erwarten, daß er sich einer solchen Vorbereitung unterzieht. Manche gehen nur für kurze Zeit oder arbeiten in einer Stel-

lung, die ihnen nur wenig Gelegenheit zum missionarischen Zeugnis gibt. Aber wir brauchen mehr Laien, die Führung geben, die fähig sind, andere Laien anzuleiten und Gruppen um sich zu sammeln, und so in einer Umgebung, in der das Evangelium noch nicht verkündet worden ist, aktive Zellen christlichen Lebens darzustellen.

3. Die Laien in Übersee brauchen *ökumenische Gemeinschaft* und internationale Verbindung. In allen vorhin erwähnten Fällen wird nur ein gemeinsames Zeugnis der Laien aus dem betreffenden Land zusammen mit Laien anderer Länder und Kirchen wirksam sein. Genau wie die Maschinen in einem indischen Stahlwerk und die Menschen, die an ihnen arbeiten, aus allen Teilen der Welt kommen, so ist auch der Charakter dieser neuen Missionsfelder universell. Nur die ungeteilte Wirklichkeit Christi kann Menschen erlösen, die unter solchen Bedingungen leben.

## Alltag im Hospital Amgaon

An diesem Brief von *Marlies Gründler* an den Freundeskreis der Familie Gründler werden die Leser der „Biene“ sicherlich mit herzlicher Freude Anteil nehmen.

In seinem ersten Brief aus Amgaon vom 20. November zollt Dr. Rohwedder gerade Fräulein Gründler hohes Lob, weil das große und schöne Anwesen des Hospitals besonders durch ihre Initiative eine Reihe zweckmäßiger und solider Nebenbauten erhalten hat, die für die Gesamtarbeit unerlässlich sind.

Unsere schönste Jahreszeit dauert von Dezember bis März. Könnt Ihr Euch jedoch vorstellen, daß es danach Wochen gibt, in denen das Ufer des nahen Brahmaniflusses, wo ich in seltenen Freistunden gern zum Schreiben sitze, nicht mehr zum Sitzen einlädt, der Sand nicht mehr zum Darüberlaufen, weil es einfach zu heiß ist? Daß man sich dann am liebsten aufs Bett legt und alle Glieder von sich streckt? Nicht einmal die Nächte sind dann mehr erholsam, denn auch das Bett, alles, was man anfaßt, strahlt die Hitze des Tages wider, wo das Thermometer bis über 40 Grad Celsius ansteigt. Am Tage ist die Zinkwanne die einzige Rettung und nachts ein nasses Laken auf den Körper – mehrmals erneuert. Wir sind froh, diese schlimmste Zeit nun hinter uns zu haben. Nicht nur die Hitze, auch die Arbeit grenzt manchmal ans Unerträgliche. Jeder Regenguß bringt eine gewisse Abkühlung mit sich, wenn man sich auch dabei oft wie in einem tropischen Gewächshaus des Frankfurter Palmengartens vorkommt!

Wie durch *Auszüge aus einem Tagebuch* möchte ich Euch nun etwas an unserm Tun hier teilhaben lassen – wie könnetet Ihr Euch sonst vorstellen, worin unsere Arbeit besteht? Ich glaube, die meisten von Euch sehen mich im Geiste den ganzen Tag am Mikroskop sitzen oder die interessantesten Laboratoriumsuntersuchungen machen. Wenn Ihr wüßtet wie ich stattdessen in der Gegend herumsause, mich mehr als Fahrer, Einkäufer, Buchführer betätige als im Labor!

\* \* \*

*Mitte Februar:* Unsere Mitarbeiterin, *Schwester Ursula*, fährt für einige Monate nach Naurangpur,

etwa 500 km entfernt, zunächst zur Erholung, dann zur Aushilfe im dortigen Krankenhaus, hauptsächlich in der Geburtshilfe. Früher wirkte dort als Arzt Dr. Scheel, der jetzige Leiter des Tropengenesungsheims in Tübingen. Heute stehen dort Dr. Mollat und Fräulein Dr. Probst in der Arbeit.

Wir bringen *Schwester Ursula* mit unserer VW-Ambulanz zum Bus nach Barkot (14 km), gleichzeitig nehmen wir zwei Babys zurück in ihre Dörfer. Wir können das Aufziehen mutterloser kranker Kinder im Schwestern-Bungalow nicht mehr weiterführen, da unsere Schwestern Ilse und Maria im Hospital voll beschäftigt sind. Indische Hilfskräfte fehlen sowohl im Hospital wie in unsren Häusern; wir können nicht alles selbst machen. Aber wer will schon in das abgelegene Amgaon kommen, ohne Markt, ohne jegliche Abwechslung? Um uns herum ist nichts weiter als Dschungel, der Brahmanifluß und einen Kilometer entfernt das Dorf Amgaon. Wir sind fast Ausland für unsere Goßnerchristen in Bihar, der Provinz nördlich von Orissa, wo nur Hindi gesprochen wird. Bei uns dagegen spricht man Oriya. Wer will schon Windeln waschen und im Hospital arbeiten? Für indische Mädchen ist es eben etwas Ungewohntes, einen Beruf zu ergreifen, vor allem Schwester zu werden, wo man mit Elend und Schmutz in Berührung kommt. Als indisches Pflegepersonal kommen nur Christen in Frage, und die machen nur 2 Prozent der indischen Bevölkerung aus.

Zwei Kinder hatten wir schon ihren Eltern zurückgegeben, nun bringen wir *Molli*, unsere „Dschungelprinzessin“, und *Kumar*, unseren „Dicken“, nach Hause: Großer Einzug in Mollis Dorf! Alle nehmen Anteil, alle müssen mit in den Innenhof, wo letzte Anweisungen für das Anröhren der Pulvermilch und Fläschchen geben stattfindet. Mollis Mutter war nach der Geburt gestorben, die große Schwester wird für sie sorgen, hier haben wir keine Bedenken. Wird jedoch Kumars Großmutter sich recht um ihn kümmern? Langer beschwerlicher Weg zu seinem Dorf „hinter den Bergen“, etwa 35 km schlechte Straße, Dschungelwege, – dann geht es wirklich nur noch zu

Fuß weiter. Meine Mutter bleibt im Wagen zurück; mitten im Dschungel. Unser „Dicker“ läßt sich gern auf Schulter und Hüfte (indisch) tragen, er strahlt; uns wird der Abschied von „unseren“ Kindern recht schwer. Nun haben wir nur noch das Putteli. — „Hier gibt es auch noch Tiger“, hörten wir, als wir über die Steine kletterten. Doch gibt es die auch bei uns, denn im Brahmanisflußbett sind die Spuren gut erkennbar.

\* \* \*

*Anfang März:* Es ist Hauptbauzeit. Bis Dr. Rob-wedder, der Nachfolger meines Vaters, Ende des Jahres kommt und die Hospitalgebäude erweitern soll, wollen wir neue Wohnungen für unser indisches Personal fertigstellen, dazu Garagen, Schuppen und einige Zimmer für weitere Mitarbeiter. Wir müssen uns selbst helfen, nachdem uns ein Rourkela-Architekt, der aber schon wieder in Deutschland ist, Pläne dafür gezeichnet hat. Das Schlimmste beim Bauen ist die Materialbeschaffung. Bauholz, Asbestplatten, Zement, Kalk, alles muß mehr als 100 km auf unseren Dschungelstraßen herangeschafft werden. Nachts ein Hupen: „Marlies, raus, Laster kommen mit Kalk aus Birmitrapur.“ Glücklich, wenn sie überhaupt durchkommen! Wie oft laden sie unterwegs irgendwo ab, und Tage, ja Wochen später kommt eine Kolonne von Ochsenkarren mit dem langersehnten Baumaterial an. Aber langsam geht es voran.

Ich fahre in diesen Monaten öfter als sonst nach Rourkela. Vieles muß vor der Regenzeit erledigt, gekauft, von der Bahn geholt werden. Rourkela, 120 km entfernt, ist nächstes Einkaufszentrum und nächste Bahnstation. Wir haben viel Medizin im voraus bestellt; in der Regenzeit können wir sie nicht mit dem Auto transportieren. Wir sind ja auch gleichzeitig Apotheke und geben den Kranken Medikamente mit nach Hause. Der Kombi könnte für diese Ladungen manchmal größer sein. Jetzt können wir sogar die zweite Fähre bei Jangra benutzen und den Weg etwas abkürzen. Bald wird der Fahrverkehr jedoch wieder völlig eingestellt, und es geht per Rad, Boot und Bus nach Rourkela.

\* \* \*

*Anfang April:* In diesen Monaten ist Hochbetrieb im Hospital; die Vorbereitung der Reisfelder fängt erst mit dem Frühjahr im Mai an. Die Patienten haben jetzt Zeit, krank zu sein. Nach der kurzen Hospitalnacht um 6.15 Uhr macht mein Vater mit den Schwestern Visite, ich bespreche kurz mit *Wilhelm*, unserm Hospitalaufseher, was getan werden muß, geplant, organisiert. Was hängt doch hier alles vom rechtzeitigen Organisieren ab, in diesem Land, wo man Zeit haben muß, und dann klappts am Ende doch nicht!

„Die Tischler müssen unbedingt noch einige Kots (Holzbettstellen) machen, wir wissen nicht, wohin mit den Patienten, die Veranden liegen sowieso schon voll.“ — „Vor der Regenzeit müssen die Kochnischen für die Patienten des Isolierhauses fertig werden.“ — „Matthias braucht unbedingt sein neues Regal für die tickets (Behandlungsscheine)“, so viel Wünsche neben der neuen Bautätigkeit sind zu erfüllen. Dann ein kurzer Rundgang. „Ein guter Aufpasser ist besser als zehn Arbeiter.“

Schon kommt jemand mit einem Zettel von Schwester *Ilse*: „SOS, Hilfe! Stühlchen für Sie!“ Ich muß

also schnell ins Hospital. Ich mache nur die notwendigsten Untersuchungen in der Hoffnung, daß ich bald einmal die Labortätigkeit etwas erweitern kann. Stuhluntersuchungen sind selten vergeblich, einen ganzen Zoo haben die Patienten manchmal im Bauch, wie wir hier so schön sagen: Amöben, Hakenwürmer, Spulwürmer, Lamblien, alles beieinander; die Behandlung lohnt sich. Überall sitzen die Patienten mit den von Matthias ausgegebenen tickets und warten auf Schwester *Ilse*. Ganze Familien kommen geschlossen anmarschiert, ja mehrere aus einem Dorf, damit sie den weiten Weg (bis zu 35 km im Umkreis) zusammen machen können, zu Fuß, im Ochsenkarren, ja mancher Schwerkranke wird auch auf einer Kot liegend hierher getragen.

Patienten mit unklarer Diagnose sieht mein Vater sich an, von denen viele ins Hospital aufgenommen werden. Schwester *Maria* und *Bina*, unsere einzige indische Hilfsschwester, versorgen die 20 bis 35 oft schwerkranken Patienten, die rechter Pflege bedürfen. Es gibt alle Krankheiten hier, die es in Europa auch gibt, dazu schwere Mangelerscheinungen wie Anämie und Hungerbäuche, Malaria, die zum Tode führen kann, Durchfälle mit 20 Stühlen am Tag und mehr, Leberabzesse durch Amöben verursacht. Seltener kommen Lepra, Filariosis und Pocken vor.

*Luther*, unser Oberpfleger, führt die Verordnungen aus, nachdem Schwester *Ilse* die Patienten angesehen hat. Jeder könnte vier Hände haben. „Gib mir schnell Medizin, ich muß nach Hause, die Kinder sind allein.“ — „Mach mich schnell gesund!“ — Patienten mit schwerer Anämie, Arthritis, Nierenentzündung möchten in ein bis zwei Tagen geheilt nach Hause gehen. Alle möchten eine Spritze haben, von Tabletten halten sie nicht viel.

„Komm schnell wieder“, heißt es aber auch, wenn ich zu Einkäufen nach Rourkela fahre, oder: „Wir haben dich gestern schon erwartet“, wenn ich mit einem vollbepackten Wagen ins Hospitalgelände einfahre.

\* \* \*

*Mitte April:* Schwester *Ursula* ist aus Nowrangapur zurückgekehrt. Meine Eltern, Schwester *Maria* und *Bina* fahren auf Urlaub. Ich fahre mit nach Calcutta, um mit einem Begleiter unsren neuen Jeep von dort über Ranchi nach Amgaon zu bringen, eine Fahrt von über 1000 km.

Es wird heißer und heißer. Wie gut, daß meine Eltern jetzt in den Vorbergen des Himalaya, in Kalimpong und Darjeeling sind! Mittags hat man sich gerade aufs Bett gelegt. Es klopft: „Sie mögen doch so gerne Auto fahren? In einem Dorf, 20 km von hier, kann eine Frau ihr Kind nicht bekommen.“ Es bedeutet fast immer eine Komplikation, denn von normalen Geburten merken wir hier kaum etwas. Wir versuchen, die Frauen mit der Ambulanz ins Hospital zu holen. Da ist noch viel Erziehungsarbeit nötig! Die Schwestern haben weder die Zeit noch die Kraft, um die Entbindungen in den Dörfern durchzuführen. Außerdem können wir hier viel besser helfen als in den kleinen dreckigen Lehmhütten. Der VW tut mir manchmal leid bei den Geländefahrten zu den abgelegenen Dschungeldörfern. Doch wir können mancher Frau durch unser Kommen das Leben retten. Manchmal ist das Kind auch schon geboren, wenn wir

kommen, denn der Bote braucht vielleicht 8 bis 10 Stunden, um zu uns zu kommen.

Ein anderes Mal: Wir haben eine Frau in der Ambulanz. Schaffen wir es noch bis zum Hospital? Nein! Also unter dem nächsten Schattenbaum halten! Schwester *Ursula* entbindet, ich kann ein paar Handreichungen tun. Die Bewohner des nahen Dorfes kommen, das eben im Wagen geborene Kind anzusehen. Alles strahlt.

Mit diesen Entbindungsfahren wird möglichst noch das Behandeln von Kranken in den abgelegenen Dörfern verbunden. Manchem Kranken, der nicht ins Hospital kommen kann, wird auf diese Weise geholfen. Freilich gibt es auch Zeiten, wo wir nicht mit dem Wagen fahren können. Da gibt es „Schlammwanderungen“, möglichst ohne Schuhe, bei denen uns das Wasser bis zum Nabel geht, wo das Rad mehr eine Belastung als eine Hilfe ist. Von den Fahrten auf die Dörfer, vom Leben der Menschen, von ihren Sitten und Gebräuchen gäbe es noch viel zu erzählen.

\* \* \*

*Mitte Mai:* Schwester *Ilse* fährt auf Urlaub. Wir müssen nach Sambalpur (130 km), um ihren nicht rechtzeitig gesandten Paß selbst zu holen. Wir kommen zurück. Schwester *Ursula* mußte während unseres Fortseins einen an Tollwut erkrankten Mann behandeln, der schwer tobte, von seinen Angehörigen gleich wieder mitgenommen wurde und die nächste Nacht starb. Schwester *Ilse* riet noch, sofort Impfstoff holen zu lassen, mit dem ich Schwester *Ursula* zur Vorbeugung spritzen sollte. Dann fuhr sie ab. Es folgten turbulente Tage im Hospital, jeder Tag brachte Außergewöhnliches: Schwerer Brechdurchfall, es mußte Tropinfusion gemacht werden. Botschaft kommt: „An der Straße liegt ein Bewußtloser.“ Ich fahre hin, um einen Lastwagenführer mit schwerer Benzinvergiftung ins Hospital zu holen, sofort Magenspülung! Am nächsten Tage eine Entbindung. Bauen und alles andere ist jetzt Nebensache. Ich helfe im Hospital, so gut ich eben kann.

Der Bote, der den Tollwutimpfstoff für Schwester *Ursula* holen sollte, kommt mit einem Brief des deutschen Arztes in Rourkela zurück: Sie muß sofort ins Krankenhaus kommen. Die Spritzen dürfen nur unter ärztlicher Aufsicht gegeben werden. Mein Vater wird erst in einigen Wochen zurückkommen. Also bringe ich am nächsten Morgen Schwester *Ursula* zu einer vierzehntägigen Behandlung nach Rourkela. Schwester *Maria* wird telegraphisch benachrichtigt. Luther und ich wursteln uns so durch. Er behandelt die ambulanten Patienten, ich versorge die Hospitalpatienten mit Spritzen, Medikamenten und Verbänden. Das geht auch ohne große Sprachkenntnisse.

*Luther* und ich waren gerade durch alle Zimmer gegangen. Da finde ich unser Putteli schwerkrank vor. *Luther* hatte schon Penicillin gegeben, aber das Fieber war nicht heruntergegangen. Hohes Fieber, Stunden später kalter Schweiß, Durchfall, Erbrechen. Hat sie Malaria? Tag und Nacht Wickel, Einträufeln von Flüssigkeit, denn sie ist schon recht eingetrocknet, wie man hier sagt. Dabei herrscht eine dauernde Außentemperatur von über 40 Grad. Nach einigen Tagen ist unser Putteli fieberfrei. Sie ist recht elend geworden, aber sie lacht schon wieder.

Schwester *Maria* kommt mit der windpockenkranken *Bina* zurück. Der deutsche Pastor *Peusch* von

Rourkela hat sie von dort mit dem Auto hergebracht. Die Hitze ist fast unerträglich geworden, besonders für die, die gerade aus der Kühle der Berge kommen. Dazu gibt es Kummer mit dem Hauspersonal. Nun müssen wir zum Teil auch noch saubermachen und waschen.

\* \* \*

*Anfang Juni:* Meine Eltern kommen zurück. Ich hole sie in Rourkela ab und verbinde damit die letzten Einkäufe. Wenn meine Mutter sich nur mehr Ruhe gönnen könnte, besonders jetzt bei der Hitze! Doch es geht den ganzen Tag, der eine will dies, der andere das. Alles muß gezeigt und kontrolliert werden. Manchmal springt meine Mutter bei kleinen operativen Eingriffen ein, denn jede Hand wird gebraucht. Mein Vater spricht von „Fronteinsatz“.

Gleich nach der Rückkehr meiner Eltern müssen mein Vater und ich nach Sambalpur, Cuttack und Bhubaneswar zu den Behörden. Der Antrag für Dr. *Rohwedders* Visum muß weitergeleitet werden. Soll etwas schnell erledigt werden, persönlich hinfahren! so heißt die Parole. Nach Cuttack sind es 500 km, eine schöne Fahrt trotz des Regens. Hoffentlich setzt er nicht zu stark ein, damit wir einigermaßen gut zurückkommen. Wir werden von einigen Bekannten weitergereicht, was viel ausmacht; wir hoffen auf schnelle Bearbeitung unseres Antrags. In Bhubaneswar haben wir leider nur eine halbe Stunde Zeit, uns die an die tausend Jahre alten Hindutempel anzusehen, für die Orissa berühmt ist.

Nach fünftägiger Fahrt mit viel Kontaktaufnahme bei den zuständigen Behörden kommen wir gut zu Hause an; beinahe doch noch im Schlamm stecken geblieben und mit dem Jeep umgekippt, kurz vor der Haustür! Dann die letzte Fahrt nach Rourkela zur Überholung des Jeep: Auf der Hinfahrt noch einigermaßen befahrbare Straßen und Fährverkehr. Nach zwei Tagen ist der Fährverkehr eingestellt. Um überhaupt mit dem Jeep zurückzukommen, versuche ich den Dschungelweg am Brahmani entlang; ich nehme einen fremden Inder aus einem Dorf mit, der mir den Weg zeigen soll. Es gibt einen Wettlauf mit einer schwarzen Monsunwand. Wenn dieser Wolkenbruch jetzt auf mich niederprasselt, komme ich nicht mehr durch die vielen kleinen Flüsse durch. Nie bin ich so rücksichtslos gefahren. Ich muß vor diesem Regen zu Hause sein, sonst stecke ich wieder für Tage unterwegs fest. Ich fahre vor der Haustür vor, und es prasselt.

\* \* \*

*Mitte Juni:* Die Kinder, die wir nach Hause geben mußten, werden mit schweren Durchfällen und recht abgemagert ins Krankenhaus gebracht. Wenn doch die Eltern und Verwandten sich mehr um die Kinder kümmern wollten, sie nicht im Dreck verkommen ließen! Es ist jammervoll, die Kinder, die wir sauber und kräftig abgegeben hatten, in diesem Zustand wiederzusehen.

Doch dürfen wir nicht nur an das denken, was wir nicht schaffen und zu Ende führen können, wir müssen auch an die vielen Menschen denken, denen wir schon helfen konnten, an das was in diesen paar Jahren, in denen das Hospital besteht, aufgebaut werden konnte. Dafür wollen wir dankbar sein.

# 125 jähriges Jubiläum des Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses in der Lützowstraße

Am 14. Oktober d. J. beging das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in der Lützowstraße (gegründet am 10. Oktober 1837) das Fest seines 125-jährigen Bestehens. Missionsdirektor i. R. D. Hans Lokies überbrachte die Grüße und Segenswünsche des Kuratoriums der Goßner-Mission mit der folgenden, kurzen Ansprache:

„Bekanntlich sind die Goßner-Mission und das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus miteinander so eng verbunden wie Zwillinge. Sie haben ihren Gründer gemeinsam: Vater Goßner. Und so empfindlich wie ein Zwilling für den anderen empfindet – in Freud und Leid – und sein Schicksal teilt, so stehen auch die beiden Goßnerhäuser in der Handjerystraße und Lützowstraße auf geheimnisvolle Weise durch ihren gemeinsamen Ursprung miteinander in Verbindung. Darum ist denn heute, am Jubiläumstage, an dem hier bei Elisabeth alles eitel Freude ist, auch der ein wenig ältere Zwillingssbruder, Goßners Missionshaus, ganz auf Lob, Dank und Mitfreude eingestimmt.“

Ich habe den Auftrag, die Grüße und Segenswünsche von Haus zu Haus zu überbringen und möchte es nun in der Weise tun, daß ich zwei Anekdoten über Vater Goßner, die ich gerade beim Nachblättern in alten Jahrgängen unseres Missionsblattes („Die Biene auf dem Missionsfelde“, Januar 1859) gefunden habe, erzähle und im Anschluß daran einen ganz bestimmten Segenswunsch für unseren Jubilar ausspreche.

Die erste Anekdote handelt von einem jungen Mann aus Frankfurt/Oder, der den Wunsch hatte, Missionar zu werden, und nach Berlin fuhr, um sich dem Pastor Johannes Goßner persönlich vorzustellen. Es kam zwischen beiden zu einem Gespräch, das ein für den Missionsbewerber unerwartetes Ergebnis hatte. Er wurde von Goßner abgelehnt und fuhr enttäuscht nach Hause. Dort nahm sich nun die ganze Familie dieser Angelegenheit an, und ein Freund des Hauses, der zugleich ein großer Missionsfreund war, erbot sich, Goßner aufzusuchen und ihn nach den Gründen seiner Ablehnung zu befragen. In der Aussprache, die dann wirklich stattfand, gab Goßner ein für ihn sehr charakteristisches Urteil über den jungen Bewerber ab: „Er ist eine Biene ohne Stachel, gutmütig, unschädlich, aber auch unnützlich; denn solche Bienen liefern bekanntlich keinen Honig.“ Als dann der Herr aus Frankfurt weiter fragte, woran man denn so im voraus erkennen könne, was im Menschen sei, sagte Goßner: „Ich mache es wie der Töpfer; er nimmt den Topf, welchen er prüfen will, auf die Hand, klopft daran, und wenn er klingt, so behält er ihn; klappt er aber, so wirft er ihn fort.“

So möchte ich dem Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus zu seinem Jubiläum wünschen, daß ihm auch in Zukunft für seine Leitung und Arbeit nur Pastoren, Ärzte, Schwestern, Helfer und Helferinnen geschenkt werden möchten, die klingen und nicht klappern.

In der zweiten Anekdote wird von einem Bekannten Goßners erzählt, der ihn fragte, ob es nicht möglich sei, im Auftrage eines Freundeskreises einem ganz bestimmten, in Indien arbeitenden Goßnermissionar persönlich Geld- und Sachspenden zukommen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit geriet Goßner in einen hellen, heiligen Zorn und gab die Antwort: „Wozu diese Bevorzugung des einen Missionars vor den anderen? Die Missionare sind ja alle meine Kinder, und sie stehen mir alle gleich nahe; ich gäbe meinen Rock und meine Mütze hin, wenn es ihnen an etwas fehlen sollte – aber Näscherien und Leckereien gebe ich keinem. Wer den Kindern etwas Gutes gönnt, der gebe es dem Vater, und dieser weiß am besten, wie er es zu verteilen hat.“

Was wir dem Elisabeth-Krankenhaus an seinem heutigen Jubiläumstage von Gott, unserem himmlischen Vater, erbitten, ist dieses: Gott möge ihm auch in Zukunft alles geben, was es für seine tägliche Notdurft und Nahrung braucht; darüber hinaus aber auch – und dies nun im Gegensatz zu unserem gemeinsamen Gründer, Vater Goßner – gelegentlich einmal, vor allem bei einem Jubiläum, auch einen Leckerbissen.“

\*

## Über das Goßnerhaus vor 25 Jahren

Aus den Lebenserinnerungen von

Professor D. Günther Dehn

.....

Ich arbeitete in einer Reihe von Kommissionen mit. So war ich vor allem in dem Schul- und Erziehungsausschuß. Ich denke, an die Zusammenarbeit mit dem Direktor der Goßner-Mission, D. Lokies, der sich ganz in den Dienst der BK gestellt hatte. Das Missionshaus in der Handjerystraße wurde zu einer Art „Herrgottskanzel“. Hier bekam man immer einen Raum für eine BK-Versammlung. Besonders in Erinnerung ist mir die unermüdlich tätige Vikarin Hunsche, klug und energisch bei gleichzeitig nie endender Freundlichkeit. Sie war auch tätig in einer unter ihrer Mitarbeit entstandenen Schule für Kinder jüdischer Abstammung, die keine Aussicht hatten, in einer anderen Schule aufgenommen zu werden. Daß es so etwas gab wie diese Schule, sollte nicht vergessen werden.

Eng verbunden war ich auch mit dem Pfarrer der Nachbargemeinde in Schöneberg, Dr. v. Rabenau, der sehr klar die Situation sah. Sein Traum war die Gestaltung einer lebendigen Gemeinde. Er pflegte im Goßnerhaus „Agapen“ zu veranstalten, wo man mit Speise und Trank, solange das noch möglich war, so etwas wie eine urchristliche Liebesgemeinschaft miteinander hatte. – .....

# Sie sind arm - wir sind reich!

## AUFRUF ZUR VIERTEN AKTION BROT FÜR DIE WELT

Während viele Millionen Menschen in Indien, in Kenya und überall in der Welt ihr Leben lang hungern,  
haben *wir* reichlich zu essen.

Erschreckend viele können weder lesen noch schreiben — in Iran sind es 80, in Sudan gar 90 Prozent —,  
während *unsere* Kinder alle die Schule besuchen.

In Äthiopien, Indonesien und Nepal steht für 60000 Menschen und mehr nur ein Arzt zur Verfügung,  
bei *uns* dagegen für 745.

Zahllose Bewohner Afrikas und Asiens konnten keinen Beruf erlernen und sind arbeitslos.

*Wir* aber haben tausend Möglichkeiten  
und Vollbeschäftigung.

Im Tschad, in Marokko und in Hongkong gibt es weder eine Krankenversicherung noch eine Altersfürsorge.

*Wir* dagegen leben in einem Wohlfahrtsstaat,  
der uns in allen Notlagen nahezu lückenlos versorgt.

Sie besitzen kaum Werkzeug; es fehlen Maschinen in Guayana und Burma, und das meiste geschieht mit der Hand.

*Uns* entlasten Maschinen, Elektrizität und Komfort.

In Togo, im Kongo und in Paraguay sind Fachleute und akademische Führungskräfte selten.

*Wir* aber können die Arbeit aufteilen  
und spezialisieren und haben Fachkräfte die Fülle.

Dies sind einige der schreienden Unterschiede, die heute die Welt zu spalten drohen.

Wir brauchen nicht mehr zu nennen.

Unser Herr Jesus Christus fordert von uns den Ausgleich brüderlicher Liebe (2. Kor. 8, 14).

Was immer Staaten und Regierungen an Entwicklungshilfe leisten, welche politischen, wirtschaftlichen und humanitären Motive sie dabei bewegen mögen — wir müssen auf unsere Weise mit den anderen Kirchen der Ökumene zusammen unseren Mitmenschen in der Not dienen; um unseres Herrn willen.

Und darum erneut: *BROT FÜR DIE WELT!*

*Dr. Wunderlich*

gez.: Dr. WUNDERLICH  
Vorsitzender der  
Vereinigung Evangelischer Christen

*Dr. Puttfarcken*

gez.: Dr. PUTTFARCKEN  
Präses der Synode der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

*D. Scharf*

gez.: D. SCHARF  
Vorsitzender des Rates der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

Es ist nicht das erste Mal, daß der Aufruf zur weihnachtlichen Aktion BROT FÜR DIE WELT in unserem Missionsblatt veröffentlicht wird und dadurch alle seine Leser auch von uns ebenso herzlich wie dringend gebeten werden, diese große Hilfsaufgabe der evangelischen Christenheit in Deutschland in Fürbitte und Opferbereitschaft mitzutragen.

Um den Freunden unserer Missionsarbeit alle Sorge und Bedenken zu nehmen, daß durch solche Empfehlung unsere Goßner-Aufgaben geschmälerd werden könnten, sei einmal deutlich gesagt, daß das Gegen teil der Fall ist.

Der „Ausschuß für Ökumenische Diakonie“, dem die Verteilung der Opfergaben BROT FÜR DIE WELT obliegt und dem ich seit Beginn seiner Tätigkeit im Jahr 1960 angehöre, hat unter dem Vorsitz von Oberkirchenrat Riedel-München bisher folgende Anträge für die Goßner-Kirche in Indien bewilligt:

1. Aufbau eines technischen Lehrzentrums in <i>Fudi</i>	850 000 DM
2. Ausbau des Hospitals in <i>Amgaon</i>	85 000 DM
3. Errichtung einer landwirtschaftlichen Lehrfarm in <i>Khutitoli</i>	550 000 DM
4. Ausbau der kirchlichen Druckerei in <i>Ranchi</i> , um junge Inder im Druckereigewerbe anzulernen	183 000 DM

Die letzte Bewilligung für das wichtige Vorhaben in Ranchi ist soeben am 16. November erfolgt.

Es ist deutlich, daß diese großen Mittel nur für die klar bezeichneten Aufgaben selber bestimmt sind.

Gewiß verbleiben uns bei diesen großen Projekten für die laufenden Ausgaben, die Gehälter der leitenden Brüder und das Risiko noch genug der Sorgen und Lasten.

Die missionarischen Aufgaben bleiben nach wie vor in vollem Umfang bestehen, und für die Erfüllung sind wir auf die Opferbereitschaft und Liebe unseres großen Freundeskreises angewiesen.

Aber es steht klar vor unseren Augen, daß wir ohne die finanzielle Ausstattung von BROT FÜR DIE WELT diese Unternehmungen zum Segen der Goßner-Kirche nie von uns aus hätten in Angriff nehmen können.

Deshalb unsere Bitte an alle Freunde, in ihren Kirchen und Gemeinden kräftig an einem Gelingen der 4. Aktion mitzuwirken. Die Goßnerarbeit wird dadurch nicht beeinträchtigt, sondern mitgestärkt.

Es ist zugleich unser bester Dank an BROT FÜR DIE WELT für alle verständnisvolle Unterstützung unserer Schwesternkirche in Indien, wenn wir uns von niemand in unserer Opferbereitschaft und Werbung für die Aktion übertreffen lassen.

Im übrigen, Vater Goßner sandte einst seine Boten in alle überseeischen Erdeile; es ziemt seinen Nachfahren, nicht nur an Indien, sondern auch an die Not und Dunkelheit anderer Länder zu denken, von denen der Aufruf spricht.

Berg

## Aus der Arbeit der Goßner-Mission IN INDIEN

### 1. Amgaon

Hier ist die wichtigste Nachricht, daß am 21. Oktober das Ehepaar Dr. med. Rohwedder im Auftrag der Kirchenleitung von Berlin-Brandenburg im Gottesdienst der Jesus Christus Kirche in Berlin-Dahlem durch Superintendent Hildebrand-Zehlendorf zum Dienst in Amgaon abgeordnet wurde. Die ganze warme Herzlichkeit, mit der der Berliner Kirchenkreis Zehlendorf die Arbeit im Hospital der Goßner-Kirche trägt – 4200 DM an Opfergaben konnten dafür an diesem Tage übergeben werden – kam in dieser Feier zum Ausdruck.

Direktor Dr. Berg, der mit Missionsinspektor P. Seeberg bei der Abordnung assistierte, faßte für die große Goßnerfamilie die Segenswünsche in folgende Worte:

„Unsere Goßner-Kirche freut sich auf Euer Kommen – seid ihr in brüderlicher Liebe verbunden!

Die Kranken und Elenden in Amgaon erwarten Eure Hilfe – erweist sie im Namen Jesu Christi!

Indische und deutsche Mitarbeiter werden um Euch sein – übt gemeinsam den Dienst des Heilens und Wohltuns!

Ober allem: Laßt Euch an seiner Gnade genügen, denn seine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“

Ein Familien-Abend im Goßner-Haus vereinte am Abend des 21. 10. Dr. Rohwedder und Missionslehrerin H. Schmidt mit Freunden unserer Arbeit aus Berlin. Präses a. D. Stosch sagte besonders Schwester Hedwig warme Segenswünsche für ihren erneuten Dienst in Indien.

Am Montag, dem 22. Oktober – nach der Aussenungsfeier – traf das Visum für unsere Doktor-Leute ein! Welch eine freundliche, glaubenstärkende Fügung nach allen Vorbereitungen!

Am 2. November – zusammen mit Ehepaar P. Seeberg und Schwester Maria Schatz – erfolgte die Abreise in Marseille.

Nach guter Überfahrt und Ankunft am 13. November in Bombay sind sie am 18. November stürmisch begrüßt in Amgaon eingetroffen. Wir sind von Herzen dankbar dafür, zumal während des Aufbruchs und während der Reise pechschwarze Kriegswolken über dem Himalaja und der Nordgrenze Indiens standen.

Dr. Gründler, dessen Rückkehr nach Deutschland wir Mitte nächsten Jahres erwarten, ohne daß uns schon genaue Nachrichten über seine Pläne vorliegen, berichtet voller Freude, daß nach Amgaon mehrere *indische Helferinnen* gekommen seien, um

deren Ausbildung und Einführung in den pflegerischen Dienst unsere Freunde in Amgaon sich besonders annehmen.

Schwester Maria *Schatz* ist nach dankbar aufgenommenen Vortragsdienst, besonders in Ostfriesland, mit einem zufriedenstellenden Zeugnis des Tübinger Missionsärztlichen Instituts als treue Begleiterin der Familie Rohwedder ebenfalls wohlbehalten zu neuem Dienst in Amgaon eingetroffen.

## 2. *Khutitoli*

Es liegen leider keine neueren Nachrichten vor. Man steht dort am Beginn der Ernte. Möchten die Nachrichten über die Mißernte im Staate Bihar nicht auch im gleichen Umfang auf unsere Freunde in der landwirtschaftlichen Lehrfarm zutreffen!

Noch mehr wie wir im Goßner-Haus und bei der „Arbeitsgemeinschaft für Dienste in Übersee“ warten unsere Mitarbeiter dort sehnüchsig auf das Visum für Landwirtschaftslehrer W. D. *Tomforde* aus Hude in Oldenburg, der sich zur Zeit noch in England zu Sprachstudien aufhält. Er soll und möchte Dr. Jung-hans in der wachsenden Aufgabe des Lehrens als Mitarbeiter zur Seite stehen – hoffentlich kann die nächste „Biene“ gute Nachricht über seine Ausreise und den Beginn seiner Tätigkeit bringen.

## 3. *Fudi*

Ingenieur *Thiel* ist Anfang November wohlbehalten zu seinen Aufgaben zurückgekehrt. Herr Ingenieur *Rao*, der indische Mitarbeiter von Bruder Thiel, hat ihn in der Zwischenzeit zu voller Zufriedenheit vertreten. Es wird sehr wichtig sein zu hören, ob die außerordentlichen Ereignisse in Indien seit dem 20. Oktober den weiteren Aufbau in der technischen Lehrwerkstatt dort gestattet haben, damit im kommenden Jahr die erste Aufnahme von Schülern erfolgen und der Unterricht beginnen kann.

Schnell werden Architekt *Götz* und das Ehepaar Ingenieur *Kelber* erwartet, die am 1. Dezember von Genua aufgebrochen sind und noch vor Weihnachten in Ranchi/Fudi ankommen dürften. Ihre Mithilfe ist jetzt dringend notwendig. Beide haben noch vor ihrer Ausreise die Auswahl und Bestellung der Maschinen in Deutschland vorgenommen. Sie sind Ende November in ihren Heimatgemeinden Karlsruhe bzw. Seidmannsdorf b. Coburg abgeordnet worden.

## 4. *Ranchi*

Bruder Thiel schreibt, daß die letzte Räumung des großen Kirchgrundstücks durch das Militär wider Erwarten und Zusage noch aussteht. So wird der *Fünf-Jahr-Plan*, für den gerade in Ranchi größere Vorhaben geplant sind, erst mit dem neuen Jahr 1963 beginnen können – wenn hoffentlich der Friede wieder hergestellt ist.

Die Bewilligung von „Brot für die Welt“ für die *kirchliche Druckerei* in Ranchi, verbunden mit der Ausbildung im Druckereigewerbe für junge Inder, wird im Jahr 1963 einen neuen Anfang ermöglichen. Auf sein Visum wartet jetzt Herr Peter *Mittenhuber*,

der als Druck-Fachmann für die Übernahme seiner Lehr-Aufgaben baldmöglichst im neuen Jahr ausreisen sollte. Die neuen Maschinen sind Ende November bereits in Kalkutta eingetroffen und können hoffentlich bald zu segensreicher Tätigkeit in Gebrauch genommen werden. Das ganze Vorhaben wird im Rahmen der „Technischen Ausbildungsstätte Fudi“ arbeiten.

Für Ende Dezember (28.–30. 12.) hat Pfarrer *Kloss* auf Bitten von Dr. Berg sämtliche in der Goßner-Kirche mitarbeitenden Brüder und Schwestern zu einer Konferenz nach Ranchi eingeladen, erstmalig seit langer Zeit. Auch Missionsinspektor *Seeberg* und Diakon *Weissinger* werden zugegen sein. Präsident *Lakra* und Dr. *Bage* werden während eines Nachmittags kommen. Wir erbitten unsern Freunden ein gesegnetes Zusammensein und Stärkung für ihren Dienst durch die Gemeinsamkeit in den weihnachtlichen Tagen des zu Ende gehenden Jahres.

## IN DER HEIMAT

### 5. Berlin

Die Hauptaufgabe im Missionshaus während der vergangenen Wochen bestand in den vielfältigen Vorbereitungen für beide Gruppen unserer lieben Mitarbeiter, die Anfang November von Marseille und mit Beginn dieses Monats Dezember von Genua nach Indien aufbrachen. Eine Fülle von Einzelheiten wollte bedacht sein, damit von Menschen das getan ist, was sie freudig und getrost zum Dienst ausziehen ließ. Der Segen für ihr Wirken liegt in einer anderen Hand. Wir wollen ihn getreulich erbitten.

Am 13. November trat das *Kuratorium* zusammen. Es nahm mit Dank Rückblick auf die vielfältige Heimarbeit im Verlauf der vergangenen Monate, erörterte auch die nächsten Aufgaben der Indien-Arbeit und beschloß einstimmig für unsere in der Goßner-Kirche mitarbeitenden Brüder und Schwestern ab 1. Januar 1963 eine neue Gehaltsregelung nach dem Grundsatz: Überseegehalt = Heimatgehalt.

Kirchenrat *Lokies* war zum Vortragsdienst in den Tagen des Reformationsfestes in *Wolfsburg*, später in *Dortmund*, bei der evangelischen Lehrerschaft in *Hamburg* und Anfang Dezember in der Synode *Oeynhausen*.

Pfarrer *Berg* sprach Ende Oktober auf der Hessischen Missionskonferenz in *Mainz* und auf der Evangelischen Woche in *Alzey* über die Goßner-Kirche, ebenso predigte er am Reformationsfest in *Wolfsburg*. Mitte November tagten in Frankfurt die Leitungsgremien von „Brot für die Welt“ und der „Arbeitsgemeinschaft für DIENSTE IN ÜBERSEE“, in denen Dr. Berg weiterhin Mitglied ist. Auch zu Diensten in Berlin wurden beide Brüder gerufen.

Nach zehnjähriger treuer Mitarbeit in der Goßner-Arbeit wurde Fräulein *Sudau* Ende Oktober festlich verabschiedet, um ihren verdienten Ruhestand anzutreten. Wir schulden ihr viel Dank für ihr unermüd-

liches Wirken. Jetzt arbeiten die Damen Fräulein Inga-Lore Wolff und Fräulein Maria Kunze im Sekretariat des Goßnerhauses.

#### 6. Ost-Berlin

##### Wechsel im Vorsitz der Goßner-Mission in der DDR

Das Kuratorium der Goßner-Mission in der DDR, das für den Dienst dieses kirchlichen Werkes verantwortliche Gremium, hat Generalsuperintendent D. Jacob (Cottbus) zum neuen Vorsitzenden und Pfarrer Mickley (Berlin) zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Die Wahl gilt für einen Zeitraum von vier Jahren. Dem bisherigen Vorsitzenden, Oberkonsistorialrat Andler (Berlin), der dieses Amt sieben Jahre lang bekleidet hatte, wurde von allen Mitgliedern des Kuratoriums für seinen verantwortungsvollen Dienst gedankt. Er wurde eingeladen, solange wie möglich, im Kuratorium als Ehrengast weiterhin mitzuarbeiten. Das Kuratorium tagt in der Regel dreimal bis viermal im Jahr, um die Grundzüge der Arbeit der Goßner-Mission festzulegen; für Einsatz und Ausrichtung des Werkes und seine laufenden Geschäfte besteht eine ständige Dienststelle, deren Leiter Pastor Schottstädt (Berlin) ist.

##### Aufbaulager der Goßner-Mission

Ein ökumenisches Aufbaulager der Goßner-Mission ist mit 16 Teilnehmern im evangelischen Kinderheim in Zarrendorf bei Stralsund durchgeführt worden. Eine dringend benötigte Entwässerungsanlage wurde angelegt. Regelmäßige Bibelarbeit vereinte die Teilnehmer. Einige Ausflüge gaben ihnen einen Eindruck von Land und Leuten. Bischof D. Krummacher begrüßte die Teilnehmer zu Beginn des Lagers. Der Ausschuß für Innere Mission in Greifswald stattete dem Lager kurz vor Beendigung einen Besuch ab und überzeugte sich von der geleisteten Arbeit.

In Sülstorf (Mecklenburg) trafen sich im August elf junge Christen für drei Wochen ebenfalls zu einem

solchen Lager. Sie waren als Erntehelfer in der Landwirtschaft tätig. Die Abende und Wochenenden wurden gemeinsam gestaltet. Im Mittelpunkt stand Bibelarbeit über den ersten Petrusbrief. Die Lagerteilnehmer hielten einen Gemeindeabend, der sie mit der örtlichen Kirchengemeinde vereinte.

P. Schottstädt hat tatsächlich Anfang Oktober die Einladung nach Dänemark wahrnehmen können. Er nahm an der Konferenz europäischer Kirchen in Nyborg teil und hielt anschließend auf dem Nordisch-Deutschen Kirchenkonvent eins der Referate über das Thema „Der Dienst der Laien in Gemeinde und Gesellschaft“.

Pfarrer Symanowski konnte Ende November in Frankfurt/Oder und Cottbus weilen und hatte die Absicht, auch der Goßner-Arbeit im Bereich des Industriewerks „Schwarze Pumpe/Oberlausitz“ einen Besuch abzustatten.

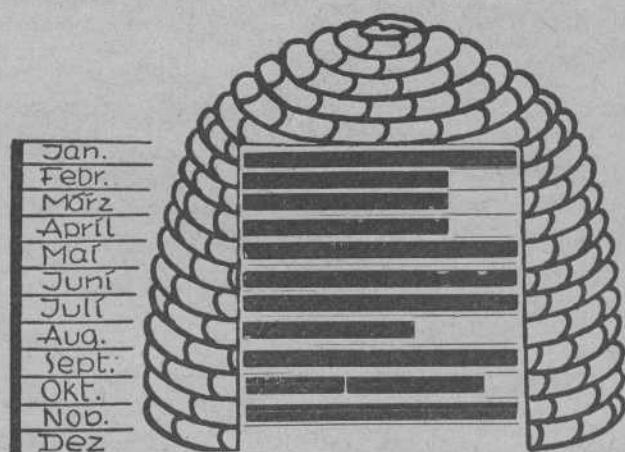
#### 7. Mainz-Kastel

Pfarrer Symanowski ist im November aus dem Goßnerhaus ausgezogen, um ein Reihenhaus in Mainz-Gonsenheim zu beziehen. Er behält die Leitung der Arbeit, aber Pfarrer Krockert und Diakon Weissinger werden nun die beiden Wohnungen im Haus innehaben.

Von Bruder Weissinger liegt die Nachricht vor, daß er bereits Ende November in der Goßner-Kirche eingetroffen ist, da er seine vorher vorgesehenen Besuche in Ost-Pakistan und Nepal wegen der Verkehrsschwierigkeiten in Indien zurückstellen mußte. Möchte er weiterhin unter dem Schutz Gottes reisen und die Brüder stärken können!

**Berichtigung:** Durch ein bedauerliches Versehen in der letzten Nummer der Biene — Seite 10, 2. Absatz, zehnte Zeile ist statt von dem „Katechisten-Seminar“ von dem katholischen Seminar zu lesen gewesen. Das war leider ein sinnstörender Druckfehler. — Wir bitten um Entschuldigung!

Wir haben vielen treuen Freunden für ihre Opfergaben sehr herzlich zu danken. Gott segne sie alle, die des Dienstes für die Ausbreitung seines Reiches gedacht haben! Aber es bleibt mehr zu tun.



## Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. Nov. 1962

betrugen . . . . . 275000,00 DM

sie beträgt . . . . . 262572,53 DM

Wir haben zu wenig

gesammelt . . . . . 12427,47 DM

## Unser Gabenkontos:

Goßnersche Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19/20 oder Wiesbaden-Kastel, General-Mudra-Str. 1-3 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin 41; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft, Wiesbaden-Kastel

# MÄNNER DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Festband zum 60. Geburtstag des Vorsitzenden  
des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland  
PRÄSIDENT D. KURT SCHARF

272 Seiten, 128 Fotos

Lexikonformat

Ganzleinen DM 24.-

## Leibhaftige Ökumene Berichte ausländischer Mitarbeiter und Studenten in unserer Kirche

Herausgegeben von Christian Berg  
und Franz von Hammerstein

208 Seiten, Ganzleinen DM 9.80

### INHALT

- I. Grundsätzliche Aufsätze
- II. Ökumenische Mitarbeiter
- III. Fraternal Work in Ortsgemeinden
- IV. Studenten aus den Bruderkirchen  
an unseren Hochschulen

25 in- und ausländische Mitarbeiter

D. DR. REINOLD VON THADDEN-TRIEGLAFF

Präsident  
des Deutschen Evangelischen Kirchentages

64 FULDA den 24. Okt. 1962

Born: Magdeburgische Staadt  
Bemprichter 8a  
Post: Magdeburger Straße 25  
Bemprichter 8a

v.Th./Ka.

An den  
Lettner-Verlag GmbH  
z.H. Herrn Alfred Hannemann  
1 Berlin-Steglitz  
Braillestr. 6

Eingegangen

15. Okt. 1962

Erledigt

Sehr geehrter Herr Hannemann!

Noch tief beeindruckt von dem geburtstäglichen Empfang zu Ehren von Herrn Präs. D. Scharf, finde ich bei meiner Heimkehr Ihr Schreiben vom 17. Oktober und zugleich ein Exemplar der Festschrift "Männer der EKD" hier vor. Ich möchte nicht verfehlten, Ihnen für diese Gabe von Herzen zu danken. Mit diesem Dank verbinde ich aber ein Wort vollster Zustimmung zu dem Inhalt und zu der gediegenen Ausstattung des Bandes. In jeder Beziehung ist Ihnen ein wirkliches Meisterwerk damit gelungen, auf das der Lettner-Verlag stolz sein kann. Ich habe in meinem Leben sehr viele solcher tabulae gratulationis zu Gesicht bekommen, wie sie aus ähnlichen Anlässen zumal im Raum der Kirche und der Universitäten ja häufig herausgebracht werden. Dieser Ihr Versuch, einem hochverehrten Mann ein Zeichen gesteigerter Dankbarkeit zu widmen, scheint mir aber in gewisser Hinsicht ein Unikum zu sein, und diesem Unikum entspricht nicht nur die bunte Mannigfaltigkeit der beteiligten Gratulanten, sondern auch die geistige Höhe der Texte und die vorzügliche Bebildung.

Mir lag daran, Ihnen diesen meinen Eindruck zur Kenntnis zu bringen. Ich grüsse Sie mit den besten Wünschen für den Lettner-Verlag als

Ihr ergebener

D. DR. R. VON THADDEN-TRIEGLAFF

## Weltmission in ökumenischer Zeit

Tatsachen — Entwicklungen — Wandlungen — Aufgaben

Von Gerhard Brennecke

335 Seiten, Ganzleinen DM 15.80

Wer den Stand, die Aufgaben und Probleme der Arbeit der evangelischen Weltmission überschauen möchte, so weit sie besonders auch, aber nicht nur auf deutschen Ursprung zurückgehen, der schenke oder wünsche sich dies wertvolle und gut ausgestattete Buch des Missionsdirektors der Berliner Mission. Es lohnt sich, weil es eine umfassende Orientierung gibt.

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER-MISSION · 1 BERLIN 41 · HANDJERYSTR. 19-20 · RUF (0311)-834071

# Gossner Missionenblatt



Berlin, Februar 1963

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Nr. 1



# DER GOTTESKNECHT

„Des Menschen Sohn muß viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohepriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen.“

Lösungswort aus Luk. 9, 22 am Sonntag Estomihi,  
24. Februar

Wie dieser Sonntag der Eingang in die Passionszeit der Christenheit, so ist dies Wort Jesu an seine Jünger das Tor zu seinem Leiden und Sterben. Es zeigt, daß Jesus seinen Weg nach Golgatha nicht als persönliches Schicksal schrecklichen Verkanntseins auf sich nimmt, sondern als Zentrum des umfassenden Heilswillens seines göttlichen Vaters ansieht und deutet.

Denn in der Mitte dieser klaren Vorausschau der nächsten Stationen seines Weges steht das unüberhörbare, geheimnisvolle und gewaltige Wort „muß“. Der Herr spricht es nicht in gefaßter bitterer Ergebung, sondern in der vollen Zustimmung dessen, der Ja sagt zu dem Ratschluß Gottes.

\* \* \*

Er „muß viel leiden“, der uns Menschen Bruder wurde. Sein ganzes Leben ist ein Weg von Leid zu Leid in immer tieferem Ausmaß. Verkehrtheit und Verschlossenheit gegen Gottes Ruf, Unbußfertigkeit und Hartherzigkeit, Blindheit und Unglaube oft der Nächsten – das sind die Gründe für sein fortgesetztes Leiden. Er, der die offene, ausgestreckte, einladende Hand des himmlischen Vaters selber ist, wird verachtet, übersehen und zurückgestoßen. Jesus leidet unter der Gottesferne von uns Menschen. Daß wir so sind, wie wir sind, das muß an seinem Leben als einem einzigen Leiden offenbar werden.

Es muß dies geschehen besonders durch die „Ältesten und Hohepriester und Schriftgelehrten“. Nicht nur das Volk in Torheit, billiger Zustimmung und Gleichgültigkeit, und gar nicht einmal in erster Linie, sondern die Sprecher, Führer und Repräsentanten des Volkes haben die große Bitternis des Leidens herbeigeführt. Sie, die es besser hätten wissen müssen und erkennen können, haben ihn verworfen: Als Vertreter des Bundesvolkes, an das Gott so viel in langen Generationen seit Abraham gewandt hat, haben sie offiziell den Spruch gefällt und die Tötung herbeigeführt.

Deshalb hat Jesus nicht nur im Ausmaß, sondern in der Tiefe „viel“ gelitten. Auch dies „mußte“ geschehen, damit offenbar wurde, wie auch auf den Höhen der Menschheit die Gottesferne schreckliche Tat sache ist.

Aber die letzte Tiefe unsagbaren Leidens wird dort zu ahnen sein, wo der ans Fluchholz Gehängte schreien wird „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen“? Gott läßt den Sohn seines Wohlgefällens leiden und in der Menschen Hände fallen. Daß dies geschehen „muß“, ist der Abgrund der Marter. Hier sind letzte Geheimnisse, deren Frucht in der Versöhnung zwischen Gott und seiner Menschheit empfangen werden darf.

\* \* \*

Um des gehorsamen Ja willen, das Jesus Christus zur Fülle und Tiefe des Leidens spricht, kann er nicht im Grabe bleiben, „muß“ er durch Gottes Macht auferstehen als der nunmehr erhöhte und lebendige Herr. Weil er gelitten hat wie niemand, darum ist fortan kein Leidender auf Gottes Welt ohne die Nähe dessen, der uns Bruder wurde.

Und der Prophet des Alten Bundes faßt es seherisch in die Worte: „Darum daß seine Seele gearbeitet hat, ... wird er die Fülle haben und große Menge zur Beute“ (Jesaja 53, 11 und 12). Das ist die Frucht seines Leidens: Ein unübersehbares Volk aus aller Welt Zungen. Daran hat die Mission ihren Anteil, nein, dies ist die Grundlage und Verheißung für allen missionarischen Dienst der Christenheit. Denn seit Christi Leiden, Sterben und Auferstehen „muß“ das Evangelium gesagt werden unter allen Völkern. Und zu diesem Zeugnis – als ein unvermeidbares „Muß“ – gehört auch das Leiden.

Darin sind die gehorsamen Jünger dem Gottesknecht gleich. Wohl ihnen, wenn sie dem nicht ausweichen und es nicht besser haben wollen als ihr Herr.

Bg.

# Die Aufgabe der Weltmission

## für die Kirche

Für denjenigen, der die Geschichte des Verhältnisses von Mission und Kirche auch nur ein wenig überschaut, wird in diesen Jahren in der deutschen Christenheit eine außerordentliche Bewegung und Wandlung sichtbar, deren man sich – aufs ganze gesehen – nur von Herzen freuen kann. Jene Haltung ist überwunden, aus der heraus etwa so gedacht und gesprochen wurde: *Wir in der Landeskirche* sind für die geistliche Versorgung der getauften Christen in den Grenzen unseres Landes (Westfalen oder Bayern oder Mecklenburg usw.) verantwortlich; dort muß man sorgen für Pastoren und Kirchen, Pfarrhäuser und christlichen Unterricht. Für den Lauf des Evangeliums in fernen Ländern mögen sich die Menschen, die daran interessiert sind – und das ist gewiß gut und wohlgetan – in freier Weise zusammenschließen und etwa *Missionsgesellschaften* bilden. Die mögen das Ihre tun, um Menschen und Mittel zu gewinnen, daß in Indien und auf Neuguinea, in Südafrika und Japan, oder wo immer die Frohbotschaft von Jesus Christus verkündigt wird. Diese Trennung der Verantwortung ist im Schwinden. Die Vollversammlung des Ökumenischen Rats in Neu Delhi, wo die Abgesandten von ca. 200 nichtrömischen Kirchen beieinander waren, hat das Siegel unter die Beendigung jenes Denkens gesetzt, das die Kirchen frei von der Verantwortung für die Weltmission sah und diese ganz der inneren Aufgeschlossenheit einiger Christen dafür überließ.

### I.

In einer Reihe von Landeskirchen hat es in diesen Jahren für frühere Zeiten undenkbare Vorgänge gegeben: In der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns hat die Landessynode im vergangenen Jahr einen ökumenisch-missionarischen Beirat gebildet, der laufend die Aufgaben der Mission in Übersee berät und hauptamtlich einen missionarisch erfahrenen Theologen berufen hat. Mit den Missionsgesellschaf-

ten findet eine enge Zusammenarbeit statt. Vom Lutherischen Weltbund wurde die bayerische Kirche gebeten, sich hilfreich und unterstützend der Aufgaben in Süd-Tanganjika anzunehmen, was auch aus Mitteln der Landeskirche geschehen ist.

In der uns brüderlich unterstützenden *Evangelischen Kirche Westfalens* faßt eine schon seit 1958 gebildete Missionskammer unter dem Vorsitz von Superintendent Lohmann, Gütersloh, die Aufgaben zusammen – auch hier bewußt in enger Verbindung mit den Missionsgesellschaften (Rheinische Mission, Bethel-Mission, Goßner-Mission). Präses D. Wilm hat die Gemeinden aufgefordert, ab 1963 möglichst 3 Prozent ihrer Einnahmen für dringliche Aufgaben der Weltmission zur Verfügung zu stellen. Die Antwort war ein allermeist freudiges Echo auf allen Ebenen der Kirche; die Christenheit Westfalens möchte Anteil haben an der „Mission des Dreieinigen Gottes“, wie es Vizepräsident D. Thimme-Bielefeld jüngst zum Epiphanias-Sonntag ausgesprochen hat.

Aus der uns befreundeten *Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers* haben wir in der letzten „Biene“ (Nr. 6, 1962) den Beschuß der Landessynode ausführlich wiedergegeben, die damit ebenfalls entschlossen eine neue Entwicklung begonnen hat.

Die der Goßner-Arbeit treu verbundene *Lippische Landeskirche* hat durch entsprechende Beschlüsse und Ordnungen schon 1960 die Richtung beschritten: Jede Gemeinde mit ihren Gliedern nimmt Anteil an Gottes Sendung in die Welt.

Dasselbe Bild in *Rheinland und Baden*, in *Württemberg* und *Hessen-Nassau*, wo überall die Fragen der Mission aus der Peripherie in das Zentrum der Beratungen gerückt werden! Sogar in *West-Berlin* ist man dabei, einen verantwortlichen Ausschuß für die Aufgaben der „Äußeren Mission“ zu berufen und ihm wichtige Arbeit anzuvertrauen.

## II.

Nun wird die nächste *Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland* – wahrscheinlich schon im März 1963 – das Haupt-Thema behandeln: „*Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung*“. Die Mission tritt also in den Mittelpunkt der Beratungen des obersten Organs unserer Kirche. Bischof D. Meyer-Lübeck, Präses D. Beckmann-Düsseldorf und Oberkirchenrat Riedel-München sind gebeten worden, zu dem Thema zu sprechen. Wenn das unsere Väter zu ihren Zeiten, wenn Vater Goßner das Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebt hätte! Ob sie sich nicht von Herzen gefreut hätten? Die Freunde der Mission heute sollten es tun. Nicht, daß sich das ganze Feld der Kirche und ihre Verkündigung gleich in Richtung brennender Liebe zur Mission und Wißbegier über sie verwandeln wird; nicht, daß alle ihre getauften Glieder vom Missionsfeuer erfaßt werden. So unñchtern sind wir in unseren Erwartungen nicht. Auch heute noch muß Gott Herzen besonders anröhren, daß sie brennend, opfernd und betend Anteil nehmen am Gang seines Reiches bis an die Enden der Erde. Aber es ist ein bedeutsamer Vorgang, wenn sich heute die Kirche als solche und ganze den Fragen und Aufgaben zu stellen bereit ist, die die Weltmission zum Inhalt hat.

Wir wollen heute – vor der Synode – nichts aus den Beratungen vorwegnehmen. Wir werden in der nächsten „Biene“ (Nr. 2, 1963) so ausführlich wie möglich von dieser denkwürdigen Synode, ihren Beratungen und Beschlüssen berichten. Wir jedenfalls – freuen uns von Herzen der Wandlung, die in vollem Gange ist. Dabei wird dann sicher auch von großen, neuen und vermehrten Aufgaben die Rede sein, um deretwillen sich unsere Evangelische Kirche in Deutschland gedrängt sehen wird, aktiver als bisher an der Ausbreitung des Wortes Gottes in die Welt von heute Anteil zu nehmen.

## III.

Wird der Dienst der Missionsgesellschaften überflüssig werden durch diese in aller Kürze skizzierten Entwicklungen? Vorläufig ist das nicht zu erkennen. Die oben genannten Kirchen (I.) haben eigentlich ausnahmslos erklärt, die Erfahrungen und Verbindungen der z. T. mehr als ein Jahrhundert alten Gesellschaften seien auch in Zukunft unentbehrlich. Sie seien geradezu die freien Instrumente des Missionswillens der Kirchen und die Kanäle ihrer aufbrechenden aktiven Mitwirkung auf diesem Felde.

Nun, man kann die Entwicklung dieser Frage – die wir Goßnerleute ganz und gar nicht in Besorgnis stellen – getrost dem lebendigen Gott und seiner Führung überlassen. ER ist noch immer der, welcher sehr sou-

verän Instrumente wählen und ergreifen, sie aber auch wegtun und beiseite legen kann. Heute sehen wir noch nicht, daß unser Dienst in der Goßner-Mission unnütz und entbehrlich ist. Wenn es später anders sein sollte, wird ER es uns schon in aller Deutlichkeit zeigen – sehr wahrscheinlich dann ganz entgegen unseren menschlichen Wünschen und unseren natürlichen Beharrungsvermögen. Wichtig ist, daß wir heute und morgen ganz ihm gehorsam sind.

## IV.

Noch eine letzte Frage: *Wird das Opfer einzelner und von Gemeinden weniger wichtig*, wenn die Kirchen beginnen, mit ihren Kräften und Mitteln die Weltmission zu fördern?

Im Gegenteil! Einmal sind die Aufgaben gewachsen. Zum andern bleibt die Mithilfe der Kirchen nur vor Gefahren bewahrt, wenn weiterhin – und eher noch stärker als geringer – Gebet und Opfer vieler treuer Christen den Dienst der Boten daheim und draußen tragen. Wir wünschen sogar von Herzen, daß ähnlich wie bei BROT FÜR DIE WELT – warum nicht unter dem Motto: Das Wort in die Welt! – eine große Bewegung wie für die Diakonie so für die Mission durch unsere Gemeinden und Kirchen ginge. Aber offenbar ist die Stunde noch nicht ganz reif für solchen Entschluß, wie es das offenkundig und bekanntermaßen bei der römisch-katholischen Kirche schon der Fall ist.

Unser Kuratorium hat jedenfalls die Erwartung gewagt – es wird das am Bienenkorb ab Nr. 2, 1963 unseres Blattes rasch zu erkennen sein – daß die große verstreute Heimatgemeinde der Goßner-Mission ihre Opfer nochmals steigern wird. Im Jahr 1962 sind fast 300 000 DM an Gaben zusammengeflossen, im begonnenen Jahr hoffen wir auf eine Steigerung um zehn Prozent; einfach, weil die Erwartungen unserer lieben Goßner-Kirche an uns höher geworden sind. Wir sind zuversichtlich darin, daß die Treue unserer Freunde uns nicht enttäuschen wird.

\* \* \*

Wenn die Kirchen sich für den Missions-Auftrag öffnen, wenn die Gebete und Opfer ihrer Glieder noch intensiver werden; wenn dies beides gleichzeitig geschieht, dann braucht uns um das Verhältnis von Kirche und Mission in Zukunft nicht bange zu sein.

Dann nehmen wir vielleicht eines Tages im Kreise unserer Bruderkirchen von Frankreich und Großbritannien, Nordamerika und Skandinavien, Holland, Australien und der Schweiz *nicht mehr – wie es heute der Fall ist (!)* – als Christenheit in Deutschland den *untersten Platz* in der Opferbereitschaft für den Sendungsauftrag unseres Herrn in alle Welt ein. Bis zur Stunde müssen wir uns noch von ihnen allen beschämen lassen.

Berg

# Nochmals: Die Frage des Visums für Indien

Der Artikel in der letzten „Biene“ (1962, Nr. 6) hat uns im Goßnerhaus einen lebhaften Briefwechsel gebracht. Ein verständnisvolles, auch kritisches Echo ist uns zuteil geworden. Dafür danken wir im Blick

auf die Wichtigkeit der Frage sehr. Offenkundig besteht ein lebendiges Interesse für eine Vertiefung des Problems. Deshalb behandeln wir es nochmals, indem wir zunächst aus einigen Briefen zitieren:

*Frau B. aus L.* „Ich finde es sehr schmerzlich, daß sich die Länder auf unserer Welt immer mehr gegeneinander abschließen. Es kann doch nur besser werden, wenn die Völker gegenseitig das Beste, was sie haben, miteinander teilen. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Welt kleiner geworden und unser Schicksal immer untrennbarer miteinander verknüpft ist. So sollte ein großes Land wie *Indien nicht Barrieren* aufrichten, die dienstbereite Menschen von der Mitarbeit abhalten.“

*I. S. aus B. (ein Inder).* „Sie haben das Problem ziemlich fair und objektiv dargestellt. Ich hätte gewünscht, daß auch der Anschein eines Vorwurfs gegen mein Land und seine Regierung vermieden worden wäre. *Ihnen in Deutschland* (mit der Mauer in Berlin) und überhaupt in Europa *steht es schlecht an*, Kritik daran zu üben, wenn ein Visum nicht gewährt wird. Denn ich finde, daß nirgends in der Welt die Ländergrenzen so hart verschlossen werden wie in Ihrem Erdteil, der sich doch seiner hohen Kultur so sehr rühmt. Ich sehe doch, wie es meist unmöglich ist von Hamburg oder Stuttgart nach Weimar oder Dresden zu kommen.“

*Dr. K. aus W.* „Sie sind uns in Ihrem dankenswerten Aufsatz „Visum für Indien — schwierig“, aus dem ich manches gelernt habe, leider schuldig geblieben, etwas deutlicher zu sagen, in welcher Weise einflußreiche Kräfte in Indien das Kommen von Missionaren und anderen Menschen, die dem Land helfen möchten, beschränken wollen. Hierüber *bäte ich gern noch etwas mehr gebört*.“

*Frau S. aus G.* „Als alte Missionsfreundin kann ich nur sagen: Gott öffnet Türen und Gott schließt sie zu. Was Sie über die Lage in Indien geschrieben haben, ist vielleicht *auch ein Gericht darüber*, daß wir in früheren Zeiten nicht eifriger und opferwilliger die Boten des Evangeliums in das Land geschickt haben und nicht genug Menschen bereit waren, dorthin zu gehen. Vielleicht hat Gott die Absicht, uns in andere Länder zu weisen, wo er einen Hunger nach seinem Wort erweckt hat. Ich habe mit großer Freude das Buch über Formosa gelesen, das Sie in der „Biene“ Nr. 5, 1962 so warm empfohlen haben. Sollte sich die *Goßner-Mission nicht Ländern zuwenden*, die offen sind für Jesus Christus und die Botschaft von ihm?“

*Herr F. aus R.* „Sie sind in Ihrem Beitrag zu der komplizierten Visum-Frage für Menschen, die als Christen nach Indien gehen wollen, behutsam und vorsichtig wie ein Chirurg vorgegangen. Ich hätte eine etwas deutlichere Sprache gewünscht. Wenn Indien — trotz aller gegenwärtigen Schwierigkeiten — ein Land der Demokratie und das heißt auch der Religionsfreiheit sein und bleiben will, dann müßten die Kräfte deutlicher bei Namen genannt werden, die es in seinem alten Zustand belassen wollen. Wie will das Land frei werden von all seinen Nöten, wenn es sich nicht dem öffnet, von dem der Apostel Paulus sagt: „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi“?“

*Student L. aus M.* „Von den christlichen Kirchen Indiens ist anlässlich der Versammlung des Ökumenischen Rats in Neu Delhi 1961 viel Rühmliches berichtet worden. In der von Ihnen behandelten Frage scheinen sie aber nicht viel Mut, Entschlossenheit und Initiative gezeigt zu haben. Wie kommt das?“

Nun, auf solche und andere Briefe war individuell zu antworten. Aber es scheint doch notwendig zu sein, jene abschließenden „Empfehlungen“ wiederzugeben, mit denen im Jahr 1956 bereits eine Kommission der Regierung des großen Bundesstaates „Madhya Pradesh“ ihre umfangreichen *Untersuchungen über die missionarische Aktivität der christlichen Kirchen* abgeschlossen und zusammengefaßt hat. Sie sind außerordentlich aufschlußreich für die Geisteshaltung und die Ziele konservativer hinduistischer Kreise. Die Bundesregierung in Neu Delhi hat sie nicht angenommen, vielmehr mit ihrer Ablehnung dem Recht der Religionsfreiheit und damit der Verfassung entsprochen.

Aber das Denken in die Linien dieser „Empfehlungen“ aus Madhya Pradesh wird man als weitverbreitet in ganz Indien annehmen müssen. Es ist einer der entscheidenden Gründe für die Schwierigkeiten in der Visum-Frage. Denn auf lokaler und regionaler Ebene wird man oft die erforderliche Befürwortung für die

Erteilung einer längeren Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis nicht erhalten, die für das Innenministerium der Bundesregierung die Voraussetzung dafür sind, das erbetene Visum zu gewähren.

Hier sind jedenfalls die Ursachen, nach denen einige Briefschreiber fragen, für die Kompliziertheit der ganzen Frage zu suchen: Wir haben einmal mit einem fortschrittlich und liberal denkenden Indien zu rechnen — im wesentlichen verkörpert durch die Bundesregierung in Neu Delhi; und andererseits mit starken hinduistisch-konservativen, ja reaktionären Kräften in dem großen Subkontinent, die in den einzelnen Ländern und auf örtlicher Ebene ihren Einfluß geltend machen können.

Ob die neue, sehr viel schwieriger gewordene Lage des Landes nach dem 20. Oktober 1962 als dem Beginn des akuten Konflikts mit dem mächtigen China in dieser ganzen Frage etwas ändern wird, bleibt abzuwarten. Aber nun die „Empfehlungen“ selber:

—Die Empfehlungen des Berichts der Untersuchungskommission über die Tätigkeit christlicher Missionen im indischen Bundesstaat Madhya Pradesh, Nagpur  
3 Bände, 1956

Band I, S. 163-165 (übersetzt von M. Kunze)

Nachstehend eine Zusammenfassung von Vorschlägen, die wir ausgearbeitet haben:

1. Diejenigen Missionare, deren Hauptziel der Proselytismus ist, sollten zum Verlassen des Landes aufgefordert werden. Es ist unerwünscht, daß fremde Missionare in großer Anzahl ins Land kommen, sie sollten *unter Kontrolle* stehen.

2. Der beste Weg für die indischen Kirchen ist die Errichtung einer *Vereinigten Unabhängigen Christlichen Kirche in Indien*, die nicht mehr auf ausländische Hilfe angewiesen ist.

3. Es sollte gesetzlich verboten werden, daß Hilfen im ärztlichen Bereich oder in anderen Fachgebieten *mit der Absicht* geleistet werden, die *Menschen zu bekehren*.

4. Es sollte eine Bestimmung in die indische Verfassung aufgenommen werden, daß der *Religionsunterricht nur an solche Kinder* erteilt wird, deren Eltern oder Vormünder sich klar und deutlich damit einverstanden erklärt haben. Das Ministerium für Erziehung sollte dafür sorgen, daß entsprechende Formulare herausgegeben und allen Schulen zur Verfügung gestellt werden.

5. Jeder Versuch, — ob durch Gewalt oder List, rechtswidrige Drohung, finanzielle oder andere Hilfe, Betrug oder Versprechen, moralische und materielle Hilfe, Ausnützung der Unerfahrenheit oder des Vertrauens von Menschen sowie deren Schwächen oder Gedankenlosigkeit oder irgendein Versuch (ob erfolgreich oder nicht) — direkt oder indirekt — das religiöse Bewußtsein von Menschen anderen Glaubens zu beeinflussen (ob volljährig oder nicht) mit der Absicht, sie *für den anderen Glauben zu gewinnen, sollte unbedingt verboten werden*.

6. Die religiösen Institutionen sollten nicht die Erlaubnis haben, sich mit *der Anwerbung von Arbeitskräften* für Teeplantagen zu befassen.

7. Die Regierung hat die Pflicht, *Waisenhäuser* zu führen, da der Staat der gesetzliche Vormund allerjenigen ist, die keine Eltern oder natürliche Vormünder haben.

8. Die *Regierung* sollte einen Appell an die bekannten christlichen Missionsgesellschaften und an die Christen überhaupt richten, eine bevollmächtigte Organisation zu gründen, die die Regierung über die Methoden *informiert*, welche die Missionen und Christen hinsichtlich der Verbreitung ihrer Religion befolgen; auch über die Maßnahmen, die für die Bekämpfung getroffen werden; über die publizistische Arbeit und die Versuche, die gemacht werden, um die

evangelische Tätigkeit im Rahmen der öffentlichen Ordnung, Moral und Gesundheit auszuüben.

9. Es sollte ein Zusatz in die indische Verfassung aufgenommen werden, um erstens klarzustellen, daß das *Recht für Glaubensverbreitung nur Einwohnern Indiens zusteht* und daß zweitens Bekehrungen ungültig sind, die mit Gewalt, Betrug oder anderen rechtswidrigen Maßnahmen vorgenommen wurden.

10. Übertritte, die durch rechtswidrige Maßnahmen erreicht wurden, sollten *kontrolliert* werden. Falls notwendig, müssen legislative Maßnahmen erfolgen.

11. Gruppen, die bisher im öffentlichen Leben nicht zu Worte kamen, kleine Gemeinden, besonders auch aus Stammesgebieten, sollten in den Beratungsausschüssen auf Staats-, Regional- und Bezirksebene mehrheitlich vertreten sein.

12. Die Verordnungen über die Registrierung von Ärzten, Schwestern und sonstigem Personal in Krankenhäuser sollten so geändert werden, daß das Personal *während des Dienstes nicht durch evangelistische Tätigkeit gestört* werden darf.

13. Es sollte verboten werden, daß *Literatur*, die für religiöse Zwecke bestimmt ist und keine Zustimmung der Regierung erhielt, in Umlauf gebracht wird.

14. Diejenigen Institutionen, die von der Regierung eine Unterstützung erhalten haben oder anerkannt sind, sollten *jedes Vierteljahr* obligatorisch von Regierungsangestellten *geprüft* werden.

15. Die Regierung sollte einen Plan ausarbeiten, der besagt, daß die Verantwortung für die Erziehung und das Gesundheitswesen für die Anhänger von registrierten Stämmen, Kasten und anderen zurückgebliebenen Klassen ausschließlich bei der Regierung liegt. Entsprechende Hilfen sollten sobald wie möglich geleistet werden. Nicht offiziellen Organisationen ist es nur erlaubt, *Institutionen* für Mitglieder ihrer *eigenen Religion* zu unterhalten.

16. Ein eigenes *Ministerium für kulturelle und religiöse Probleme* sollte auf Staatsebene eingerichtet werden, das besonders geschultes Personal der verschiedenen Richtungen zur Verfügung haben sollte, und das der Verantwortung eines Ministers unterliegt, der einem der registrierten Stämme, Sippen oder anderen niederen Klassen angehört.

17. Nicht offizielle Organisationen sollten keine Erlaubnis erhalten, sich *ausländische Unterstützung, außer durch Regierungskanäle*, zu verschaffen.

18. Kein *Ausländer* sollte die Erlaubnis erhalten, in einem genau beschriebenen Bezirk unabhängig oder als Mitglied einer Religionsgemeinschaft tätig zu sein; es sei denn, daß er eine schriftliche Erklärung gegeben hat, sich *nicht politisch zu betätigen*.

19. Pläne von nicht-offiziellen oder religiösen Gesellschaften für eine soziale und wirtschaftliche Verbesserung sollten *erst die Zustimmung des Staates erhalten*.

gez. von sechs Mitgliedern der Kommission

# Wieder daheim im Dschungel

„Auf Wiedersehen! Gute Reise! Viele, viele Grüße an alle in Indien!“ So wurde mir von draußen zugesungen. Der Wagen, aus dessen Abteil ich mich zum letzten Händedruck hinausbeugte, fuhr nach Marseille und dort auf dem Bahnsteig in Mainz standen Schwester Auguste Fritz und Herr Gehrung, der die Arbeit von Br. Weissinger in Kastel weiterführt, während jener sich auf seiner Asienreise befindet. Der Zug fuhr langsam an und plötzlich hatte ein anderes Fenster einige Abteile weiter die Aufmerksamkeit meiner beiden Begleiter auf sich gezogen. Ehe ich richtig begreifen konnte, was da hinten vorging, stand eine junge Dame vor mir und sagte: „Guten Tag! Ich bin Frau Seeberg, auf der Reise nach Indien.“ Das war ein guter Anfang. Pastor Seeberg holte uns dann beide in ihr Abteil. An der nächsten Haltestelle Ludwigshafen erwarteten wir noch weitere Goßnerische Indienfahrer: Familie Rohwedder, das junge Arztehepaar für Amgaon mit ihrem vier-Monate-alten Töchterlein. Es war wohl die größte Freude in meinem kurzen Deutschlandaufenthalt, als fast in letzter Minute das Telegramm aus Berlin eintraf, in dem mir versichert wurde, daß ich nicht allein nach Amgaon zurückkehren müßte. Dr. Rohwedder hatte das Visum bekommen! Wie groß muß aber die Freude erst in Amgaon selbst gewesen sein!

In Ludwigshafen hatten wir eine Stunde Aufenthalt und vorerst war nichts von Familie Rohwedder zu sehen. Pastor Seeberg und ich bewegten uns in Richtung Ausgang, um sie abzuholen. Als wir nach einiger Zeit allein wieder zurückgingen, kam uns Frau Seeberg entgegen: „Es ist ein Menschenauflauf vor unserem Abteil, und immer wieder höre ich unsere Namen. Das müssen Rohweddern sein mit ihren Angehörigen.“ Sie hatte recht. Gleich wurden Hände geschüttelt, jeder jedem vorgestellt, noch ein paar Abschiedsbilder gemacht – und weiter rollte der Zug nach Süden. Jetzt waren wir alle zusammen, alle sechs Goßnerianer auf der Fahrt nach Indien. Nach Pastor Seeberg waren es aber nur fünfeinhalb, denn Klein-Gisela sei nur eine halbe Portion, meinte er. Vater Rohwedder widersprach dem ernstlich, denn wenn es darauf ankäme, wolle das kleine Fräulein ganz ernst genommen werden und gäbe sich bestimmt nicht mit halber Aufmerksamkeit zufrieden. Ich muß dem Vater zustimmen, wenn auch aus einem anderen Grund: Klein-Gisela hat uns auf der Reise gezeigt, was sich für eine kleine Dame gehört. Sie war ein vorbildlicher Reisegefährte!

Auf der Fahrt nach Marseille hatten wir zusammen ein Abteil. Dennoch wurde in der Nacht wiederholt die Türe geöffnet und behauptet, es wäre noch Platz für mehr Menschen – bis es sogar Klein-Gisela zuviel wurde und sie energisch ihre Stimme erhob um zu beweisen, daß sie schließlich auch jemand sei! – In Marseille wehte ein kalter Wind. Ich zog meinen Mantelkragen um die Ohren und dachte an Bombay. Bald! Dann würde ich nicht mehr frieren.

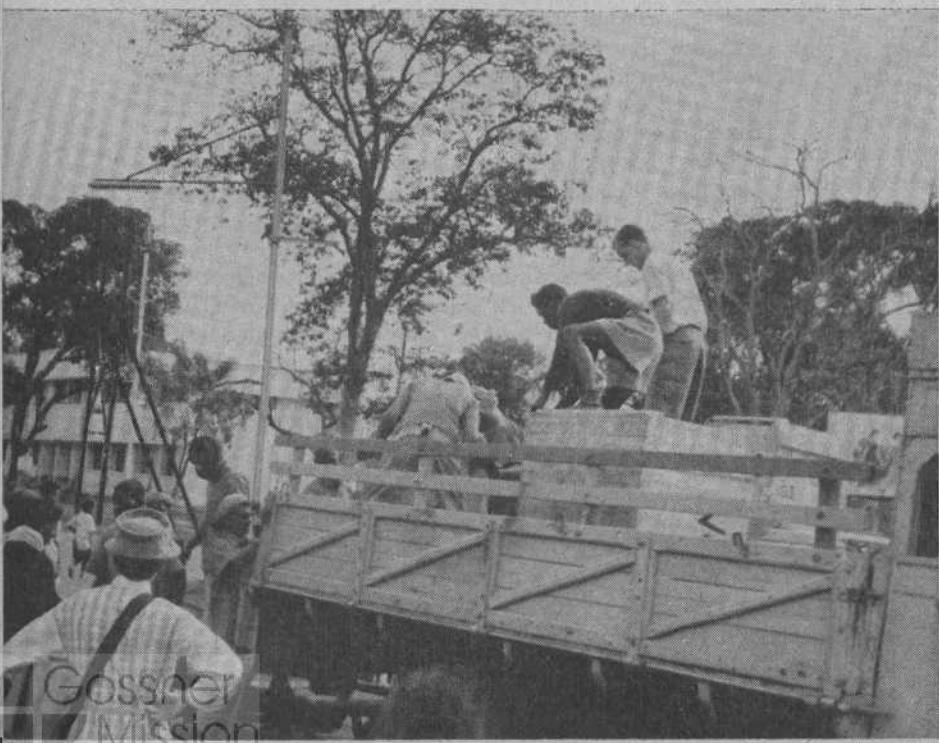
Und später schaukelten wir auf dem Wasser, einen Tag um den andern. Elfmal ging die Sonne im Meer unter und eines Morgens war es soweit. Unser Schiff lag im Hafen von Bombay. Vor uns waren die Häuser von Colaba, dann der Strand bis zum Taj Mahal Ho-

tel und dem Gateway of India, die Docks ... Bombay! Im Dunst gegen die Sonne sah man Elephanta, die Insel mit den Tempelhöhlen. Wenige Stunden später standen wir auf festem Boden jenseits der Hafenbauweise. Indien, da hast du mich wieder! Wie anders ist das zweite Ankommen! So viele Dinge, die einen beim ersten Mal seltsam berührten, sind inzwischen vertraut und alltäglich geworden: die Händler auf den Straßen, die Kinder, die um Bakshisch betteln, die Ayas mit ihren Schützlingen am Gateway, der Geruch von Sandelholz und Yasmine. Man weiß wie man mit Menschen umzugehen hat, die einem die Hühneraugen entfernen oder aus der Hand lesen wollen. Man geht vorsichtig um die Bündel, die fest in Tücher eingewickelt auf dem Gehsteig liegen. Es sind schlafende Menschen. Heiß war es in Bombay, aber wir bummelten trotzdem durch die Stadt und ich spielte Fremdenführer. Die Dadabhai-Naoroji-Road ging es entlang bis zum Fountain und weiter zum Strand. Irgendwo gab es Tee und dann ging die Reise hinauf zum Malabar Hill, den Hanging Gardens und dort sahen wir uns die Stadt von oben an. Es war wie früher. Und doch nicht. Überall sah man Plakate, die daran erinnerten, daß nicht alles so friedlich war, wie es den Anschein hatte: Gib dein Blut, dein Gold, deine Arbeit! Indien braucht es jetzt! – So und ähnlich klangen die Sprüche. Für bestimmte Artikel waren die Preise gestiegen, gewisse Luftfahrtgesellschaften hatten den Ziviltransport eingestellt. Es war doch einiges anders geworden.

Am nächsten Abend saßen die dreieinhalb – nein, vier Amgaonfahrer im Zug in Richtung Rourkela. Zweiunddreißig Stunden dauerte die Reise. In den frühen Morgenstunden des 16. November näherten wir uns dem Lichermeer der Stahlwerkstadt. Und dann wurden wir am Bahnhof ganz herzlich empfangen von Pastor Dr. Peusch und Dr. Horo aus Zadakudar. Sogar die traditionellen Blumengirlanden waren dabei, mitten in der Nacht! Herzlich Willkommen daheim! hörte ich. Ja, Rourkela war schon „fast“ daheim.

Nur noch 100 km nach Süden in den Dschungel mußten wir fahren, dann würden wir am Ziel sein – in Amgaon. Einige Dinge sollten in Rourkela noch besorgt werden und dann wollten wir weiter. Groß war die Überraschung, als am Nachmittag plötzlich Marlies Gründler mit dem Jeep aus Amgaon erschien, ohne daß sie um den Termin unserer Ankunft wußte. Einen Tag später fuhren wir durch den Mangohain auf das Hospitalgelände und wurden mit lautem Jubelgeheul begrüßt. „Es ist wahr, es ist wahr, unser Doktorsahib ist gekommen“, und „Wir danken Gott, daß Sie wieder da sind!“ hieß es. Ich konnte nur staunen über das, was da in vier Monaten geschehen war. So sauber und schmuck waren die Häuser, im Garten grünte und blühte es. Das war nicht einfach so geworden. Ich sah die aufgerissenen Hände und den Schweiß von Mutter Gründler und ich wußte um die Stunden, die Marlies dem Schlaf abgerungen hatte, um alles so zu haben beim Empfang des neuen Chefs, wie sie es sich gedacht hatte. Es war wochenlange harte Arbeit gewesen. Ich konnte es richtig nachfühlen. Und deshalb freute ich mich von Herzen mit,

# Die *B*ildseite



# des Goßnerwerks



6



7



8

- 1 Anlässlich des Besuches von Bundespräsident Dr. Lübke, der für einen ganzen Tag während seiner Indienreise in Rourkela war, fand ein Empfang statt. Im Vordergrund rechts Frau Junghans, Khunitoli.
- 2 Vizepräsident Dr. Zakir Hussein empfing unsere Brüder Thiel und Weissinger, die zu Verhandlungen in Neu Delhi weilten.
- 3 Die neuen Maschinen für die Druckerei der Goßner-Kirche in Ranchi sind soeben wohlbehalten nach langer Reise angekommen und werden mit Freude ausgeladen.
- 4 Ingenieur Kelber als Posaunenbläser.
- 5 Die Christus-Kirche in Ranchi, das Zentrum des Church Compounds unserer Goßner-Kirche, wohin jetzt ein hohes Armees

Kommando Indiens gelegt wurde. Dadurch werden unsere Baupläne sicherlich schwerwiegend beeinflußt.

- 6 Landwirtschaftslehrer W.-D. Tomforde aus Hamburg, der soeben in Khunitoli angekommen ist.
- 7 Unsere im Dezember ausgereisten Brüder und Schwestern nach ihrem festlichen Empfang in Phudi.
- 8 Unsere vier weiteren indischen Studenten sind soeben in Berlin-Tempelhof angekommen. Von rechts nach links: M. Lakra, G. Kujur, S. Kula, Ch. H. Horo.
- 9 Präs. D. Scharf am Abend des Winter-Missionsfestes in Wolfsburg im Kreise einiger Inder und deutscher Brüder, die an dem festlichen Tag mitgewirkt haben.

Zum Titelbild: In diesem Frühjahr wird infolge einer Mißernte der Hunger durch den indischen Bundesstaat Bihar gehen; er wird auch nicht wenige Menschen aus den Gemeinden unserer Goßner-Kirche treffen (vgl. Biene Nr. 6, 1962)

97



als Dr. Rohwedder nach seinem Rundgang meinte: Ich finde es herrlich hier! So schön habe ich mir Amgaon wirklich nicht vorgestellt! — Herzlichen Dank Euch alten Kampfgefährten, daß Euch diese Überraschung so vollkommen gelungen ist!

Inzwischen sind einige Wochen vergangen, und Dr. Rohwedder ist mit seiner Familie nach Nowrangapur gefahren um erst Oriya zu lernen. In Amgaon geht die Arbeit weiter und es ist mir, als ob ich nie fortgewesen wäre. Der Dschangel, die Schakale, die Leoparden, die Wildnis, das einfache Leben, das alles gehört zur Heimat Amgaon.

Eben in diesen Tagen ist Br. Weissinger bei uns zu Besuch, und eine Woche vor Weihnachten wird das Ehepaar Seeburg kommen um das Fest mit uns zu feiern. Geht es uns nicht gut? So viele frohe Ereignisse innerhalb von wenigen Wochen gab es nicht oft in der Geschichte Amgaons.

Und wir freuen uns auf den Großen Tag und sind schon eifrig beim Vorbereiten. Es gibt allerdings kein öligeheiztes, molliges Zimmer, während draußen die Kälte zittert, kein Tannengrün und kein Lametta. Auf dünnen Matten sitzen wir auf der Erde vor dem Haus. In unserer Mitte brennt eine Petroleumlampe und wir tragen Sandalen und Sommerkleider. Aber

in anderer Sprache, mit indischer Melodie singen wir die gleichen Lieder wie überall die Christen um diese Zeit. Jubelnd klingt es in die warme Dezembernacht: — Probhu Jesu Christo preme hele dschato moro pa Bethlehemore ... Gao gao dschoijo giito ... Aus Liebe zu mir ist der Herr Jesus Christus in Bethlehem geboren... Singt, singt ein Siegeslied... So sollen es am Hl. Abend unsere Patienten hören und alle Nachbarn und Freunde aus der Umgebung, die sich an diesem einen Tag im Jahr bei uns einfinden um mit uns zu feiern. Da sitzen sie alle beisammen, die Hindus und Adivasis, die Armen und die Reichen und freuen sich mit, wenn die Christen ihren „Großen Tag“ feiern.

Allen, die mir in der kurzen Zeit in Deutschland mit so viel Liebe begegnet sind, möchte ich noch einmal ganz herzlich danken! Sie haben mir damit mehr geholfen, als Sie ahnen können. Ich möchte meinen Dank in drei Worte fassen, die bei uns daheim im Schwabenland noch in manchen Gegenden dafür üblich sind und einen tiefen Sinn haben: Vergelt's Ihnen Gott vielmals!

Herzliche Grüße aus Amgaon

von Ihrer Maria Schatz

## Auch deshalb - unser Hospital in Amgaon

Unter der Überschrift „Entwicklung der Medizin in Indien“ schreibt die im Kohlhammer Verlag-Stuttgart erscheinende wertvolle Vierteljahres-Zeitschrift „Indo-Asia“ die folgenden aufschlußreichen Sätze. Wenn wir im Licht dieser Mitteilungen an die Arbeit unseres Hospitals in Amgaon denken, so wird uns deutlich werden: *Auch von daher* ist der dort getane Dienst in hohem Maße wichtig.

Vordringlich ist uns freilich die unbeschreibliche *Krankheitsnot*, unter der Tausende von Menschen im Bereich unseres Hospitals hilflos ohne die aufopfernde Hingabe unserer Brüder und Schwestern leiden müssen. Und: Es ist dort eine *Pflanzstätte pflegerischer Ausbildung* für unsere Goßner-Kirche, in der Glieder ihrer Gemeinden immer mehr die Schönheit und Schwere des Dienstes am leidenden Mitmenschen lernen sollten.

Aber darüber hinaus erhalten wir einen interessanten Einblick in die harten Probleme, vor denen Aufbau und Entwicklung des Gesundheitswesens in Indien stehen:

„Seit der Unabhängigkeit Indiens hat sich die Zahl der Medizinstudenten und auch der medizinischen Colleges erfreulich entwickelt. 1947 gab es 21 Ausbildungsstätten für Mediziner, zur Zeit gibt es mindestens 61. Die Zahl der neu zugelassenen Medizinstudenten ist von 3625 im Jahr 1955 auf rund 6000 im Jahr 1960 gewachsen, hat sich also in fünf Jahren um 63 Prozent erhöht. Die qualitative Entwicklung hat mit dieser erheblichen quantitativen Ausweitung jedoch nicht Schritt halten können. Es fehlt sowohl an der Einrichtung der Institute wie auch an erfahrenem Lehrpersonal. Häufig haben die Hospitäler, denen die medizinischen Colleges angeschlossen sind, eine unzureichende Bettenzahl. Den Studenten mangelt es daher an Anschauungsmaterial und dem Lehrkörper an Doktoren, die auch die Eignung haben, Medizinstudenten in die Probleme der Wissenschaft einzuführen. Die Spra-

chenzerplitterung Indiens wirkt sich gerade auf medizinischem Gebiet sehr ungünstig aus. Ein Arzt, der nicht die Landessprache spricht, kann kaum praktizieren. Daraus hat sich ergeben, daß die Zahl der Medizinstudenten in den verschiedenen Staaten sehr ungleich ist. In Uttar Pradesh kamen 1960 auf 1 Million Einwohner 5,3 beginnende Medizinstudenten, in Bihar 9,7, in Westbengalen dagegen 14,3, in Kerala 17,4 und in Mysore 22,8. Ein Ausgleich zwischen den verschiedenen Bundesstaaten ist aber kaum möglich.

.....

Die Planungsbehörde hat vorgesehen, daß bis etwa 1965 die Zahl der Medizinstudenten nochmals verdoppelt werden soll. Hiergegen hat der Indian Medical Council ernsten Einspruch erhoben. ... Insbesondere wendet sich der Council dagegen, daß man ein Kurzstudium ohne theoretische Ausbildung einführt. Man würde dadurch Tausende von Feldschern heranziehen, die eine Mittelstellung zwischen dem Arzt und dem einheimischen Wunderdoktor einnehmen würden. Die Gefahr einer solchen Entwicklung wird zwar von medizinischer Seite gesehen, nicht aber von manchen Mitgliedern der Planungsbehörde.

Die durchschnittliche Bezahlung eines jungen Arztes schwankt nach fünfjähriger Tätigkeit im Regierungsdienst zwischen 375 und 575 Rupies. Frei arbeitende Ärzte können in den Großstädten ein beträchtliches Einkommen haben. Auf dem Land dagegen gibt es fast ausschließlich Ärzte im Regierungsdienst. Die geringe Bezahlung führt natürlich zu einer negativen Auslese. Auch in Europa kennen wir das Problem der oft rücksichtslosen Ausnutzung von Jungärzten. In Indien stellt es sich noch krasser. Eine befriedigende ärztliche Versorgung ist daher kaum vor den siebziger Jahren zu erwarten. Gerade auf diesem Gebiet zeigen sich die Probleme eines Entwicklungslandes mit besonderer Härte.“

# Mission drinnen und draußen

## AUS DER ARBEIT

### Amgaon

Eine besondere Freude für die kleine „Goßner-Familie“ war es, daß Diakon *Weissinger* dort im Dezember eine ganze Woche, und das *Ehepaar P. Seeburg* das *Weihnachtsfest* mit den Unseren verbracht haben. Beide Brüder schrieben sehr beglückt von dem reichen Zusammensein. Ihre Eindrücke von den Möglichkeiten und Erfordernissen der Arbeit sind zweifellos sehr intensiv gewesen, so daß wir im Goßnerhaus gute Unterlagen für die Aufgaben und Pläne der näheren Zukunft erhalten werden.

*Dr. Robwedder*, der mit seiner Familie seit Anfang Januar wieder in Nowrangapur, im Hospital der Jey-purkirche, seinen Sprachstudien nachgeht, ist daneben sehr beschäftigt mit den Bauplänen für die Errichtung des noch erforderlichen Haupt-Traktes des Hospitals, der die ganze Anlage krönen soll. Amgaon wird auch dann, wenn er einmal vollendet sein wird, ein schlichtes *Dschungel-Krankenhaus* sein und bleiben, um der armen Bevölkerung der vielen Dörfer in den ärztlichen Erfordernissen genügen und vollends dazu dienen können, junge Inderinnen aus den Goßner-Gemeinden in der Krankenpflege auszubilden.

Durch die Mithilfe von Bruder *Dr. Jungbans* ist es offenbar gelungen, einen für die gesamte Arbeit so wichtigen leistungsfähigen *Generator* zu bekommen, der das Hospital ausreichend mit elektrischem Licht versorgt. An solchen, uns in Deutschland selbstverständlichen technischen Dingen, hängt draußen unendlich viel.

Der anschauliche Reisebericht von *Schwester Maria Schatz* in diesem Blatt wird die Leser gewiß sehr erfreuen, der Einblick in die ärztliche *Gesamt-Situation Indiens* vermutlich lebhaft interessieren.

### Berlin

Das wichtigste Ereignis im Goßner-Haus in Friedenau war die *Ankunft unserer vier weiteren Studenten aus der Goßner-Kirche* am 14. Dezember auf dem Tempelhofer Flughafen. Der Schnee in den Straßen unserer Stadt war ihnen ein völlig ungewohnter Anblick. Nach wenigen Tagen setzte die große anhaltende Kälte ein – sie haben sie bis jetzt gesundheitlich gut überstanden, und haben gleich nach Neujahr im Goethe-Institut den „Angriff“ zur Bewältigung der deutschen Sprache begonnen. Bis zum Beginn des Sommersemesters hoffen wir mit ihnen, daß sie „gesiegt“ und die Prüfung bestanden haben. Ihre Namen sind *Mini Lakra* (Ranchi), *Georg Silver Jubilee Kujur* (Ranchi), *Singray Kula* (Ranchi), *Christ Hardugan Horo* (Birmitrapur).

*D. Lokies* ist am 11. Januar zum Vortragsdienst im Dekanat *Rüdenhausen* (Bayern), *Dr. Berg* am 19. Januar in das Dekanat *Kronach* gefahren. Mitte Februar werden beide in der *Synode Gütersloh* in Westfalen weilen. Der Vorsitzende der Missionskammer seiner Kirche, *Superintendent Lohmann*, möchte die Gemeinden und Amtsbrüder seiner Synode mit den gegenwärtigen Aufgaben der Goßner-Kirche vertraut machen.

Der *Verwaltungsausschuß* des Kuratoriums hat gleich zu Beginn des neuen Jahres die *finanzielle Lage* der Goßner-Mission ausführlich beraten und den *Wirtschaftsplan 1963* beschlossen. Wenn das Kuratorium auf seiner nächsten Sitzung am 5. März 1963 die Beschlüsse bestätigt haben wird, wird darüber mehr in der nächsten „Biene“ zu berichten sein.

### Fudi

Von unserer Technischen Lehrwerkstatt dort, wo jetzt unsere Freunde Architekt *Götz* und Ingenieur *Kelber* ihre Arbeit aufgenommen haben, kommt die gute Nachricht, daß die *Lizenz für die Einfuhr der notwendigen Maschinen* aus Deutschland erteilt ist. Das ist ja eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Beginn des Unterrichts im Lauf dieses Jahres.

Ebenso sind die Ende September von Bremen verschifften *Maschinen für die kirchliche Druckerei in Ranchi* wohlbehalten angekommen und in den Tagen schwerster Spannung durch Ingenieur *Thiel* von Kalkutta nach Ranchi gebracht worden. Nun hoffen wir dringlich auf das Visum für Herrn *Mittenhuber*, damit nach seiner Ankunft auch auf diesem Gebiet der Beginn der Lehre für junge Inder ins Auge gefaßt werden kann.

### Khunitoli

Unsere Zuversicht hat sich erfüllt: Anfang Dezember erhielt *Landwirtschaftslehrer W. D. Tomforde* die Zusage des indischen Visums, um im Rahmen des Akademischen Austauschdienstes Indien/Deutschland an die landwirtschaftliche Lehrfarm der Goßner-Kirche zu gehen. Nach der Verabschiedung in Mainz-Kastel am 9. Januar ist er am 11. Januar von Genua aufgebrochen. *Tomforde*, Sohn eines Hamburger Studienrats, hatte am 2. Kursus für „Dienste in Übersee“ im Sommer 1962 teilgenommen und im Herbst seine englischen Sprachkenntnisse erweitert. Wir begleiteten den Beginn seiner Tätigkeit als Mitarbeiter von Dr. Junghans mit herzlichen Segenswünschen.

### Mainz-Kastel

*Diakon Weissinger* ist am 13. Januar von seiner elfwöchigen Reise durch einige Länder Asiens (Libanon, Jordanien, Pakistan, Indien, Nepal) wohlbehalten zurückgekehrt. Die Hälfte der ihm zur Verfügung stehenden Zeit konnte er der Goßner-Kirche widmen. Darüber hinaus hat er Stationen besucht, wo in Verbindung mit „Dienste in Übersee“ ausgereiste Menschen tätig sind. Er hat im Goßnerhaus gleich nach seiner Ankunft eine Fülle von Eindrücken mitgeteilt – sie zeigten, wie wichtig dieser anstrengende Reisedienst war – und wird dem Kuratorium am 5. März berichten.

Am 1. Februar hat der 3. Kursus der *Arbeitsgemeinschaft „Dienste in Übersee“* mit 22 Teilnehmern begonnen, die dann im Laufe des Jahres wieder in verschiedene überseeische Länder und Kirchen ausreisen werden. Davon wird später noch zu berichten sein. Bruder *Weissinger* wird wieder die hauptverant-

wortliche Leitung innehaben. Es ist schön, daß unsere Kasteler Brüder nochmals diese wichtige Zurüstung dienstfreudiger junger Menschen zu tun gebeten wurden.

*Pfarrer Symanowski* hat am 5. Januar den Flug über den Atlantik angetreten und schon den ersten Gruß aus Mexiko gesandt, wo er an einer Konferenz leitender Kirchenmänner der Baptisten Nordamerikas teilnimmt. Am 1. Februar wird dann seine Vortragsreise durch die USA beginnen, die ihm viel Kraft ab-

fordern aber auch eine Fülle von Erfahrungen für die eigene Arbeit vermitteln wird.

Mexiko – ein außerordentlich rasch wachsendes Land, wo die Hälfte der Menschen unter 20 Jahren alt ist; eine Abkehr vor allem von der katholischen Kirche in großer Breite; ein starker Strom der Verweltlichung, angesichts deren jene Konferenz nach dem Zeugnis des Evangeliums in dieser sich neu formenden Gesellschaft fragt – das sind einige seiner ersten Eindrücke, die er mitteilte.

## PSALM 23

Ein schönes Zeugnis für den Geist, in dem der jetzt in Mainz-Kastel stattfindende VII. Seminar-Pastoren-Kursus für den Dienst in der Industrie arbeitet, ist die nachfolgende Umschreibung und Vergegenwärtigung des 23. Psalms, die einer der Teilnehmer, *Dr. Klaus Meyer zu Uptrup* für den letzten Rundbrief von *Pfarrer Symanowski* beigesteuert hat.

(1) Gott darf ich vertrauen, grenzenlos; mir wird's an nichts fehlen.

(2) In einem Land läßt er mich wohnen, wo die Wirtschaft gedeiht, in den Geschäften bereit liegt, was ich zum Leben gebrauche. Er hat mich geführt, daß ich Arbeit gefunden, aus der mein Einkommen fließt und ich meine Bedürfnisse stillen kann.

(3) Er gibt mir in Freizeit und Urlaub meine Lebenschraft zurück, wenn ich erschöpft von der Arbeit nach Hause zu meiner Familie komme.

Er führt mich in meinem Leben auf die richtigen Wege, er zeigt mir seinen Willen, daß ich die richtigen Entscheidungen treffe und für seine Ehre in der Welt wirke.

(4) Auch wenn ich hinein muß in eine schreckliche Krise, im Kreis meiner Lieben, im Gefüge unserer Wirtschaft, in der Weltpolitik, fürchte ich kein Unheil; denn du bist bei mir, Christus. Deine Macht schützt besser als die Aufrüstung der Großmächte, und mit den Schlägen des Schicksals holst du mich zu dir zurück.

(5) Du deckst vor mir einen Tisch in deinem Hause! Draußen zerreißt mich der Streit, der Unfriede zerreißt die Gemeinschaft der Menschen und der Mächte.

Du aber fügst mich und die anderen hier durch das Brot deines Mahles und die Gemeinschaft deines Leibes zusammen.

Du füllst uns den Kelch und läßt uns zugute kommen das Blut, das du am Kreuze vergossen.

(6) Nur Gutes wird mir zuteil alle Tage meines Lebens, weil Gott so zu mir hält und er durch Christus zu mir spricht.

Darum will ich bleiben mit den anderen zusammen in der Gemeinschaft mit Christus solange ich lebe.

*Dr. Klaus Meyer zu Uptrup*

### Ranchi

Vom 28. bis 30. Dezember 1962 hat die *Konferenz der deutschen Mitarbeiter* in der Goßner-Kirche stattgefunden. Die ersten Berichte lassen erkennen, wie wichtig diese Tage der Gemeinschaft und Beratung für unsere Freunde waren. Präsident *Lakra* war gleich zu Beginn unter unseren Brüdern und Schwestern, eine gemeinsame Abendmahlfeier beschloß das Zusammensein. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß diese Zusammenkünfte fortan regelmäßig stattfinden.

Missionsinspektor *P. Seeberg* hofft mit seiner Frau bis Ende Januar alle Teile der Goßner-Kirche besucht zu haben, einschließlich Assam und der Missionsgebiete der Kirche in Madhya Pradesh und anderwärts. Wir freuen uns, daß er durch die zweifellos anstrengenden Reisen einen umfassenden Einblick in unsere junge Bruderkirche gewinnen konnte – weithin begleitet von Vizepräsident *Dr. Bage*. Diese Tatsache wird seinem Heimat-Dienst später zweifellos zugute kommen. Anfang März erwarten wir ihn und seine Frau in Deutschland zurück. Die Übersiedlung mit seiner Familie ins Goßnerhaus wird wahrscheinlich erst nach Ostern erfolgen.

# Anerkennung für Dr. Junghans

Mit herzlicher Dankbarkeit erfüllen uns folgende Sätze aus dem letzten Brief von *Dr. Junghans* über den *Ausfall der Ernte*: „Die Reisernte hat Verluste im Futterbau etwas ausgeglichen, den Schwierigkeiten in der Geflügelzucht glauben wir auf der Spur zu sein, im Kuhstall haben wir ohne Unterbrechung eine glückliche Hand gehabt.“

Die notwendige Bautätigkeit auf der Lehrfarm — ermöglicht durch „Brot für die Welt“ — konnte so erstaunlich schnell vorangetrieben werden, daß für *Anfang April* der *festliche Einweihungstag* vorgesehen ist, der in etwa den Abschluß der ersten Ausbau-Periode bezeichnet. Es wird dann genau zwei Jahre zurück sein, daß das *Ehepaar Junghans* in Khuntitoli eintraf und seine Tätigkeit begann. Davon wird dann ausführlich zu berichten sein.

Unseren Freunden in Khuntitoli ist es ein wenig schmerzlich, daß sie in der letzten Zeit der großen Lesergemeinde der Goßner-Biene gegenüber verhältnismäßig schweigsam waren. Dr. Junghans sendet aber dafür den vor kurzen erhaltenen Brief des Deutschen Botschafters in Neu Delhi mit dem Vermerk, „damit die Heimatgemeinde sieht, daß es in Khuntitoli noch vorangeht.“

## Botschaft der Bundesrepublik Deutschland

Botschafter G. F. Duckwitz

Neu Delhi d. 8. 12. 62

Herrn  
Diplom-Landwirt Dr. Junghans  
Agricultural Training and  
Development Center

Khuntitoli  
P. O. Simdega/Bihar

Sehr geehrter Herr Junghans!

Als Herr Bundespräsident Dr. Lübke in den vergangenen zwei Wochen zum Staatsbesuch in Indien war, hat er sich für die Entwicklung der Landwirtschaft ganz besonders interessiert. Gerne hätte er deshalb Ihr Ausbildungs- und Entwicklungsprojekt in Khuntitoli besucht. Sein Wunsch hat sich bei der Fülle des vorgeschriebenen Protokolls und der Kürze der verfügbaren Zeit leider nicht verwirklichen lassen.

Der Herr Bundespräsident ist über die aufopferungsvolle Arbeit, die Sie leisten, und die außergewöhnlichen Erfolge, die Sie bereits erzielt haben, unterrichtet. Er hat mich gebeten, Sie und Ihre Mitarbeiter in seinem Namen herzlich zu grüßen und ihnen alles Gute für die Zukunft zu wünschen. Als Anerkennung Ihres beispielhaften Einsatzes sind Ihnen die anliegenden drei Schecks über je Rs. 1001,- zugeschlagen, die Sie im Rahmen Ihres Projektes verwenden mögen.

Mit den besten Grüßen und Wünschen,  
Ihr G. F. Duckwitz



## Wintermissionsfest in Wolfsburg

Das Wintermissionsfest in Wolfsburg, das vom 26. bis 28. Februar 1963 stattfand, erhielt meine besondere Bedeutung durch die Mitwirkung von Präsident *D. K. Scharf*, dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Goßner-Mission.

Leider war es Herrn Missionsdirektor *Dr. Berg* wegen dienstlicher Verpflichtungen in Bayern nicht möglich, nach Wolfsburg zu kommen. In seinem, in der Wolfsburger Kirchenzeitung „Der Turmhahn“ abgedruckten Grußwort weist er auf die stürmische Industrialisierung gerade des Gebietes der Goßnerkirche hin und schreibt: „Wenn jemand, dann müßten die Christen der jungen Industriestadt Wolfsburg, die viele Hunderttausende ihrer Volkswagen in fast alle Länder der Erde sendet, den Gang des Reiches Gottes in dem überwiegend heidnischen, aber sich unaufhaltsam modernisierenden Indien mit innerster Anteilnahme und hilfreicher Opferbereitschaft verfolgen.“

Im lutherischen Hannover hat die Goßner-Mission seit Jahrzehnten viele Freunde gehabt; nicht nur in Ostfriesland, wenn auch dort im besondere Maße.“

Über die Veranstaltungen, besonders die Hauptveranstaltung am Sonntag nachmittag in der Stadthalle von Wolfsburg, sandte uns Pastor *R. Dobrman*, Kuratoriumsmitglied der Goßner-Kirche, folgenden Bericht:

Vom 26. bis 28. Januar fand das Wintermissionsfest der Goßner-Mission in Wolfsburg statt. Seit drei Jahren ist eine bis in das vorige Jahrhundert zurückreichende Tradition wieder zum Leben erweckt worden. Die gräfliche Familie auf dem Schloß Wolfsburg unterhielt lebendige Beziehungen zum Missionshaus in Friedenau.

Überhaupt ist Wolfsburg eine für die Sache der Mission aufgeschlossene Stadt. Im nächsten Jahr wird das 80. Sommermissionsfest im Park des Schlosses Wolfsburg stattfinden. Die Hermannsburger Mission, die Berliner Mission und Vertreter eines Werkes der

Inneren Mission informieren nicht nur die Wolfsburger Gemeinden. Aus den umliegenden Dörfern kommt eine stattliche Zahl von Missionsfreunden zusammen und hört im Sommer insbesondere von den Arbeitsgebieten der verschiedenen Missionen in Afrika.

Im Winter dagegen werden die Gedanken der Missionsgemeinde durch die Vertreter der Goßner Mission nach Asien gelenkt. Das diesjährige Wintermissionsfest erhielt seine besondere Bedeutung durch die Mitwirkung des Ratsvorsitzenden der EKiD Präsident *D. Kurt Scharf*, Vorsitzender im Kuratorium der Goßner Mission.

Am Sonntagnachmittag begrüßte Landessuperintendent *Peters*, Celle, im Namen von 1300 Gemeindegliedern aus Wolfsburg und Umgebung den Ratsvorsitzenden, Oberstadtdirektor *Dr. Hesse* entbot die Grüße der Stadt Wolfsburg.

„Christus – das Licht der Welt“. Die Losung von Neu Delhi war das Thema der Ansprache *D. Scharfs*. Christus ist nicht irgendein Licht unter den Religionen der Völker. Er ist das Licht der Welt. Der Präsident ließ keinen Zweifel daran, daß Christus und in seiner Nachfolge die Christen sich in der Begegnung mit dem Hinduismus, Buddhismus und Islam als die Kraft bewähren werden, durch die die Aufgaben und Probleme unseres Zeitalters voll Zuversicht und Hoffnung angepackt werden können. Die Religionen in der Welt werden sich dem Evangelium und dem für sie unerträglichen Anspruch, das Licht zu sein, widersetzen. Die christlichen Kirchen werden sich inmitten dieser weltweiten Auseinandersetzungen näher kommen. Der Ratsvorsitzende nannte Zeichen solcher Annäherung, auch der Annäherung zwischen der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche. Die orthodoxen Kirchen sind schon seit langem nicht mehr aus dem Prozeß der ökumenischen Bewegung aufeinander zu ausgeschlossen. Die russisch-orthodoxe Kirche steht seit Jahren in einem regen theologischen und menschlichen Austausch mit den Kirchen des Westens. „Der Schatten der Spaltung der Konfessionen ist im Schwinden begriffen“. Aus dieser ökumenischen Bewegung haben die deutschen evangelischen Kirchen neue Anstöße bekommen.

„Christus – das Licht der Welt“! Der Ratsvorsitzende zog die Linie vom Goßner Haus in Mainz-Kastel über die industriediakonische Tätigkeit der „Arche“ in Wolfsburg bis zu den Gruppen junger Christen in der DDR. Überall geht es um dieselbe Aufgabe: Christus als das Licht der Welt zu bezeugen, die Kraft des Evangeliums nicht zu verleugnen, sondern in der Welt wirksam werden zu lassen. Das Fasten und das Opfer der indischen Christen sind genauso Hinweis auf die Herrschaft Christi wie die neu entstandenen ordensmäßigen Gemeinschaften und die Kreise der evangelischen Akademien.

Daß Mission nicht Sache einer Gesellschaft und besonderer Spezialisten, sondern Sache der ganzen Kirche und aller ihrer Glieder an allen Orten ist, wurde durch den Präsidenten mit Hoffnung und überzeugender Kraft dargelegt. Die Missionsgemeinde in der Wolfsburger Stadthalle erhielt einen kräftigen Anstoß.

Kirchenrat *Lokies* stattete anschließend den Wolfsburger Gemeinden den Dank der Goßner Mission für alle bisherige Hilfe ab und stellte gleichzeitig *R. Lakra* als den Stipendiaten der evangelischen Gemeinden der Stadt Wolfsburg vor. „Ich habe gleich einen ganzen Urwald mitgebracht“, rief *D. Lokies* aus und

wies auf den „Tiger“ (wörtliche Übersetzung des Namens von R. Lakra), den „Löwen“ (Singh) und auf die „Wachtel“ (Kerketta) hin.

Am Abend des Festsonntags versammelten sich 150 Pastoren, Kirchenvorsteher und kirchliche Mitarbeiter im Saal des Martin-Luther-Hauses, um von D. Scharf über die augenblickliche Lage der Evangelischen Kirche im Osten und Westen Deutschlands informiert zu werden. Sup. Grote, Fallersleben, war der Sprecher aller, als er dem Ratsvorsitzenden für sein Kommen und sein helfendes und ermutigendes Wort in Wolfsburg dankte.

Es ist schon fester Bestandteil jedes Wintermissionsfestes in Wolfsburg, daß in einigen Gemeinden

der Stadt über besondere Themen aus der Arbeit der Mission intensiver gesprochen wird. So fanden an zwei Tagen gut besuchte Seminare mit dem Thema „Buddhismus“ und dem Thema „Der Auftrag der Kirche in Indien“ in der Heilig Geist-Kirche und in der Kreuzkirche statt.

In den Predigten der Festgottesdienste am Sonntagmorgen und durch alle anderen Veranstaltungen hindurch wurde deutlich, daß die Sendung der Kirche in die Welt die Sendung all ihrer gestärkten und angefochtenen, ihrer getrosteten und geängstigten Glieder bedeutet. Die Sendung geschieht nicht im Dunkeln, sondern in dem Licht, daß die ganze Welt erhellt.

R. D.

## Eröffnung des Missionssenders in Addis Abeba

Ende Februar 1963 wird Bischof D. Meyer/Lübeck in der Hauptstadt Äthiopiens den nach mehrjährigen Vorbereitungen fertiggestellten Sender „Stimme des Evangeliums“ in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes eröffnen. Ein bedeutsames Ereignis, an dem wir nach jeder Richtung hin — in Mitfreude, Fürbitte und Opfer — Anteil nehmen sollten.

Es ist schon etwas Besonderes, daß die christlichen Kirchen aus aller Welt in großer ökumenischer Gemeinsamkeit den Entschluß gefaßt haben, ihren Missionsauftrag an die nichtchristliche Welt durch die Errichtung eines Rundfunksenders besser, schneller und moderner auszurüsten. Planung, Trägerschaft und finanzielle Verantwortung liegen beim Lutherischen Weltbund. Aber in enger Zusammenarbeit mit der Kommission für Weltmission des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf steht die Mitarbeit den „Nationalen Christenräten“ in ganz Afrika und in weiten Teilen Asiens offen. Entsprechende Abmachungen sind erfolgt, so daß die Hälfte der Sendezeit nicht-lutherischen Kirchen zur Verfügung steht. Von Madras/Südindien über den Nahen Osten bis in die einzelnen Gebiete Afrikas — Südafrika und die Insel Madagaskar eingeschlossen — zieht sich ein Netz von einzelnen Studios, welche Sendungen in den verschiedenen Sprachen vorbereiten, die dann von Addis Abeba ausgestrahlt werden. Es haben jetzt Überlegungen begonnen, ob auch für den Nordosten Indiens — in Kalkutta oder Ranchi im Gebiet der Goßnerkirche — ein weiteres Studio des Missionssenders geschaffen werden soll, damit auch zu den Menschen dieses Gebiets die „Stimme des Evangeliums“ auf dem Wege des Rundfunks dringen kann. An dem Fortgang und Ergebnis dieser Erwägungen werden wir Goßner-Leute sehr lebhaft Anteil nehmen.

\* \* \*

Es ist wahrhaftig ein moderner Weg, auf dem die gute Botschaft in die Völkerwelt auf allerlei Weise hineingetragen wird. Ist etwa jemand unter den Lesern der „Biene“, der daran Anstoß nimmt, weil er sich das Angebot des Evangeliums nur auf hergebrachte, ihm vertraute Weise denken kann? Ihn möchte ich an das Wort des Paulus im Philipperbrief erinnern: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein ... kann satt sein und hungrig“ (Kap. 4/2). Diese königliche Freiheit des Christen, seine persönliche Lebenslage in großer Unterschiedlichkeit sehr gelassen von Gott anzunehmen, möchte ich abwandeln und sagen: Die Christenheit soll in großer innerer

Unabhängigkeit und Bereitschaft zu beiden fähig sein; ihre Glieder, Diener und Boten in der Stille und abseitige Verborgenheit eines schlichten, von der Welt kaum beobachteten Dienstes zu entsenden, wo es in großer Entschuldigung und hingebender Treue zu arbeiten gilt. Ich denke dabei etwa an unsere Brüder und Schwestern in Amgaon, aber zugleich an viele, viele andere, die mit dem Wort und der Tat Gottes Reich bauen. Zugleich aber hat sie die Ermächtigung und Freiheit, weithin sichtbar und hörbar mit den neuesten Mitteln das alte, ewige und stets revolutionäre Evangelium in die Welt hineinzurufen. Niemand stoße sich daran, daß sie sich mit der Errichtung des „Afrikasenders“ für diese moderne Möglichkeit zur Erfüllung ihres Auftrages entschieden hat.

\* \* \*

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß der Dienst des Senders in großer Vielfalt getan werden muß. Schon im Mitarbeiter-Stab unter der Leitung von Dr. Sigurd Aske, einem amerikanischen Lutheraner, wirken Menschen aus Skandinavien, Deutschland und USA mit Gliedern afrikanischer Kirchen zusammen. Denkt man vollends an die bald zehn Studios von Tananarivo auf Madagaskar über Beirut bis nach Madras, so sind es Menschen aus sehr vielen Ländern und Kirchen, die sich zusammengetan haben, um den Menschen Afrikas und Asiens in ihren verschiedenen Sprachen mit dem Evangelium zu dienen und aus dem Geist Jesu Christi heraus in ihr Leben hineinzusprechen — ob sie in einem indischen Dorf oder in der arabischen Wüste leben, in den Weiten von Tanganjika und Kenia, in den Bergen Äthiopiens oder irgendwo an den Ufern der großen Ströme und Seen Afrikas wohnen. Die Programme werden sehr darauf bedacht sein müssen, in die raschen sozialen Wandlungen dieser Gebiete hineinzusprechen, den ungeheuren Hunger nach Lehre und Kenntnis zu befriedigen und in allem den Geist dessen hindurchleuchten zu lassen, um desentwillen all die Arbeit und Mühe zum Aufbau des Senders geschah und die großen Opfer zu seiner Errichtung von unzähligen Christen in den Kirchen vieler Länder gebracht wurden.

\* \* \*

Sicherlich, Fürbitte und Opfer werden auch in Zukunft nicht erlahmen dürfen, um dieses große missionarische Werk zu tragen. 4½ Millionen D-Mark hat schon bisher der Aufbau gekostet; dabei ist er noch nicht einmal ganz vollendet, und auch die Einrichtung der verschiedenen regionalen Studios erfor-

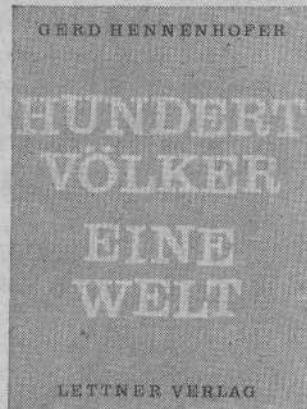
dert besondere Mittel. Die ab 1. März beginnenden, laufenden jährlichen Kosten sind ebenfalls nicht unter eine Million DM zu veranschlagen gewesen. Wenn also in diesen Wochen in der evangelischen Christenheit Deutschlands zum zweiten Mal die besondere Opferbereitschaft hin und her in den Kirchen angesprochen wird, so geschieht das sicherlich nicht zum letzten Mal. Die große gemeinsame missionarische Aufgabe des Senders in Addis Abeba ist nur durch die anhaltende Treue derer zu erfüllen, die um den Ernst

und die bleibende Gültigkeit von Jesu Sendungsbefehl an seine Jünger wissen.

\* \* \*

So sollen unsere Gedanken und Gebete am 26. Februar als dem Tag der Einweihung nach der Hauptstadt Äthiopiens, nach Addis Abeba, gerichtet sein. Sie umschließen alle, die bis zur Stunde und die in Zukunft ihre Hände an dies Werk gelegt haben. Möchte Gott segnen, was in seinem Namen begonnen und im Aufblick zu ihm auch ferner getan wird! Bg.

## Für Ihren Gemeindeabend besonders zu empfehlen!



### GERHARD BRENNCKE Das Tor ist offen

Afrika ist im letzten Jahr in dramatischer Weise in das Scheinwerferlicht der Weltpolitik geraten. Es „macht Schlagzeilen“. Die Meldungen aus dem Bereich der großen Politik will dieses Heft, das reich bebildert ist, durch die Schilderung des Wandlungsprozesses ergänzen, den die vielen Millionen Menschen zählende Christenheit Afrikas heute durchmacht. Ein neues, weithin ungekanntes Licht fällt auf die Ereignisse im „dunklen Kontinent“. Wir sehen plötzlich neu, sehen es anders, welche Bedeutung die Vorgänge dort für Europa und die Welt haben. Ein christliches Afrika? Das ist die Frage, die sich durch das Heft zieht, das für Schule und Kirche von besonderem Wert ist.



### GERD HENNHOFER Hundert Völker — eine Welt

Von den mehr als achtzig Entwicklungsländern ist in diesem Heft die Rede und von den vielfältigen Verzahnungen, durch die ihr Schicksal mit dem der „reichen“ Völker verbunden ist. Kenntnisreich, aufregend und mit Hilfe von rund 50 Fotos besonders anschaulich, schildert der Autor die Verschiedenartigkeit der Mentalität bei den Menschen in den afro-asiatischen Ländern und bei uns und fordert den Westen auf, mehr Verständnis für die Lebensgewohnheiten in anderen Weltteilen zu gewinnen. Auf dem Boden dieses gegenseitigen Verstehens könnte eine Hilfe entstehen, die die hundert Völker zu einer friedlichen Welt zusammenwachsen lässt und deren Möglichkeit der Autor in evangelischer Sicht andeutet.

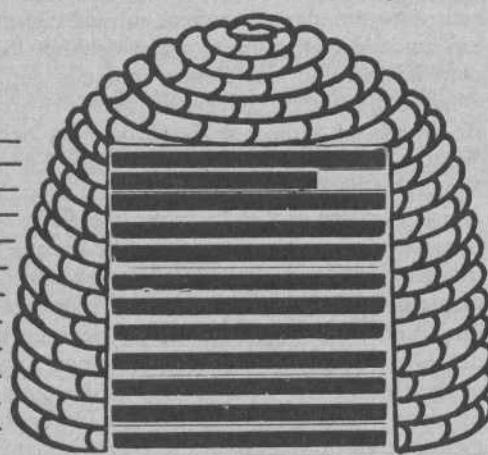
Der Preis des Einzelheftes beträgt 1,80 DM

ab 50 Stück je DM 1,70  
ab 100 Stück je DM 1,60  
ab 250 Stück je DM 1,50

Wir besorgen Ihnen alle Bücher, die Sie sich wünschen, schnellstens ohne Mehrkosten!  
Buchhandlung der Goßner-Mission / 1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20 / Ruf: (0311) - 83 4071

Die Opfer der Liebe unserer Freunde haben im Jahr 1962 den „Bienenkorb“ nahezu ganz gefüllt. Von Herzen dankt das Kuratorium und mit ihm das Goßnerhaus allen, die dadurch entscheidend geholfen haben, daß der Dienst getan werden konnte. Wir haben die Summe fast erreicht, auf die wir gehofft und um die wir gebeten hatten. Möchte Gottes Segen auf alle Beter und Täter zurückströmen! Durch die Erfahrung des verflossenen Jahres gestärkt, haben wir gewagt, im „Wirtschafts-Plan“ der Goßner-Mission 1963 eine um 10% erhöhte Summe an Opfern und Gaben einzusetzen. Die Fülle der Aufgaben drängte dazu. Möchten wir in unserer Hoffnung nicht enttäuscht werden!

Jan.	
Febr.	
März	
April	
Mai	
Juni	
Juli	
Aug.	
Sept.	
Okt.	
Nov.	
Dez	



## Unsere Gabensammlung

sollte im Jahre 1962

betrugen . . . . . 300000,00 DM

sie beträgt . . . . . 293214,81 DM

## Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19/20 oder Wiesbaden-Kastel, General-Mudra-Str. 1-3 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin 41; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft, Wiesbaden-Kastel

# Gossner Missionenblatt



Berlin, Mai 1963

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Nr. 2



Blick in den Verhandlungssaal der „Missions-Synode“  
der EKD in Bethel, 10. - 13. März 1963

# ER - nicht wir!

Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, auf daß, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe.

Joh. 15, 6

Welch ein Vermächtnis! „Es schlägt den Stolz und mein Verdienst darnieder, es stürzt mich tief und es erhebt mich wieder.“ Wollten wir mutlos werden, weil die Kraft unseres Glaubens so kläglich, unsere Entscheidungen so halbherzig und die Ergebnisse unseres Mühens so dürftig sind: Welch ein aufmunternder, aufrufender Trost! Denn nicht wir haben ihn – mit ganzem oder halbem Herzen, mit großer oder schwacher Kraft – erwählt, sondern er hat uns erwählt. Mit ganzem Herzen und mit aller Kraft.

Wollte aber der fromme Stolz der „Erwählten“ sich in unserer Haltung einnisten – davon gibt es viele Spielarten –: Welch eine demütigende Zurechtweisung! Nicht die Entschiedenheit unseres Glaubens, die Aufrichtigkeit unseres Bekenntnisses, die Gediegenheit unserer Einsichten und Erkenntnisse macht uns zu Brüdern Jesu Christi. Nicht was ich von ihm halte, gibt meinem Leben Inhalt, sondern was er von mir hält.

Nicht du bestimmst die Kraft, mit der Gott dich liebt. Wenn du etwa mit deiner Vergangenheit abrechnest: wird es eine gute Bilanz? Hast du in all den verantwortungsreichen und entscheidungsschweren Zeiten immer auf der „richtigen“ Seite gestanden? Immer zur richtigen Zeit Ja gesagt, und an der richtigen Stelle Nein?

Sei getrost. Nicht die Qualität deiner Vergangenheit, nicht die Summe deines Lebens macht dich zum geliebten Kind des Vaters, sondern Jesu Vermächtnis, daß er dir wieder mitteilen läßt: Ich habe dich erwählt.

Und nicht du bestimmst die Kraft, mit der Gott andere Menschen liebt. Macht nicht unsere Wahl uns zu Erwählten, so macht auch nicht unser Verwerfen irgend jemanden zum Verworfenen. Das gehört dazu, und es ist wichtig, daß wir uns das merken. Jesu Erwählung ist nicht etwas, was dich von anderen Menschen unterscheiden und scheiden soll. Jesu Erwählung ist zuerst und vor allem etwas, was dich mit anderen Menschen zusammenbindet! Und mit welchem Recht wollten wir nun doch wieder bestimmen wollen, wie groß der Kreis ist, von dem Jesus sagt: „Ich habe euch erwählt“?

Als Gottes Wahl auf dich fiel, hat er dir keine Bedingungen gestellt. Er hat dich keiner Prüfung unterzogen, ob du seiner Wahl auch würdig bist. Und ob du durchhälten wirst. Er hat uns genommen, wie wir sind.

Ob jemand aber als sein Erwählter bleiben kann, wie er ist: das ist eine andere Frage. Das wird sich zeigen.

Das wird sich zeigen: „Daß ihr Frucht bringet“. Uns wird hier versprochen, daß unser Leben nicht fruchtlos bleiben wird! Insofern bleiben wir also ganz bestimmt nicht einfach die, die wir sind. Insofern bleibt mit uns nicht alles beim alten. Denn bliebe bei uns alles beim alten, wie würden wir da Frucht bringen? Bleibende Frucht? Jesus verspricht uns in seinem Vermächtnis, mit uns das zu tun, was wir selber nicht fertig bringen: uns zu ändern. So, daß wir Frucht bringen.

\*  
Frucht: Das ist nicht „Erfolg“, oder „Befriedigung“, oder „Anerkennung“. Du hast sicher auch schon gelegentlich erlebt, wie quälend dieses Gefühl ist: Keine Befriedigung in deiner Arbeit zu finden, kein Echo zu spüren, keine Anerkennung zu finden, nicht voranzukommen, nichts Rechtes zu vollbringen. Es ist schon schlimm, wenn es einem gelegentlich so geht; aber denke daran: Es gibt Menschen, die immer so leben. Unsere moderne Welt hat Berufe hervorgebracht, die nun einmal getan werden müssen, und die doch niemanden befriedigen können. Wieviel Leerlauf mag um dich her sein; wieviel stille Verzweiflung darüber, an einem sinnlosen, freudlosen Platz zu stehen! Es lohnt sich, gelegentlich einen Gedanken auf solche Menschen zu verwenden, und wohl auch ein Wort der Fürbitte. Denn es ist nicht wahr, daß solche Menschen „selber daran schuld sind“.

Fruchtlos muß ein Leben deshalb nicht sein. „Erfolg haben“, das kann vielleicht nur das Streben, die Tüchtigkeit, das Kämpfen. Aber Frucht bringen: das kann auch das Verzichten, das Leidenmüssen, das Scheitern! Ja, es will sogar scheinen, als sei im Reiche Christi das Scheitern-Können eine angemessene Kunst als das Erfolge-Erringen! Denn das Reich Christi beginnt am Kreuz von Golgatha, und alle wahre Frucht wächst auf diesem Grunde: auf dem Leiden und Scheitern Jesu.

\*  
Und nun verspricht uns Jesus in seinem Vermächtnis: Er wird uns so ändern, daß wir Frucht bringen, bleibende Frucht.

Ob er uns etwa so ändern will, daß wir lernen, in aller Getrostheit zu leiden, zu scheitern – zu „sterben“? in unseren Plänen und Entwürfen, in unserm Trachten und Streben? Wenn es denn so ist: Gott helfe uns, daß wir das lernen.

Pastor Krockert – Mainz-Kastel

# DIE MISSIONS-SYNODE

## der Evangelischen Kirche in Deutschland 10.-13. März 1963 in Bethel

Darf man der Zusammenkunft der gewählten und berufenen Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Synode in Bethel tatsächlich und schon heute diese besondere Bezeichnung geben und die Erwartung aussprechen, daß sie als die „Missionssynode“ in die Kirchengeschichte eingehen wird? Wir meinen es in der Tat, entgegen allem Augenschein und obwohl die Tagespresse andere Verhandlungspunkte und Diskussionen der Berichterstattung für würdiger erachtete: *Alle Beschlüsse* über die zukünftige Verantwortung der evangelischen Kirche und ihrer Mitglieder für die Weltmission wurden *einmütig* gefaßt; nicht etwa so, wie etwa lästige aber unumgängliche Punkte rasch und ein wenig nebenbei erledigt zu werden pflegen, sondern nach drei gründlichen Vorträgen, eintägiger Beratung im Ausschuß und einer Diskussion aller Vorlagen im Plenum, die ohne Zeitdruck Raum hatte für die sorgfältige Erwägung dessen, was zur Beschußfassung vorlag. Nein, man kann wirklich nicht sagen, daß die Synode nicht wußte, was sie tat und beschloß, als sie zur Aufgabe der Weltmission, die der evangelischen Christenheit durch Befehl und Verheißung ihres Herrn und Heilands gegeben ist, ihr volles und uneingeschränktes Ja sagte. Schmerzlich in der Freude über diese einmütige Entscheidung war allein die Tatsache, daß die 39 Synoden aus den *deutschen Ostkirchen* sie nicht mitvollziehen konnten, weil sie in Bethel fehlten. Aber damit ist schon angedeutet, daß die Synode wahrhaftig auch noch andere, schwere und große Fragen zu behandeln und zu ordnen hatte. Daß auch die abwesenden Brüder und Schwestern ohne Ausnahme ihre Zustimmung zu den „Missions-Beschlüssen“ gegeben hätten, ist uns freilich gewiß.

\* \* \*

Es sind genau genommen *vier* in sich zusammenhängende *Beschlüsse*, welche die Kirchen-Versammlung der Abgeordneten aus allen westdeutschen Gliedkirchen der EKD faßte:

1. Die längere, zugleich grundsätzliche und sehr praktische *Erklärung zur Frage der Weltmission*, wie sie sich heute stellt und jeder Gemeinde, jeder Lan-



Bischof D. Meyer, Lübeck, bei seinem Vortrag vor der Synode

deskirche im evangelischen Deutschland sowie dessen Kirche als Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe und der Sendung in die Welt insgesamt gestellt ist, — dieses Dokument wurde gutgeheißen.

2. Der Rat der Evangelischen Kirche wurde beauftragt, mit dem „Deutschen Evangelischen Missions-Rat“ in Hamburg als der Vertretung aller Missionsgesellschaften eine schon sorgsam durchberatene Vereinbarung abzuschließen, die die Errichtung einer „Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“ zum Ziel hat. Deren leitendes Organ soll 12-14 Mitglieder haben — je zur Hälfte von der Kirche und vom Missions-Rat berufen —, die die Verantwortung dafür übernehmen, daß die evangelische Christenheit Deutschlands immer stärker und besser die ihr zukommenden Aufgaben für den Lauf des Evangeliums zu allen Völkern übernimmt.

3. Am *Karfreitag* 1963 sollen alle unter dem Kreuz Jesu Christi versammelten Gemeinden von einem *Wort* angedreht werden, das die Synode über die Missionsaufgabe an sie richtet.

4. Die *Vorträge* (von Präses Beckmann-Düsseldorf, Bischof Meyer-Lübeck und Oberkirchenrat Riedel-München) zu dem Missions-Thema *sowie die Beschlüsse* sollen rasch im Druck erscheinen und den Gemeinden und ihren verschiedenen Arbeitskreisen die Möglichkeit geben, dem nachzudenken, was die Synode verhandelte und *einmütig* verabschiedete.

Es ist sicher dieser letzte Beschuß nicht der wichtigste unter den vier genannten, aber es ist außertypisch dankenswert, daß jeder, der diese Zeilen liest und dem das Herz darüber brennt, daß seine Kirche besser und mehr als bisher den Gehorsam gegen Jesu Ruf in das Erntefeld erfüllen möchte, bis in den Wortlaut hinein nachlesen und prüfen kann, was uns in Bethel bewegte und die entsprechenden Entschlüsse herbeiführte. Weil dazu bald Gelegenheit ist, soll auch gar nicht erst der Versuch gemacht werden — er könnte auch nur höchst unvollkommen gelingen und würde nur oberflächlich orientieren —, den Inhalt der Vorträge oder der Missions-Erklärung wiederzugeben. *Prüfen* und *studieren* Sie bald selbst, liebe Leser der Biene, es lohnt sich!

\* \* \*

Angesichts dieser Möglichkeit und Einladung, in kurzer Zeit die Ergebnisse der Synode in der Frage der Mission selber nachzuprüfen, will der Mann der Goßner-Mission in seinem *Urteil über das Erreichte* sehr *vorsichtig* sein. Es erfüllt ihn zwar die große Freude darüber, daß die Synode nun diese Frage ernsthaft und in vollem Bewußtsein für deren Bedeutung bei der heutigen Weltlage behandelt hat, um so mehr, weil er zusammen mit Missionsdirektor D. Brennecke bereits im Juli 1961 dem Rat der EKD die Behandlung der Missionsfrage in einem ausführlichen Memorandum für die jetzige Tagung der Synode vorschlagen hat, und sie Gehör fanden.

Es ist der Christenheit unseres Volkes und ihrer Mission eine Tür weit aufgetan. Die Beschlüsse der „Missionssynode“ von Bethel 1963 bedeuten eine große Chance. Es darf anders und besser werden mit



Hauptpastor D. Harms, Hamburg, der Vorsitzende des Deutschen Evangelischen Missions-Rats, und Professor Dr. Müller-Krüger, der wissenschaftliche Mitarbeiter des Missions-Rats

dem Verhältnis von Kirche und Missionsgesellschaften, die beide manche recht kritischen und herben, aber beherzigenswerten Worte in Bethel zu hören bekamen, wenn an die Entwicklung in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten erinnert wurde. Es ist behutsam, nicht volltönend geredet worden; selbstkritisch, nicht in Sätzen, die von der Propaganda entlehnt wurden. Die Männer und Frauen von Bethel wußten, daß es *Gottes Mission* ist, zu der wir gerufen sind, bei der wir demütige Werkzeuge sein dürfen. *Gottes Geist* muß zu Opfer, Fürbitte und Dienst erwecken, was sich wie ein weites Totenfeld unseres und noch ganz anders Gottes Augen darbietet.

Auch und gerade das war der Synode ganz und gar gegenwärtig und hat sie bei ihrem Reden und Beschließen geleitet, hat sie bescheiden gemacht. Aber diese Verhaltenheit, die der Größe der Missions-Aufgabe und vielen Versäumnissen in der Vergangenheit angemessen war, läßt es hoffen, daß neuer, gesegneter und von Gottes Verheißung begleiteter Gehorsam aus den März-Tagen in Bethel erwächst.

\* \* \*

Zum Schluß aber soll die Synode selbst auch an dieser Stelle zu uns reden, indem ihr *Karfreitags-Wort* zu unseren Ohren und Herzen spricht:

„Unter dem Thema „Kirche und Mission“ hat die vom 10.–14. März 1963 in Bethel versammelte Sy-

node der Evangelischen Kirche in Deutschland darüber beraten, was der Missionsauftrag Gottes von den Kirchen und Missionsgesellschaften in Deutschland heute fordert. Eine neugebildete Arbeitsgemeinschaft, die den Deutschen Evangelischen Missions-Tag mit der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihren Gliedkirchen verbindet, soll dazu mithelfen, daß die evangelische Christenheit ihre Missionsaufgabe besser erfüllt und sich den Blick für neue Dienste schärft.

Die Zeit drängt zu solcher Besinnung. Das Kreuz Jesu Christi, vor das uns der Karfreitag stellt, ist nicht nur für das Heil des einzelnen aufgerichtet, sondern steht für die ganze Welt. Es hat die Mauern und Zäune zwischen den Völkern niedergelegt. Gerade die Fernsten nimmt der für uns gekreuzigte und auferstandene Herr als seine Nächsten an. Sein Evangelium drängt auf Weitergabe.

Getrieben von dieser Verantwortung haben sich 1961 in Neu-Delhi der Weltrat der Kirchen und der Internationale Missions-Rat zusammengeschlossen. Sie rufen in allen Kirchen zu entsprechenden Schritten auf. Kirche ohne Mission ist wie ein Leib ohne Bewegung. Das ganze Leben einer Gemeinde kann sich verwandeln, wenn sie die Mission entdeckt. In Dienst, Opfer und Fürbitte verwirklicht sich das Ja zur Weltmission.

Jesus Christus hat die Menschen in Asien und Afrika ebenso lieb wie die in Europa. Er reißt uns aus dem Privat-Christentum zu freiem Dienst an allen Menschen Gottes. Er führt aus Müdigkeit und Kleinglauben zu großer Hoffnung für alle Welt. So grüßt die Synode die Gemeinden mit dem Aufruf zu dankbarem Zeugnis und unermüdlicher Tat.

„Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber. So sind wir nun Botschafter an Christi statt; denn Gott vermahnt durch uns: Lasset Euch versöhnen mit Gott!“

\* \* \*

Möchte unsere Kirche nicht zu einem „Leib ohne Bewegung“ erstarren – einem Leichnam! –, weil sich ihre Glieder der Sendung Jesu Christi „bis an die Enden der Erde“ praktisch verweigern und den Ruf ihres Herrn gleichgültig überhören! Die Synode von Bethel hat beschwörend ausgesprochen, worum es geht, und auch dafür gebetet, daß uns Gott in Gnaden davor bewahren möge.

Christian Berg

#### BERICHT EINER REISE (I)

## Das Gemeindeleben der Goßner-Kirche

### KRIEG

Drei Wochen vor unserer Ankunft hatten die Chinesen mit dem Einmarsch begonnen. Keiner wußte, wie weit ihr Appetit ging. Die Entfernung von Ranchi bis zur Front betrug in der Luftlinie 800 km. Doch wollte niemand an eine unmittelbar drohende Gefahr glauben. Natürlich bewegte eine deutliche Unruhe und Sorge die Christen aus der Goßner-Kirche bei dem Gedanken an die Brüder in Assam, besonders in Tezpur. Wir wußten, daß die Stadt evakuiert war, hatten sonst aber keine Nachricht. Erst gegen Weihnachten erreichte uns ein ausführlicher Bericht. Die Gemeinde von Tezpur hatte wieder zurückkehren können, die Familien hatten wunder-

barerweise ihr Eigentum völlig unversehrt wiedergefunden.

Der nationale Notstand ist für ganz Indien bis zum heutigen Tage noch nicht aufgehoben, vielleicht aus militärischen, vielleicht aber auch aus innerpolitischen Gründen. Wir beobachteten innerhalb kurzer Zeit ein rapides Wachstum des Nationalbewußtseins der Inder. Der chinesische Krieg hat mehr zur Einheit der indischen Nation beigetragen als alle Ereignisse der letzten 100 Jahre. Viele Inder brachten erstaunliche Opfer für die Verteidigung ihres Vaterlandes, wozu eine massive Propaganda die nötige Vorarbeit leistete. Ich will nicht verschweigen, daß uns nicht immer ganz wohl dabei zumute war,

wenn wir etwa in Kalkutta erlebten, wie die Volksseele zum Kochen gebracht wurde. Auch sollte man nicht vergessen, welche untragbare Last es für dieses Land bedeutet, Milliarden nur für die Rüstung auszugeben, obwohl die wirtschaftliche und soziale Not so groß ist.

#### HUNGER

Diese Not ist besonders im Gebiet unserer Goßner-Kirche in diesen Monaten noch gewachsen. Der Regen des letzten Sommers ist unnormal schwach gewesen und das trockene Ackerland hat längst nicht genug Feuchtigkeit empfangen, die für die Reisernte nötig gewesen wäre. Dabei sind mindestens 80 % unserer Goßner-Christen darauf angewiesen! Schon im November sahen wir weit und breit braunes, verkrustetes, steinhartes Ackerland ohne grüne Flecken. In den Dörfern erzählte man uns, daß die Bauern nur 25 % der sowieso schon niedrigen Erträge hereinbekommen hätten. Wir sahen Felder, die überhaupt nicht abgeerntet waren, weil die Frucht auf dem Halm vertrocknete. Der Wasserstand in den Flüssen und Teichen blieb ungewöhnlich niedrig. Chotanagpur ist zum Notgebiet erklärt worden. Die Monate April bis Juni werden die schwersten sein, weil dann die geringen Vorräte aufgebraucht sind. Die Eltern werden ihre Kinder nicht mehr in die Schulen schicken können. Die gottesdienstlichen Opfer, von denen die Kirche ja lebt, werden sich sehr verringern (*vergleiche Hilfsmaßnahmen Seite 16*).

#### GOTTESDIENST

Die Goßner-Kirche ist ja eine Diaspora-Kirche. Viele Gemeinden liegen einzeln und abgeschnitten. So ist es nicht verwunderlich, daß Gäste mit großer Freude begrüßt werden. Gäste aus Deutschland werden mit ganz besonderer Herzlichkeit empfangen. In diesem Fall kann der Gottesdienst an jedem Tag und zu jeder beliebigen Zeit sein. Der Gottesdienst steht einwandfrei im Mittelpunkt des Gemeindelebens. Er ist für die ganze Familie da. Auch die Säuglinge stimmen auf ihre Weise in das Lob Gottes mit ein, verursachen auch allerdings einige Unruhe und bisweilen kleine Bächlein auf dem Fußboden. Doch solche Nebensächlichkeiten werden weiter nicht beachtet. Kirchengestühl gibt es nur selten, man hockt sich nieder, Männer und Frauen streng getrennt. Überall sind viele junge Leute zu sehen. Die Liturgie ist deutsch, also fremd; die Sprache meist Hindi, also für viele Inder auch fremd. Bisweilen erlebten wir allerdings schlichte Gottesdienste in der jeweiligen Stammessprache. Gesungen wird nach der Saksibana, in der abendländische Lieder übersetzt sind. Nur noch die alte Generation singt diese Lieder einigermaßen geläufig. Die jüngere Generation liebt weit mehr die indischen Bhajans, eine Art Spirituals, die sie mit Trommel- und Schellenbegleitung mit großer Freude und noch größerer Ausdauer singen. In Gesprächen hörten wir mehr als einmal, ob diese einheimischen Lieder nicht mehr und mehr für den gottesdienstlichen Gebrauch üblich werden könnten, ja ob die ganze Liturgie nicht reformbedürftig sei. Eine indische Gemeinde braucht eine indische Liturgie. Es fiel uns immer wieder die große Geduld im Hören auf. Das Wort Gottes wird dem Prediger wirklich vom Mund genommen. Die Predigten beschränken sich oft auf die Wiederholung des Textes und

lassen die Auslegung und die Anwendung vermissen. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die wenig – manchmal gar nicht – ausgebildeten Pracharaks (Katechisten) die Prediger sind. Das freie Gebet spielt eine große Rolle. Auch die einfachsten Pracharaks halten sie ohne Schwierigkeiten und ohne Hemmungen. In vielen Gemeinden, die wir besuchten, mußten wir wegen Platzmangel den Gottesdienst vor der Kirche halten. Ein Gottesdienstbesuch von 100 % – besonders in den kleinen Gemeinden, – war keine Seltenheit. Pietistische Tradition in den Gemeinden der Goßner-Kirche kann man u. a. daran erkennen, daß sie abendmahlsscheu sind. Soweit wir es erlebten, betrug die Abendmahlsgottesdienstteilnahme etwa 10 % der Gottesdienstbesucher. Die Abendmahlsgottesdienste werden immer separat nach dem Predigtgottesdienst gehalten. Der Gottesdienst ist durchweg die Gelegenheit, den Beitrag für die Ausgaben der Gemeinde zu leisten, und zwar – abgesehen von den größeren Orten –, immer in Form von Reisopfern. Das durchschnittliche Aufkommen beträgt  $\frac{1}{3}$  des Monatseinkommens einer Familie pro Jahr. Das ist viel, weil die meisten Familien nicht mehr als das Existenzminimum haben.

#### KIRCHEN

Ein sichtbares Gemeindezentrum an einem bestimmten Ort ist Voraussetzung einer kirchlichen Arbeit. Es war klug und richtig, wenn die Missionare zu Beginn ihrer Arbeit ein Stück Land erwarben. Eine Christengemeinde, die keinen konkreten Ort hat, wo sie sich versammeln kann, wäre ohne jede Glaubwürdigkeit. Der Erwerb eines Grundstückes und der Bau einer Kirche hat in Indien ein unmittelbar evangelistisches Ziel. Die Goßner-Christen sind stolz auf ihre Kirchen, auch wenn sie nach unseren Maßstäben gemessen recht erbärmlich sind. Es gibt davon insgesamt mehr als 900. Wir in Deutschland würden sagen, daß etwa  $\frac{9}{10}$  davon Behelfskirchen seien. Doch wie oft haben wir alles Äußere vergessen, wenn wir inmitten einer lebendigen Gemeinde saßen! Bemerkenswert erscheint mir die Tatsache, daß die Lebendigkeit der Gemeinden in den Industriegebieten wie Jamshedpur, Rourkela, Rajgangpur, Gua eher zunimmt als abnimmt. Etwa 20 000 Goßner-Christen leben in diesem Industriebereich. Hier ist man meist etwas finanziell kräftiger und benutzt mit fast kindlicher Freude gewisse technische Hilfsmittel, wie z. B. den in ganz Indien so heiß geliebten Lautsprecher (erst hier ist uns die wörtliche Bedeutung so recht klar geworden!). In Birmtrapur, einer Stadt mit Kalkindustrie, zeigte man uns unter dem Neonlicht der alten Kirche, die recht gut erhalten, aber zu klein ist, die fertigen Baupläne für eine neue Kirche. Ein respektabler Teil der Baukosten war bereits eingesammelt. Nicht überall sieht es so aus. In der jungen Eisenerzstadt Gua, wo die Arbeiter unter unbeschreiblichen sozialen Bedingungen leben müssen, hat sich die Gemeinde mit einer Wellblechbaracke, die als gottesdienstlicher Raum benutzt wird, zufrieden zu geben. Diese Baracke paßt sich den Slums in unauffälliger Weise an. Hier fehlt es einfach an Mitteln. Woanders, etwa in Rourkela, ist der unbefriedigende Zustand der Kirchen mehr durch die fehlende Initiative der Gemeindeglieder verursacht. Von einem besonderen Ereignis möchte ich in diesem Zusammenhang etwas ausführlicher berichten.

BANMALLI

So hieß das kleine Dorf in der Nähe von Khunti-toli, das uns am 13. Januar zu einem ganz besonde- ren Festtag eingeladen hatte: nämlich zur Einwei- hung ihrer neu erbauten Kirche. Banmali gehört zur Synode Koronjo. 1885 wurden hier die ersten Christen getauft. Der Prediger damals wurde sehr verfolgt und sollte im Tempel des Rajas zu Birju geopfert werden. Nur in letzter Minute wurde sein Märtyrertod verhindert. Die Gemeinde wuchs. 1922 wurde die erste Kirche gebaut, die sich später als zu klein erwies. So begann man 1946 mit dem Bau einer neuen Kirche. Nach 18 Jahren Bauzeit (!) war sie nun endlich fertiggestellt. An den einzelnen Mauer- stücken kann man die Qualität der jährlichen Reis- ernten feststellen. Zur Gemeinde gehören jetzt 130 Familien. Gerade der Kirchenbau wirkte so missionarisch, daß es jetzt keinen Nichtchristen in diesen Dörfern mehr gibt. Für die Finanzierung hat jede Familie die  $1\frac{1}{4}$ -fache Summe ihres Monatseinkom- mens aufgebracht, damit die notwendigen Mate- rialien eingekauft werden konnten. Dazu kommen die freiwilligen Arbeitsdienste. In den nächsten Jahren möchte man auch noch einen Turm bauen.

Der Gottesdienst, in dem ich die Predigt hielt, dauerte übrigens mit einer kleinen Unterbrechung von 11 bis 16.30 Uhr. Wir feierten zwar die Einweihung, aber der Gottesdienst mußte draußen stattfinden, weil mehr als 2000 Menschen gekommen waren. Dem Rechenschaftsbericht des Synodenpräsidenten folgte die Schlüsselübergabe an der Kirchentür. Nach einem Gebet in der Kirche sammelten sich die große Gemeinde draußen zu einem Predigtgottesdienst, dem sich Tauf- und Abendmahlfeier anschlossen. Damit war das Fest noch keineswegs zu Ende. Wenn man in der Goßner-Kirche feiert, hat man auch Zeit dazu. Während des Gottesdienstes hatten einige Gemeindeglieder in 200 Tontöpfen den mitgebrachten Reis gekocht, Berge von Blättertellern lagen bereit. Das gemeinsame Mahl konnte beginnen: ein sichtbares Zeichen der Freude und der brüderlichen Gemeinschaft.

## JUGEND- UND FRAUENARBEIT

Die Jugend in den Gemeinden der Goßner-Kirche will sich nicht absondern, sondern sie weiß sich in den Gemeindegottesdiensten zu Hause. Wenn in einer Gemeinde ein tüchtiger Lehrer oder Kandidat verfügbar ist, sammelt man sich auch zu besonderen Veranstaltungen, allerdings nicht, um die besonderen Interessen einer solchen Jugendgruppe zu pflegen, sondern um eine große Aktivität für die Gemeinde zu entfalten. Da wird nicht nur geredet, da passiert auch etwas. Hören wir einige Stichworte aus dem Bericht der Jugendgruppe - „Krush Sena“ - von Chainpur:

Die Jugendgruppe hält Kindergottesdienste, Gebetsgemeinschaften und vor allen Dingen Bibelfreizeiten von 3-4 Tagen in den Gemeinden des Kirchenkreises. Diese Tage sind ausgefüllt mit der Besprechung von biblischer Geschichte, Katechismus, Kirchengeschichte; wichtig ist auch das Auswendiglernen und Üben von Liedern und Bhanjans. Manchmal trifft man sich auch zu einem größeren Jugendtag.

Einige Frauenkreise haben wir mit Freude gesehen. Im allgemeinen haben ja dort die Männer das Wort. Die Frauen machen ihnen dieses Vorrecht

nicht streitig, damit es nicht noch mehr für die Männer zu diskutieren gibt. Die Frauen nutzen diese Zeit, indem sie versuchen, etwas zu tun. So hatten sie z. B. in Karinati ohne viele Worte die Kirche geweiht. Das Frauenwerk der Goßner-Kirche – die Mahila Samelan – gab uns in Ranchi stolzen Bericht über Spenden für Reparaturen an Kirchen und Schulen, z. B. für die Pracharak- und Tabitaschule und für andere Zwecke. Viel mehr könnte noch getan werden, wenn geeignete Menschen eine gute Ausbildung bekämen und für solche Arbeiten in Jugend- und Frauengruppen freigestellt würden.

Kurz: Es geschieht viel in den Gemeinden der Goßner-Kirche, aber vieles möchte und müßte man noch lebendiger machen können. Wir wurden immer wieder gefragt, welchen Rat wir geben könnten von der Sicht der deutschen Gemeinden. Diesen Rat sind wir unserer Brüderkirche heute und morgen schuldig. Wir persönlich wurden durch die Gespräche in den Gemeinden und durch viele Erlebnisse sehr bereichert. Dasselbe wird geschehen, wenn solche Gespräche sich ausweiten und geführt werden könnten im gegenseitigen Austausch zwischen den Gemeinden der Goßner-Kirche und solchen unserer Landeskirchen. (Fortsetzung folgt) Martin Seeberg

Martin Seeberg

*Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche von  
Chotanagpur und Assam*

### Zählung 1961

### *1. Getaufte Mitglieder:*

Assam-Anchal	17 336
Nord-West-Anschal	55 878
Orissa-Anchal	48 444
Süd-Ost-Anchal	82 456
Gemeinde Ranchi	2 816
Khuntitoli Synode	9 760
Joint-Missions-Gebiet	3 100
Surguja-Missions-Gebiet	4 200
Insgesamt:	223 990
(jährl. Wachstum: etwa	3 000)

## II. Hauptamtliche Mitarbeiter:

Pastoren 121  
 Katechisten 960

### III. Schulen:

	Schüler	Lehrer
Oberschulen	13	3 735
Mittelschulen	39	4 180
Grundschulen	96	5 830
Insgesamt:	148	13 745
		567

#### IV. Gebäude:

Solide Kirchen	99
Behelfskirchen	818
Schulgebäude, solide	30 %
Behelfs-Schulgebäude	70 %
Solide Pastorenwohnungen	10 %
Behelfs-Pastorenwohnungen	90 %
Andere solide Gebäude	8 %
Andere Behelfsgebäude	92 %

## DUNKEL UND LICHT IN CHOTA NAGPUR

Am 27. Februar 1963 gab die Tageszeitung von Ranchi „The New Republic“ folgenden Bericht:

„Menschenopfer an die Götter, ein grausiges Ereignis in der ‚Großstadt‘. – Ein solcher Vorfall ereignete sich am 19. Februar in Sinduartoli in der Nähe von Morabadi (dem werdenden Universitätsviertel von Ranchi), als ein Vater – der Angabe nach ein Ureinwohner – dort, wo er glaubte, daß sich ein Dämon aufhalte, einem anderthalbjährigen Mädchen eine scharfe Waffe in den Nabel stieß. Es war seine Überzeugung, daß er durch diese Tat und durch Darbringung des Opfers am Altar der Göttin Macht bekommen hätte über den Dämon und daß er ihm hinfür seinen Willen vorschreiben könne. (Daß Ureinwohner ihre Dämonen auch abbilden, ist eine neuere Entwicklung).“

Am Tage des Vorfalles, so wird berichtet, war die Mutter des Babys ausgegangen zur Arbeit und hatte das Kind unter der Obhut ihres Mannes und ihrer zwei kleinen Kinder zurückgelassen. Gegen Abend kamen die zwei Kinder zu ihrer Mutter auf den Arbeitsplatz gelaufen, um zu berichten, daß ihr Vater ihre kleine Schwester abgeschlachtet hätte. Als die Mutter dies hörte, eilte sie laut schreiend heim und war völlig bestürzt, Zeuge des grausigen Schauplatzes zu werden, wo sie ihr Baby in einer Blutlache vor einer Göttin liegend vorfand. Es wird berichtet, daß der Vater sich in einem Zustand religiöser Ekstase befand. Er rief aus, daß er endlich die bösen Geister überwunden hätte und der Dämon werde zukünftig seine Forderungen erfüllen. Er war einige Zeit arbeitslos gewesen, welches er auf den Einfluß des Dämons zurückführte. Er arbeitet gelegentlich als ein Maurer. – Die Polizei hat den Vater verhaftet und den Götzen beschlagnahmt.“

\* \* \*

Am 20. 2. 63 gab der Pfarrer der Goßner-Kirche, Samuel Bage aus Runga in Orissa, seiner Kirchenleitung in Rajgangpur folgenden Bericht:

„Die Prediger wie auch Männer und Frauen der Gemeinde Runga im Kirchenkreis Rajgangpur veranstalteten im April 1960 eine Evangelisation unter den Heiden im Dorfe Jharmunda nicht weit von Runga und bezeugten dort den Herrn Christus. Der Leitung des Kirchenkreises wurde darüber Bericht erstattet. Voller Hoffnung ernannte der Kirchenkreis für diesen neuen Ort als Prediger einen älteren Bruder mit Namen Benjamin Soy. Nach einem Dienst von ungefähr zwei Jahren brachten die dortigen Brüder ihren Wunsch zum Ausdruck, Christen zu werden. Die Gemeindeversammlung setzte entsprechend dem Wunsch der neuen Brüder den 22. 1. 63 als Taufstag fest. An diesem Tage fand sich der Gemeindepfarrer und 6 Prediger zusammen mit den Brüdern und Schwestern der Gemeinde Jhatainburh und dem Leiter der Erwachsenenbildung, Marsallan Manki, im Dorfe Jharmunda ein. Unter Anleitung des Gemeindepfarrers und unter Gesang und Gebet brachten die Dorfleute noch vor der Taufe ihre Dämonen, wie z. B. den Rahu, den Baranda, die Dewi Mai und auch die Ahnengeister zum Dorfe hinaus. (Es muß sich zum Teil wohl um eigens für diese Handlung angefertigte Bilder oder Figuren handeln). Außerhalb des Dorfes verbrannten sie sie. Darauf empfingen am Abend 40 Menschen die heilige Taufe. Nach Stattdessen dieser Taufe erklärten 44 Angehörige der römisch-katholischen Kirche ihren Entschluß, der Lutherischen Kirche beizutreten und vermehrten so unsere Freude. Auf diese Weise entstand mit 84 Personen eine kleine neue Gemeinde.“

Dieser Bericht wurde an mich nach Ranchi weitergeleitet mit der Bitte, diese neue Gemeinde durch die Gabe einer kleinen Glocke für 28,- Rupies zu ermutigen.

H. Kloss

## „HALLO, TAXI!“

### *Goßner-Kirche in Bombay*

Nach einer vierwöchigen Reise durch den Libanon, Syrien, Jordanien und Pakistan kam ich müde in Bombay an. Am gleichen Tage waren alle Flugzeuge der Indien-Airlines von der Regierung wegen des Staatsnotstandes beschlagnahmt worden. So mußte ich mir in Bombay ein Quartier suchen. Die Nachfragen beim CVJM und der Heilsarmee waren vergeblich. Ich stand ganz allein in einer Stadt von beinahe fünf Millionen Einwohnern, traurig und des Reisens müde und schaute einem Flugzeug nach, das in Richtung Europa flog.

Die Menschenmassen in einer solchen asiatischen Großstadt erdrücken einen. Ich weiß nicht, ob Sie solche Stunden kennen, wo man nicht mehr weiter möchte, Ruhe haben will und sich nach Geborgenheit sehnt. Mir ging es jedenfalls so; aber ich mußte ja weiter, mein Auftrag war noch nicht erledigt.

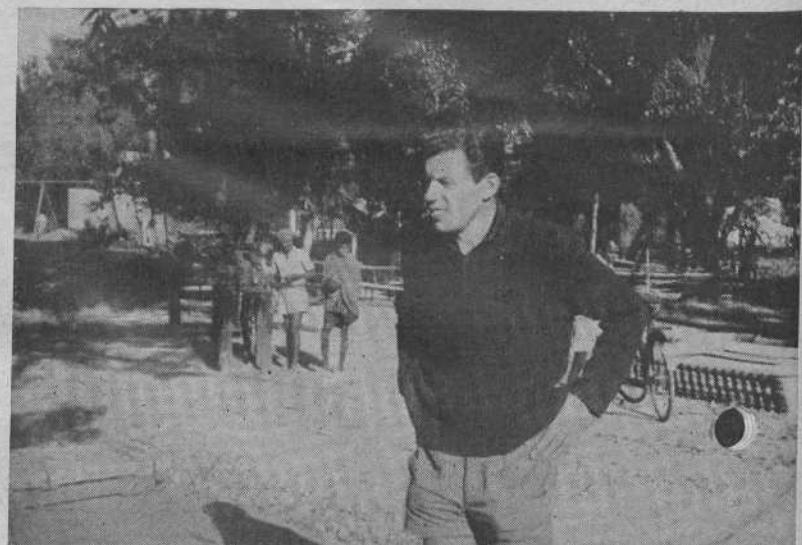
Ich verhandelte mit etwa zehn Taxifahrern über den Preis einer Fahrt. Es ist in Asien so üblich, daß man handeln muß. Als ich endlich einen für beide Seiten annehmbaren Preis erhandelt hatte, fuhr ich

los. Nach etwa hundert Metern hielt der Taxifahrer an und meinte, der Preis sei doch zu niedrig. Er mußte annehmen, daß ich einer der reichen Touristen sei, die ja alle an den Photoapparaten zu erkennen sind. Ich erklärte ihm, ich sei kein so wohlhabender Mann, meine Reise werde von der Kirche bezahlt. Darauf die erstaunte Frage: „Du kommst von der Kirche? Wo willst Du hin?“ „Nach Ranchi“, antwortete ich. „Nach Ranchi? Willst Du etwa die Goßner-Kirche besuchen?“ Es stellte sich heraus, daß mein Fahrer ein Glied dieser Kirche war.

Man stelle sich nur unser beider Überraschung vor: Das Gebiet der Goßner-Kirche liegt 2000 km von Bombay entfernt. Ich konnte nicht im mindesten damit rechnen, schon hier auf ihre Spuren zu stoßen. Mein Fahrer kannte den Präsidenten der Kirche und die Pastoren in Ranchi. Er wußte, daß der Sitz der Goßner-Mission in Berlin ist. Dabei strahlte er und sagte: „Dann sind wir Brüder, und ich muß Dir meine Familie zeigen!“

Es war keine Rede mehr vom Geld. Zehn Minuten später saß ich in einem Raum mit seiner Frau und

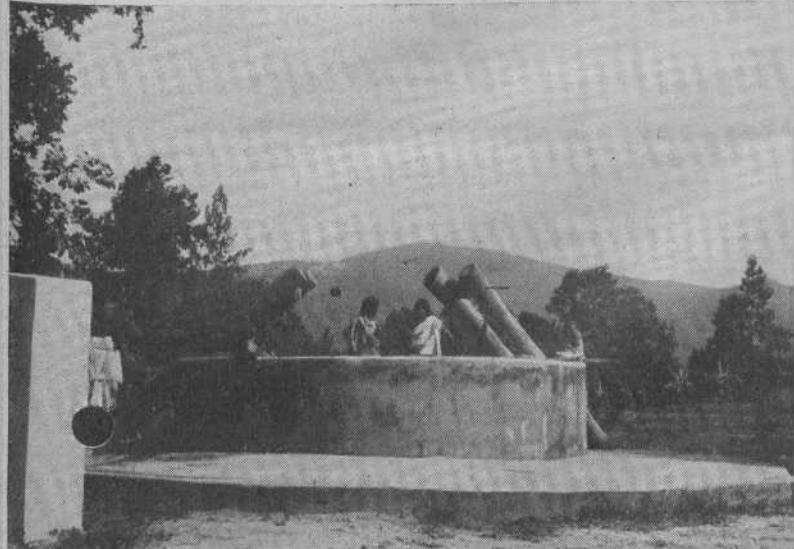
# Die *B*ildseite des Goßnerwerks



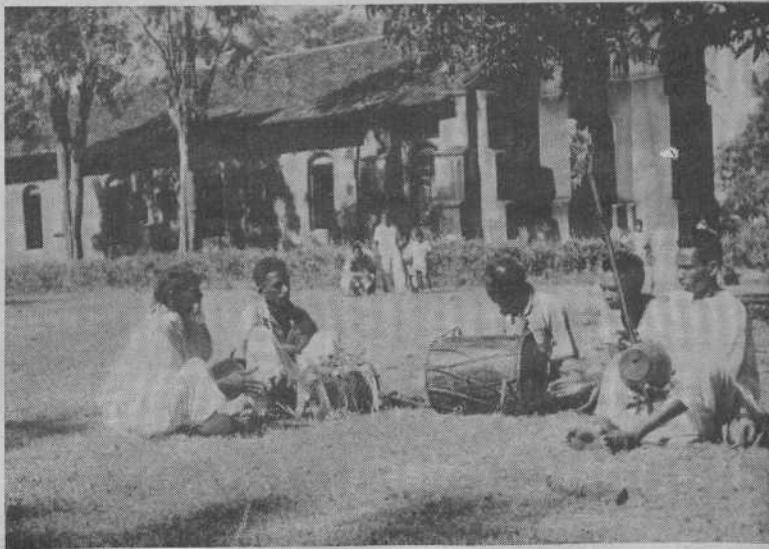
- 1 Oberkreisdirektor Peter Elster, Leer, Mitglied der Synode der EKD und stellv. Vorsitzender des landeskirchl. Missionsrats in Hannover, während einer Verhandlungspause im Gespräch mit Missionsdirektor Dr. Berg, Berlin
- 2 Nach der gottesdienstlichen Verabschiedung des Ehepaars Adomeit in Bln. Lichtenrade am 10. 3. 63 mit Mitarbeitern des Hauptbüros des Hilfswerks (v. l. n. r. Herr Dir. Gent, Frau und Herr Adomeit, Frau Steyber, Herr Dr. Berg)
- 3 Das Ehepaar Dr. Gründler in Amgaon, das mit Tochter Marlies am 2. Mai die Rückreise nach Deutschland angetreten hat
- 4 Ankunft von Landwirtschaftslehrer Tomforde in Khuntitali
- 5, 6 Bananengarten und Reisfeld in der Musterfarm Khuntitali; durch moderne Bodenbearbeitung und Düngemittel könnten die landwirtschaftlichen Betriebe

in Chotanagpur so gesteigert werden, daß die jetzige Hungersnot sich nicht wiederholen muß.

- 7 Gute Brunnen sind in der jetzigen Dürrezeit wichtiger denn je; hier der Brunnen im Gelände des Krankenhauses Amgaon
- 8 Modernste Fahrzeuge bei dem Eisenerz-Abbau in der jungen Industriestadt Gua, wo sich eine sehr lebendige Gemeinde der Goßner-Kirche befindet
- 9 Aber das alte Indien lebt noch!
- 10 In Erwartung des Gottesdienstes in Burju
- 11 Kirchen-Einweihung in Banmali; der Festakt beginnt
- 12 ... und anschließend das Festessen ...



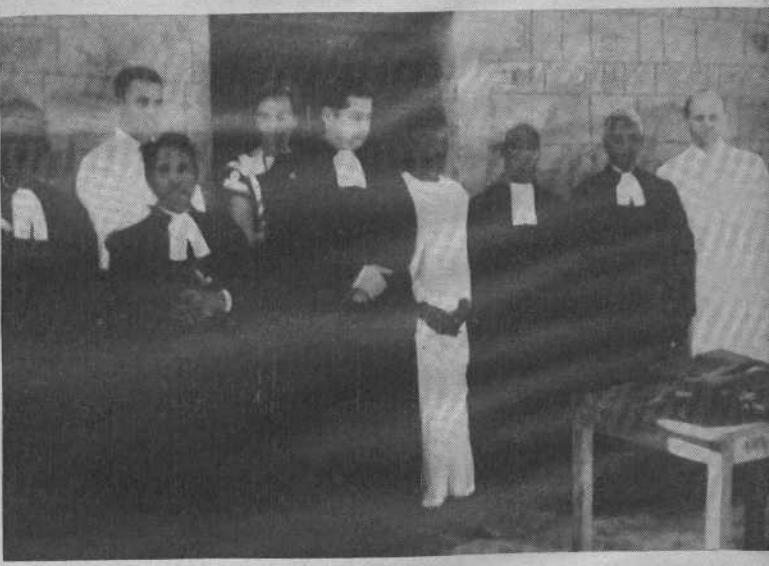
7



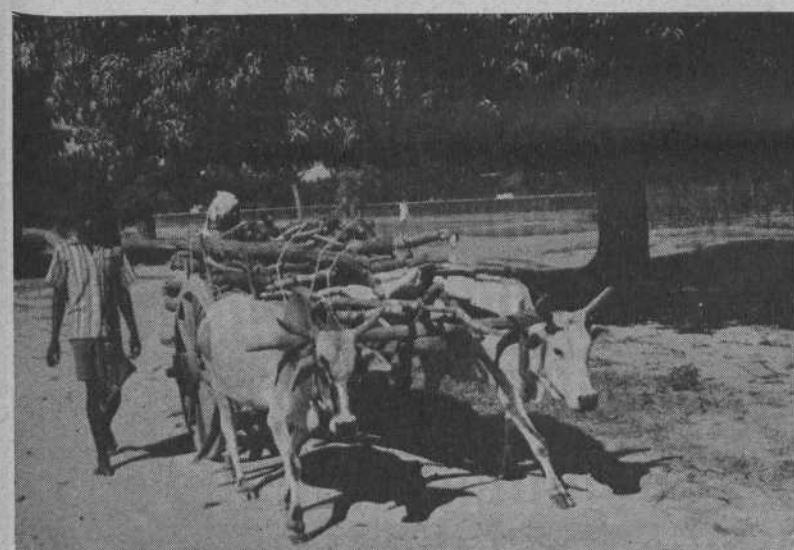
10



8



11



9



12

seinen drei Kindern zusammen. Man holte schnell eine Flasche Coca-Cola, um mich zu bewirken.

Der indische Bruder fühlte sich nun verantwortlich für mich. Er zeigte mir die Sonnen- und die Schattenseiten der Stadt. Ich war nicht mehr allein.

Warum hat mir diese Begegnung so viel bedeutet, daß ich sie erzähle? Es zeigt sich daran, daß wir in den Beziehungen zu den asiatischen Völkern nicht nur die Gebenden sind. Auch wir sind darauf angewiesen, daß wir dort Brüder finden, die uns helfen.

Es ist etwas Großes, erleben zu können, wie Gott

uns zur rechten Zeit einen Bruder zur Seite stellt. Vielleicht wird an solch einem kleinen Erlebnis deutlich, wie Gottes Reich über die ganze Welt geht und wir plötzlich darauf stoßen können, wo wir es gar nicht vermutet haben.

Wie oft laufen wir in unserem Alltag an den Spuren seines Reiches vorbei, weil wir sie nicht sehen. Wir sollten unsere Augen, Ohren und Herzen mehr dafür offen halten, dann würden wir mehr von Seiner Herrlichkeit in unserer Welt entdecken.

Fritz Weissinger

## DAS ÖKUMENISCHE JAHR 1963

Missionsdirektor D. Dr. Pörksen—Hamburg gibt im Breklumer Sonntagsblatt einen kurzen, sehr instruktiven Überblick über die wichtigsten ökumenischen Konferenzen und ihre Bedeutung für die nicht-römische Christenheit.

### 1. In Asien

Hier treffen sich an drei Stellen, und zwar in Madras, in Tokio und in Singapur jeweils etwa 50 Asiaten und 10 Weiße, um auf regionalen Konferenzen zu besprechen, welche Aufgaben heute vor der Christenheit Asiens stehen. Veranstalter ist die Ostasiatische Christliche Konferenz. Treibende Kraft dieser ganzen Bewegung ist der Ceylonese D. T. Niles.

Sieben Fragen sind es besonders, die hier bearbeitet werden sollen:

1. Welche Positionen an der Frontlinie missionarischer Arbeit müssen unter allen Umständen gehalten werden?
2. Welche Initiativen und Bewegungen im Leben und Zeugnis der Kirchen müssen wir ermutigen und unterstützen?
3. Gibt es Dinge, mit denen sich die Kirchen beschäftigt haben, die nun aber aufgegeben werden sollten (a) weil sie überholt sind, (b) weil sie unproduktiv sind, (c) weil an ihnen Zeit, Menschen und Geld verschwendet werden?
4. Gibt es Tätigkeiten der Kirchen, die an andere Stellen übergeben werden sollten, und wenn ja, welche Tätigkeiten sind das?
5. Welche neuen Aufgaben müssen unternommen werden?
6. In welcher Weise kann der Gesamtauftrag in einem bestimmten Gebiet vom gesamten Volk Gottes zusammen durchgedacht und durchgeführt werden?
7. Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Behandlung dieser Frage im Blick auf unsere Isolierung in Denominationen und unsere Zugehörigkeit zu Konfessionsfamilien?

Hier in Asien geht es also vor allen Dingen um die beiden Fragen: Was muß aufgegeben werden? Das ist die eine Frage. Was muß zusammengelegt werden? Das ist die andere Frage.

### 2. In Afrika

Hier wird ab 20. April eine gesamtafrikanische Kirchenkonferenz in Uganda gehalten werden, und zwar in Kampala. Seit fünf Jahren ist diese Konferenz geplant. Zwei lutherische Konferenzen sind bereits vorangegangen. Weder im politischen noch im

wirtschaftlichen Raum dieses kommenden Kontinents Afrika gibt es eine gesamtafrikanische Konferenz. So kommt also hier dieser kirchlichen Konferenz für ganz Afrika eine große Bedeutung zu. Worum geht es hier bei der all-afrikanischen Kirchenkonferenz? Vor allem um den Zusammenschluß evangelischer Kirchen, um die Zusammenarbeit und um den gemeinsamen Weg der evangelischen Christenheit in ganz Afrika. Die treibende Kraft dieser Bewegung ist der Soziologe Dr. Tim Kulu.

### 3. In Kanada

Hier findet im Juli 1963 und zwar in Montreal die vierte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung statt. Die erste war 1927 in Lausanne, die zweite 1937 in Edinburgh, die dritte 1952 in Lund. Wenn die evangelische Christenheit weiter zusammenwachsen soll, wenn die Kirchen weiter zusammenkommen sollen, dann kommt dieser Konferenz eine besondere Bedeutung zu. In fünf Sektionen werden die Fragen behandelt: „Was hat Gott mit den Kirchen vor?“ „Wie ist das Verhältnis von Heiliger Schrift, Tradition und Traditionen?“ „Worin besteht das befreiende Wirken Christi?“ „Was bedeutet das Amt in der Kirche?“ „Wie kommt es zur Einheit der Kirche Christi?“ „Welche Hilfen können für den Prozeß des Zusammenwachsens gegeben werden?“ Es geht bei dem allen im Grunde um zwei Fragen: Um die Lehre vom Amt, das Episkopat, um die Lehre von der Rechtfertigung, das Materialprinzip der Reformation. Die Anglikaner sagen: Wenn wir eins sind in unserer Überzeugung vom Amt, dann wird alles klar. Die Lutheraner sagen: Wenn wir eins sind in der Lehre, dann ist alles klar. Wo bleibt in dem allen das Zeugnis?

### 4. In Mexiko, und zwar in Mexiko City

Ende des Jahres, im Dezember 1963, trifft sich hier zum erstenmal nach Neu-Delhi die Konferenz für Weltmission und Evangelisation. Wird nicht hier gezeigt, daß diese Konferenz mehr ist als der Internationale Missions-Rat war? Wird hier nicht gezeigt, daß wir es, nicht wie bisher im Internationalen Missions-Rat, vor allem mit Asien und Afrika, sondern jetzt mit allen sechs Kontinenten zu tun haben, wobei Nordamerika ein Kontinent und auch Südamerika ein Kontinent für sich ist?

In vier Sektionen wird hier gearbeitet über das Zeugnis der Christen gegenüber den Menschen in den Religionen, über das Zeugnis gegenüber Menschen in der säkularen Welt, über das Zeugnis christlicher Gemeinden in ihrer Nachbarschaft, über das

Zeugnis christlicher Kirchen gerade im Blick auf die nationalen und konfessionellen Grenzen.

Das ist bei dem allen die Grundfrage: Wird bei dieser Konferenz die Kraft des Zeugnisses durchbrechen?

#### 5. In Rochester, im Staate New York,

tritt August 1963 der Zentralausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen zusammen. Hier fallen Entscheidungen über Berufungen, über Bewilligungen, hier wird die ganze Arbeit des Weltrates der Kirchen geplant und durchberaten. Hier erhält die Genfer Geschäftsstelle ihre bestimmten und konkreten Arbeitsanweisungen. Zwischen den großen Vollversammlungen des Ökumenischen Rates fällt dem Zentralausschuß die Verantwortung über die Weiterarbeit in der Ökumene zu.

#### 6. In Finnland

Sie wird von besonders vielen Männern und Frauen aus der deutschen Christenheit besucht werden: die

Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki. Hier treffen sich aus der ganzen Welt die Lutheraner. Hier geht es um Gesetz und Evangelium in ihrer Bedeutung für den Dienst der lutherischen Christenheit heute.

Wer mehrfach die Sitzungen der Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes mitgemacht hat, der weiß, wie hervorragend hier gearbeitet wird. Deshalb erwarten wir von Helsinki und den vorangehenden bzw. nachfolgenden Konferenzen des Lutherischen Weltbundes viel.

\*

Es sieht so aus, als würde das Jahr 1963 in besonderer Weise ein ökumenisches Jahr werden. Wird es nur bei Konferenzen bleiben? Oder wird es auch dazu kommen, daß die Ökumene Wirklichkeit wird? Das heißt, daß die Gemeinde Jesu Christi im gemeinsamen Zeugnis, im gemeinsamen Dienst, im gemeinsamen Gebet sich immer mehr zusammenfindet. Es wird Zeit!

## KEIN PLATZ FÜR KIRCHEN

Die Abteilung für Evangelisation der Nordamerikanischen Baptistenkirche hatte Anfang dieses Jahres 130 verantwortliche Männer und Frauen der Kirche nach Mexico City zu einer Studienwoche zusammengebracht. Auch ich wurde eingeladen, schon vor Beginn meiner Vortragsreise in den USA nach Mexico City zu kommen. Warum? Ich verstand den Grund erst hinterher. Mexico befindet sich seit mehr als 100 Jahren in einer Revolution, die Schritt um Schritt die Lebensverhältnisse der Menschen verbessert. Wo man auch hinkommt, überall stößt man auf Zeugnisse dieser Revolution, in der Malerei und Dichtung, im Theater und in der Baukunst. Die Universitätsstadt mit herrlichen Gebäuden, in denen 73 000 Studenten lernen und leben, ist vielleicht das stärkste Zeugnis für den Drang nach vorn in diesem Land. „Independencia“ ist ein neues Wohnviertel in Mexico City mit 15 000 Einwohnern, die noch vor kurzem in Slums hausten. Jetzt haben sie 1-4-Familienhäuser, Sportplatz, Schwimmanlage, Theater, Kindergarten, Bürgerhaus, soziale, pädagogische und medizinische Beratung. Junge Ökonomen, Soziologen, Psychologen und Mediziner sind im Leitungsstab. In regelmäßigen Abständen finden Bürgerversammlungen statt, in denen die Notwendigkeiten des gemeinsamen Lebens diskutiert, Verbesserungen vorgeschlagen und Übelstände abgestellt werden. Niemand von uns konnte sich diesen starken Eindrücken verschließen, die wir hier in Mexico City, aber in kleinerem Maßstab auch auf dem Land, bekamen. Einer der Teilnehmer fragte nach der Kirche in „Independencia“. Die erstaunte Gegenfrage war: Welche? Ja, welche? Hier gibt es ein gemeinsames Leben, eine gemeinsame Anstrengung der vorwärtsdrängenden Menschen. „Kirche“ würde sie trennen, voneinander isolieren, vielleicht gegeneinander aufbringen. Welche Kirche soll es sein? Die der Baptisten, der Methodisten, der Lutheraner, der Pfingstler oder anderer, die alle ihre „Mission“ treiben? Wie schrecklich, wenn Kirche als die Einheit sprengend, als verwirrend und destruktiv wirkt. Kann sie in ihrer Zerrissenheit überhaupt noch Mission treiben? Sie kann es in Mexico nicht mehr,

wenn sie nur zu sich ruft, anstatt für das Volk dazusein und mit ihm zusammen die Revolution zu einem guten Ende zu bringen.

In langen Jahrhunderten hat dieses Volk aber nur eine an sich denkende und für sich arbeitende katholische Kirche erlebt. Nun erhalten alle Kirchen die Quittung: Wir bauen unsere Gesellschaft ohne Kirchen.

In einer ehemaligen Kapelle hat der Künstler in eindrucksvoller Weise auf Deckengemälden das Leid und die Hoffnung des Volkes dargestellt: Die Übel werden durch Bankier, Soldat und Priester symbolisiert! Die Hoffnung durch Bauer, Arbeiter und Techniker. Deshalb gibt es in „Independencia“ keine Kirche als Gebäude. Aber werden die Christen, die dort wohnen – darunter vier Prozent Protestanten –, lernen, einen Weg christlicher Existenz zu führen, auch ohne daß sie sich in einem Kirchenraum versammeln und von einem hauptamtlichen Pfarrer „betreut“ werden?\*) Werden sie gegeneinander arbeiten, weil sie verschiedenen Kirchengruppen angehören? Es gibt für sie nur den Weg ökumenischer Bruderschaft und des Dienstes an dieser säkularen Gesellschaft. Ihn kann Gott auch zum Zeugnis für die werden lassen, die sich jetzt von der Kirche ganz abwenden und gegen sie stehen.

Der Weltkirchenrat hält seine nächste Sitzung zur Frage „das Zeugnis der Christen gegenüber dem Menschen in einer säkularen Welt“ im Dezember 1963 in Mexico City. Er ist gut beraten, mit diesem Thema gerade in dieses Land und in diese Stadt zu gehen. Die Goßner-Mitarbeiter in Mainz-Kastel wurden aufgefordert, für diese Sitzung Thesen zum angegebenen Thema zu erarbeiten, die z. Z. mit dem 7. Kursus des „Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie“ beraten werden.

Horst Symanowski

\*) Vgl. auch den Aufsatz des Verfassers „Genesung oder Siechtum“ in „unterwegs“ Nr. 20, 1963, im Käthe-Voigt-Verlag, Berlin.

# WIE GEHT ES IN AMGAON?

Schwester Ursula v. Lingen hat Ende März 1963 wiederum einen persönlichen Rundbrief an ihre große Verwandtschaft und ihr verbundene Freunde geschrieben, aus dem wir mit ihrem Einverständnis einen Abschnitt zum Abdruck bringen. Die Lesser der BIENE werden gewiß dankbar diese „neuesten Nachrichten“ aus unserem Dschungel-Hospital aufnehmen.

Amgaon, Mitte März 1963

## *Ihr Lieben alle in der Heimat!*

Wenn ich an die letzten Monate zurückdenke, dann wurden sie von drei Dingen besonders geprägt:  
1. von viel Besuch, 2. von viel Arbeit im Hospital und  
3. von viel Sorge um unsere Hospital-Helferinnen.

1. Die „Besuchs-Invasion“ begann im November, als Dr. Rohwedder mit seiner Familie eintraf. Da er schon kurze Zeit danach zum Sprachstudium fortging und in den Wochen noch nicht im Hospital mitgearbeitet hat, so sahen wir ihn diesmal noch als „Besuch“ an. Wenn er wiederkommt, wird es anders sein, dann kommt er als der neue Chef. – Anfang Dezember besuchte uns Diakon Weissinger von Mainz-Kastel für ein paar Tage, und über Weihnachten, d. h. vom 17.-26.12., war Pastor Seeberg, unser neuer Missionsinspektor, mit seiner Gattin bei uns in Amgaon. Es war sehr schön, daß diese Menschen nicht nur wenige Stunden bei uns hereinschauten, sondern einige Tage unter uns lebten und auf diese Weise wirklich einen Einblick erhielten in unsere Arbeit mit all ihren Schwierigkeiten und Nöten und wir vieles mit ihnen beraten und besprechen konnten. – Zur gleichen Zeit wie Familie Seeberg kamen zwei junge, deutsche Studenten der Soziologie: Herr Jirardet und Herr Kulke, die in Indien den Einfluß der modernen Technik studieren wollten. Nach ein paar Wochen bei uns trennten sie sich. Herr Jirardet blieb bei uns, um in einem Dorf hier ganz in der Nähe den „Nullpunkt“ dieses technischen Einflusses ins Auge zu fassen, während Herr Kulke in ein Dorf in der Nähe von Rourkela ging, wo vieles schon ganz anders aussieht. Er kam aber oft zwischendurch wieder zu uns „nach Hause“, wie er sagte, um mit seinem Freund die Ergebnisse zu besprechen. Er ist inzwischen auf dem Heimweg nach Deutschland, während Herr Jirardet noch ein paar Wochen bei uns bleiben wird. – – Im Januar hatte Schw. Maria zehn Tage Besuch von einer Schweizerin, mit der sie auf dem Schiff zusammengewesen war. Schw. Hedwig Schmidt, die im Dezember wieder erneut nach Indien gekommen ist und in Govindpur eine Blindenarbeit anfangen will, besuchte uns für einige Tage, und über ein Wochenende kam Pastor Peusch aus Rourkela mit seiner Familie und zehn Konfirmanden zu einem Ausflug nach Amgaon. – Darüber hinaus hatten wir eine ganze „Invasion“ von „Globetrottern“, die uns von Rourkela geschickt wurden, damit sie auf ihrer Weltreise doch auch ein Dschungel-Hospital gesehen haben. Auch Leute aus Rourkela kamen hin und wieder am Sonntag für ein paar Stunden, aber nicht so häufig wie in den vergangenen Jahren, weil fast alle unsere alten Freunde dort inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt sind. – So fehlte es uns nicht an Unterhaltung und Ab-

wechslung, wenn dadurch auch manche Mehrarbeit und Unruhe ins Haus kam.

2. Von der *Arbeit im Hospital* will ich nur einige Punkte herausgreifen. Die kalte Jahreszeit, d. h. die Monate von November bis Februar, ist bei uns die Zeit der Pneumonien und Verbrennungen. Vor allen Dingen kommen viele Kinder und Säuglinge mit schweren Lungenentzündungen. Da die meisten Kinder das ganze Jahr über nichts oder fast nichts anhaben, so ziehen die Eltern ihnen auch dann nichts über, wenn es morgens nur + 7-8 Grad C ist, obwohl sie selber sich dann in drei bis vier Tücher wickeln. „Kinder frieren doch nicht“, ist ihre Antwort, wenn wir sie fragen, warum sie die Kinder so nackt herumlaufen lassen. Wenn die Kleinen dann Fieber und Husten haben, versuchen die Eltern erst ihre Dorfmedizin und das Brennen mit dem glühenden Eisen, bis sie sie endlich – wenn sie kaum noch nach Luft schnappen – zu uns bringen. Und dann wundern sie sich noch, wenn Husten und Fieber nicht in zwei bis drei Tagen verschwinden, obwohl wir dankbar sind, wenn wir überhaupt das Leben retten können. Sie meinen, wir brauchten nur das Hörrohr aufzulegen und eine Spritze in den Po zu jagen, und – hokus-pokus – würde das Kind gesund!! – Genausoviel Sorge und noch viel mehr Arbeit bereiten uns die vielen und oft sehr ausgedehnten Verbrennungen. In dieser Jahreszeit schlafen alle in der Hütte um ein offenes Feuer, und da kommt es oft vor, daß irgend jemand plötzlich zu brennen anfängt, weil er im Schlaf der Flamme zu nahe gekommen ist. So hatten wir hier Vater und Sohn, die beide in einer Nacht auf diese Weise Feuer fingen. Beide hatten fast  $\frac{1}{3}$  der Körperoberfläche verbrannt – an verschiedenen Stellen. Aber zu unserer Freude hielten sie fast zwei Monate bei uns aus, bis nach viel Mühe und einer Hauttransplantation beide völlig geheilt wieder nach Hause gingen. Großen Kummer bereitet es uns immer, wenn die Leute einfach nicht mehrere Wochen im Hospital bleiben wollen, wenn ihnen der Heilungsprozeß zu langsam geht und sie nach kurzer Zeit nach Hause laufen, entweder noch vor oder kurz nach einer Hautüberpflanzung. Manchmal sehen wir sie dann später mit schweren Verwachsungen oder Kontraktionen wieder. Aber sie wollen es nicht lernen und begreifen, daß wir es gut mit ihnen meinen, wenn wir sie halten wollen, bis alle Wunden verheilt sind. –

Von all den anderen vielen Patienten – wir hatten in diesen Monaten durchschnittlich 40-50 Innenpatienten pro Tag – will ich nur noch von zweien erzählen, die uns besonders viel Sorge, dann aber auch am meisten Freude bereitet haben. Ende Januar wurde uns an einem Nachmittag gegen fünf Uhr ein junger Mann gebracht, der morgens um zehn Uhr von einem Bären angefallen worden war. Dieser hatte ihm die Kopfhaut an mehreren Stellen in Fetzen vom Kopf gerissen, an einer Stelle fehlte sogar ein Stück Knochen. Zum Glück hatten die Leute aber nichts auf die Wunden geschmiert, was sie sonst mit Vorliebe tun, sondern ihm nur ein großes Bananenblatt um den Kopf gewickelt und ihn gleich zu uns getragen. Da Familie Gründler und Schw. Maria an dem Tage nicht in Amgaon waren, machten Schw. Ilse und ich uns daran, den Mann wieder „zurechtzuflicken“, – drau-

ßen auf der Veranda, weil es drinnen schon dunkel und kühl wurde, — wobei mindestens 30 Menschen um uns herumstanden und uns zuschauten. Ein paar Tage waren wir dann sehr in Sorge um ihn, aber alles heilte erstaunlich schnell und gut, so daß er nach zwei Wochen vergnügt nach Hause gehen konnte. — Das war uns ein richtiges Geschenk. —

Vor etwa drei Wochen nun kamen eines Tages Männer aus dem 30 Meilen entfernten Deogarh und baten uns, mit dem Ambulanzwagen einen Mann dort abzuholen, der alle paar Minuten furchtbare Krämpfe bekäme. Der Arzt im Regierungshospital dort hätte gesagt, sie könnten ihn nicht aufnehmen. Marlies Gründler fuhr hin und holte den Patienten ab, der, genau wie wir vermutet hatten, schweren Tetanus hatte. Wir gaben ihm viel von dem teuren Serum, das sie sicher im Regierungshospital nicht gehabt hatten, und pflegten ihn mit viel Geduld und Liebe. Und das Wunder geschah, daß der Mann sich zusehends von Tag zu Tag besserte, so daß er nun schon wieder ohne Stock spazieren gehen kann, wenn er auch noch etwas steif ist. So gibt es doch auch kleine Freuden in der oft sehr aufreibenden Arbeit. —

3. Das Dritt, was uns in diesen Monaten sehr stark beschäftigt hat, sind *unsere Helferinnen*. Im letzten Rundbrief schrieb ich Euch, daß sieben Mädchen gekommen waren, um bei uns zu arbeiten und zu lernen. Von diesen sieben liefen zwei bei Nacht und Nebel fort, weil das Heimweh sie packte. Bei einer von ihnen kam die Mutter zu Besuch, und da wollte die Tochter wieder mit nach Hause. Zwei ließen wir zum Wochenende heimfahren, woraufhin eine nicht wieder zurückkam, d. h. sie erschien dann doch wieder drei Wochen später, weil der Pfarrer der Gemeinde sie zurückschickte. Das Mädchen, das wir im Haushalt hatten, kündigte und ging Ende des

Jahres, so mußten wir eine zu uns ins Haus nehmen. Inzwischen sind nach und nach wieder neue Mädchen gekommen, von denen wir aber zwei fortschicken mußten, weil sie sich nicht einfügten. Wir haben nun wieder genügend Helferinnen, aber es ist so furchtbar ermüdend und aufreibend, immer wieder mit neuen anzufangen, immer nur im Beibringen der Anfangsgründe stehen zu bleiben. Und man weiß langsam nicht mehr, ob man eine Sache einem Mädchen zehnmal oder 10 Mädchen zum ersten Mal gesagt hat. Aber Bahalen Mundu (geb. Bage) ist noch bei uns und arbeitet jetzt im Hospital mit. Da ihr Mann vorläufig noch keine feste Anstellung bekommt, wird sie auch länger bei uns bleiben. So hoffen wir, daß wir wenigstens an ihr eine wirkliche Hilfe haben werden. —

Inzwischen wird es bei uns von Tag zu Tag spürbar wärmer. In diesen Wochen haben wir Herbst und Frühjahr gleichzeitig. Die alten, welken Blätter fallen von den Bäumen, und gleichzeitig sproßt überall das junge, zarte Laub. Die Mango- und viele andere Dschungelbäume blühen und verbreiten einen fast betäubenden Duft.

Ob es auch bei Euch inzwischen Frühling geworden ist? Ich würde Euch allen so gerne ein wenig von unserer Wärme in einen Brief einwickeln. Ihr würdet sie sicher genießen, während wir schon wieder zu stöhnen anfangen.

Mitte April wird uns nun Familie Gründler, einschließlich Marlies, endgültig verlassen. Aber dann geht es auch für mich bald zum Urlaub in die Berge, denn in diesem Jahr bin ich an der Reihe, in der heißen Zeit Ferien zu machen.

Und nun grüßt mit vielem Dank für alles Gedanken und in herzlicher Verbundenheit

*Ihre Ursula von Lingen*

## MISSION DRINNEN UND DRAUSSEN

### AUS DER ARBEIT

#### Amgaon:

Wichtigste Nachricht und einschneidendes Ereignis für unser Dschungel-Hospital 100 km südlich Rourkela im indischen Bundesstaat Orissa ist die *Beendigung des Dienstes von Dr. Gründler*, der mit seiner Frau und Tochter Marlies im April/Mai nach Deutschland zurückkehrt, um Ende Juni in Hohemark im Taunus Wohnung zu nehmen und dort noch nach der Maßgabe seiner Kraft ärztliche und seelsorgerische Aufgaben mitzuernehen. Das Kuratorium wird unsere lieben Mitarbeiter aus Amgaon am 11. Juni auf seiner nächsten Sitzung im Goßner-Haus empfangen, um ihren Bericht zu hören und ihm und den Seinen zu danken für alle aufopfernde Arbeit in der weit in den Süden vorgeschobenen Arbeitsstätte unserer Goßner-Kirche. Davon wird dann in der nächsten Nummer der „Biene“ zu berichten sein.

Herr und Frau Dr. Robweder, die ja seit Ende 1962 bereits in Indien sind und zur Erlernung der Oriya-Sprache in Nowrangapur weilen, werden dann vor Beginn der Regenzeit nach Amgaon kommen und die Leitung der Hospital-Arbeit aufnehmen.

Wir werden sehr unserer Schwestern Ilse Martin

und Maria Schatz zu gedenken haben, die — zumal in der heißesten Zeit des Jahres — die noch immer wachsenden Aufgaben an den Kranken mit ihren indischen Mitarbeitern zu bewältigen haben; zumal sie nach der Abreise Dr. Gründlers und vor dem Dienstantritt Dr. Robweddels einige Zeit die Verantwortung für das Hospital allein tragen werden. Schwester Ursula von Lingen hat wegen ihrer angegriffenen Gesundheit einen Erholungs-Urlaub in Kaschmir angereten.

#### Berlin:

Vom Missionshaus in Friedenau ist nicht nur zu berichten, daß durch die Einrichtung des Studentenheims mit 10 indischen und 4 deutschen Studenten ab Mai 1963 allerlei *Umbauten* nötig werden, die in den Monaten Januar bis Mai besondere Belastung in der laufenden Arbeit gebracht haben; bedeutsamer ist, daß im Mai *Auszug* und endgültiger Abschied von Familie Lokies und der *Einzug* von Familie Seeburg stattfinden wird. Beides sind tiefgreifende Einschnitte in die Arbeit der Goßner-Mission, von denen ebenfalls die nächste Nummer der „Biene“ etwas zu sagen haben wird.

Die wichtige *Sitzung des Kuratoriums am 5. März* unter Leitung von Herrn Superintendent Dr. Rieger-

Schöneberg, hatte bei Behandlung vieler notwendiger Einzelfragen die folgenden Schwerpunkte: *einmal* hörte das leitende Gremium unserer Arbeit die ausführlichen Reiseberichte der Brüder *Seeberg* und *Weissinger*. Unser Missionsinspektor wird in dieser und den nächsten Nummern der Biene mit einigem von dem Ertrag seines Besuchs der Goßner-Kirche zu Wort kommen. *Dann* war zu den Geschehnissen in *Wolfsburg*, die sein Mitglied *P. Dohrmann* betroffen haben, Stellung zu nehmen (vgl. Wolfsburg). Nicht zuletzt waren wichtige *finanzielle* Fragen zu erörtern: Für das Jahr 1962, das einen Fehlbetrag von nur (!) 10500 DM ergab, wurde der Missionsleitung Entlastung erteilt; der Wirtschaftsplan 1963 in Höhe von 775 000 DM – zu 45% aus erhofften Gaben der Freunde der Goßner-Mission gedeckt, zu 55% aus Beiträgen der befreundeten Kirchen erwartet – wurde gebilligt, nachdem ihn der Verwaltungsausschuß des Kuratoriums schon Anfang des Jahres ausführlich durchberaten hatte.

Unsere *Hausschwester* im Goßner-Haus, *Maria Stammann*, hat zu unserer Freude einen dringenden und ehrenvollen Ruf an ein Krankenhaus in Fürth/Bayern abgelehnt und verdient unsern Dank dafür, daß sie sich entschlossen hat, im vielseitigen Dienst bei uns zu bleiben.

#### Fudi:

Auf dem Gebiet unserer Handwerkerschule – dem „Technical Training Centre“ – an der Straße Ranchi-Hatia-Khanti-Chaibassa wird die trockene Zeit zum tatkräftigen weiteren Aufbau unter der Leitung von *Ingénieur Thiel* so gut wie möglich ausgenutzt, obwohl Baumaterialien nicht ohne besondere Mühe in der gegenwärtigen Situation Indiens erhältlich sind. Laufend besuchen hochgestellte indische Persönlichkeiten den großen Bauplatz und sprechen anerkennend von der Planung und dem Fortschritt dort.

Ende April wird *Dr. Ohse - Stuttgart* mit Brüdern aus Holland Filmaufnahmen machen, die dies bedeutsame, von der Aktion BROT FÜR DIE WELT geförderte Projekt der Goßner-Kirche den Gemeinden unseres Landes für unsere nächste Opfersammlung lebendig nahebringen.

Das wichtigste Ereignis ist die Gewährung des Vizes und der Arbeitserlaubnis für Bauführer *Ado-mit* aus Berlin-Lichtenrade, der am 16. März von Genua ausgereist ist, um Bruder Thiel in seiner Arbeit zu unterstützen. Wir haben der Arbeitsgemein-

schaft DIENSTE IN ÜBERSEE und der Familie *Ado-mit* sehr dafür zu danken, daß der Entschluß zur schnellen Ausreise möglich geworden ist, obwohl das beginnende heiße Klima eine nicht geringe Umstellung von unseren nun in die Arbeit eintretenden Freunden fordern wird.

#### Govindpur:

Die Leitung der Goßner-Kirche hat beschlossen, Fräulein *Hedwig Schmidt* zu bitten, mit dem Wohnsitz in Govindpur den Aufbau des *Blindenheims* in Verbindung mit der Tabita-Schule in die Hand zu nehmen. So ist unsere Mitarbeiterin nach dort übergesiedelt. Sie berichtet von dem Beginn ihrer Tätigkeit; zugleich aber auch, daß die Dürre des letzten Jahres dort ihre tiefen Schatten auf das Leben und die Arbeit durch die sich ständig steigernde Knappeit an Lebensmitteln wirft.

Erste *Frauenversammlungen* in Ranchi und Govindpur konnten stattfinden. Pläne für literarische Aufgaben sind zwischen Rev. Tete und Fräulein Schmidt schon erwogen worden und in Aussicht genommen.

#### Khunti-toli:

Landwirtschafts-Lehrer *W. D. Tomforde* ist dabei Hindi zu lernen, um dann im Mai den Unterricht in der Lehrfarm aufzunehmen.

#### Mainz-Kastel:

Vom 1. Februar bis 30. März 1963 fand im Kasteler Goßner-Haus der dritte Kursus für die Arbeitsgemeinschaft

evangelischer Kirchen in Deutschland „Dienste in Übersee“ statt. Es waren 20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die sich für Aufgaben in Nepal, Indien, Libanon, Marokko, Tanganjika, Rhodesien, Sierra Leone, Südafrikanische Republik und Chile vorbereiteten.

Wie in den anderen Kursen hat auch dieser praktische Arbeit geleistet. Die Schreinermeister bauten mit den anderen Teilnehmern Bücherregale und führten die „Laien“ dabei in die Grundarbeiten im Holzberuf ein.

In den Vorträgen zeigte sich, daß wir in solch einem Seminar keine Rezepte für die Aufgaben in den verschiedenen Ländern geben können. Die Entwicklungen gehen so rasch, daß wir immer wieder neu fragen müssen, wie unser Auftrag in dieser Zeit und dieser Situation aussehen muß. Sehr haben wir um die Frage gerungen, worin christliche Existenz in solcher Situation besteht.



Es treffen nun auch die Erfahrungsberichte der Schwestern und Brüder ein, die durch unsere Kurse gegangen sind. Immer wieder wird betont, wie gut die gemeinsame Vorbereitungszeit war. So hoffen wir, daß auch dieser 3. Kurs den Teilnehmern geholfen hat, ihren Dienst in rechter Weise aufzunehmen. In diesen acht Wochen sollten wir lernen, miteinander zu leben und füreinander vor Gott einzutreten.

Die Bedeutung des Goßner-Hauses und seiner vielfältigen Arbeit ist vom Magistrat der Stadt Wiesbaden und der Ortsverwaltung von Mainz-Kastel dadurch gewürdigt worden, daß eine der Straßen, an denen unser Haus liegt, in „Johannes-Goßner-Straße“ umbenannt worden ist. Das haben wir nicht einmal in Berlin, wo eigentlich mehr Straßennamen benötigt werden und wo Ursprung und Sitz der Goßner-Mission sind.

#### Ost-Berlin:

Im Zusammenhang mit den Geschehnissen in Wolfsburg ist mehrfach die Goßner-Mission-Ost genannt worden. Dazu schreibt *P. Bruno Schottstädt* u. a.:

„Ich bin persönlich mit Pfarrer Dohrmann freundschaftlich verbunden, seit wir auf dem Frankfurter Kirchentag gemeinsam beim ökumenischen Jugend-Gottesdienst, er als Liturg, ich als Prediger mitwirkten. Wir haben dann zusammen kleine theologische Tagungen gehalten, deren Ziel vor vor allem die Klärung des Standortes und der Existenz des Christen in den beiden so verschiedenen geprägten Bereichen Deutschlands war. Keinem anderen Zweck dienten auch die Gespräche, die Pfarrer Dohrmann in der DDR durch meine Vermittlung mit kirchlichen und anderen Stellen führen konnte, sowie

die Bücher und Zeitungen, die ich ihm zur Unterichtung über die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR zugestellt habe. Sooft wir gemeinsam an den genannten Fragen gearbeitet haben, wir haben uns stets gegenseitig mit der Einsicht und dem Entschluß entlassen, daß jeder von uns sein Christenleben in seiner Umwelt zu leben und in dem

Dienst an seiner Umwelt zu bewahren habe.

Was nun die Goßner-Mission in der DDR und ihre Dienste angeht, so ist zu betonen, daß wir ein selbständiges kirchliches Werk innerhalb der DDR sind, in dessen Kuratorium der Verwalter im Bischofsamt, Generalsuperintendent *D. Jacob*, den Vorsitz führt. Wir bemühen uns, im Auftrag Jesu Christi, Menschen in unserer Kirche und in der Gesellschaft zu dienen und unseren christlichen Glauben in der Wirklichkeit unserer sozialistisch geprägten Umwelt zu leben und auch anderen dazu zu helfen, um ihren Blick freizumachen für die Aufgaben, deren die Christen heute und hier auf Schritt und Tritt begegnen.“

#### Purulia:

Der Verteilungsausschuß BROT FÜR DIE WELT hat am 20. Februar einen Betrag von 99 000 DM bewilligt, damit auf einem der Goßner-Kirche gehörigen Grundstück in dieser im Bundesstaat West-Bengalen gelegenen Kreisstadt eine kleine Produktionsstätte für landwirtschaftliche Geräte errichtet werden kann.

Auch die andere Voraussetzung ist erfüllt, daß die indische Regierung Herrn *Rech* aus Zweibrücken die Arbeitsbewilligung erteilt hat, um einem dringend von indischer Seite geltend gemachten Bedürfnis zu entsprechen. Er soll im Spätsommer ausreisen – von der Arbeitsgemeinschaft DIENSTE IN UBERSEE der Goßner-Kirche für diese Aufgabe zur Verfügung gestellt. Möchte auch dieser Dienst, der in absehbarer Zukunft beginnen soll, von Gottes Gnade und Segen begleitet sein!

#### Ranchi:

Zu unserer Freude kam die Nachricht, daß der Befehl zur Räumung des Kirchen-Grundstücks

durch das Militär von seiten der Zentral-Regierung in Neu Delhi aufrechterhalten ist und mit seiner Durchführung in absehbarer Zeit gerechnet werden kann.

Dadurch ist es leichter geworden, den am 1. Januar 1963 begonnenen Fünfjahresplan der Goßner-Kirche,



#### Hohe Ehrung für Kirchenpräsident Lakra

Zu unserer Freude hören wir aus Ranchi, daß die Zentralregierung Indiens am 26. Januar als dem „Tag der Republik“ Pastor Lakra den Titel „Padma Shri“ verliehen hat. Am 17. April hat die feierliche Verleihung in Neu Delhi stattgefunden.

Im Bundesstaat Bihar, auf dessen Vorschlag fraglos diese hohe Auszeichnung unseres Freundes erfolgt ist, ist Reverend Lakra der einzige, dem diese besondere Anerkennung jetzt zuteil wurde: und im großen Land Indien ist er der erste Christ, der auf diese Weise geehrt wurde.

Es ist schön, wenn einem Christen in einem überwiegend nichtchristlichen Land für seine Dienste am Volk eine solche Würdigung und Ehre zuteil wird. Unsere herzlichen Glückwünsche gelten dem Präsidenten der Goßner-Kirche von allen, die ihr in Deutschland verbunden sind.

durch das Militär von seiten der Zentral-Regierung in Neu Delhi aufrechterhalten ist und mit seiner Durchführung in absehbarer Zeit gerechnet werden kann.

Dadurch ist es leichter geworden, den am 1. Januar 1963 begonnenen Fünfjahresplan der Goßner-Kirche,

der zunächst in Ranchi einsetzt, wirksam in Gang zu bringen.

Herr und Frau *Pastor Kloss* treten Ende April ihren Jahresurlaub an und werden im Mai in Deutschland erwartet. Auch diese unsere lieben Mitarbeiter hofft das Kuratorium am 11. Juni in Berlin begrüßen zu können.

Vizepräsident *Dr. Bage*, der die Goßner-Kirche auf der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki im August vertreten wird, hat unsere Einladung angenommen, im Anschluß an die Beratungen in Finnland einige Wochen nach Deutschland zu kommen. Wie sollten wir uns nicht herzlich über diese Aussicht freuen?

Die Leitung unserer Goßner-Kirche hat ein Komitee berufen, um Maßnahmen zu treffen, die die im Verfolg der Dürre auftretende *Hungersnot lindern* sollen. Wir konnten von Berlin aus diese dringliche Aufgabe unterstützen, indem wir 26 000 DM nach Ranchi übersandten.

Den Beschuß des Kuratoriums vom 5. März, Herrn Missionsdirektor *Berg* und Frau im *Herbst 1963 zu einem Besuch der Goßner-Kirche* für drei Monate zu entsenden, hat die Kirchenleitung mit herzlicher Zustimmung und Freude begrüßt.

#### Wolfsburg:

Die Geschehnisse um Herrn *P. Dobrmann* hat das Kuratorium am 5. März mit folgender Erklärung beantwortet, zumal sich die breiteste Öffentlichkeit mit ihnen beschäftigt hatte:

„Angesichts von mancherlei Fragen und Unruhe, die um die Ereignisse im Pfarramt für Industrie-Diakonie in Wolfsburg entstanden sind, erklärt das Kuratorium der Goßner-Mission:

Wir versichern unserem Mitglied, Pastor *Rudolf Dobrmann*, unsere brüderliche Verbundenheit.

Wir denken mit besonderer Dankbarkeit an seine

Arbeit im Industrie-Zentrum Wolfsburg unter neuen kirchlichen Formen. Wir kennen seine Hingabe für den Dienst am Evangelium.

Wir bedauern die politische Mißdeutung evangelischer Arbeit und wenden uns dagegen, daß in solcher Verfälschung öffentlich Bericht erstattet worden ist.

Wir hoffen zuversichtlich, daß sich schon bald alle Verdächtigungen durch die eingeleiteten Ermittlungen als grundlos erweisen werden.

Das Kuratorium ist über solchem Geschehen eingedenk der Erkenntnis und Mahnung des Apostels: „In allen Dingen beweisen wir uns als Diener Gottes ... durch böse Gerüchte und gute Gerüchte“ (2. Kor. 6, Vers 4, 8).

Wir suchen in der Goßner-Arbeit nicht die große Öffentlichkeit, aber wir scheuen uns auch nicht, ihr zu begegnen und ihr zu antworten.

Inzwischen hat unser Freund im Februar/März eine seit langem vorbereitete *Gruppen-Reise nach Israel* angetreten, um jungen Menschen, mit denen er arbeitet, den Blick zu öffnen für die großen Fragen, die mit der Sammlung des jüdischen Volkes im Staat Israel vor uns hintreten.

#### HINWEISE

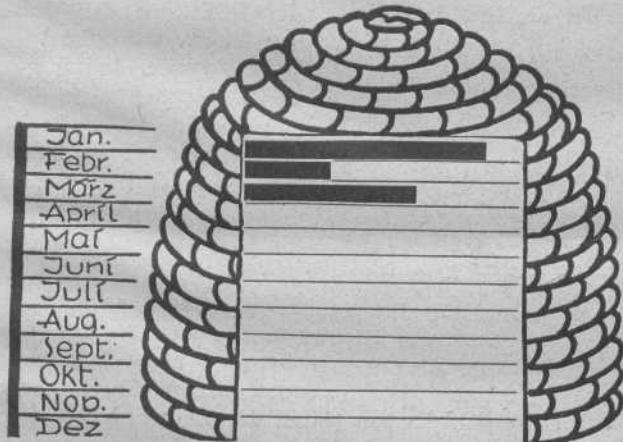
Wir weisen unsere Leser höflich darauf hin, daß unser Missionsblatt „*Die Biene auf dem Missionsfeld*“ in Zukunft unter dem Absender:

Goßnersche Missionsgesellschaft, Buchhandlung  
1000 Berlin 41 Handjerystraße 19-20

zum Versand kommt. Diese Änderung war aus postalischen Gründen notwendig.

Veränderungen der Anschrift (Wohnungswechsel) bitten wir uns mit der Angabe der alten und der neuen vollständigen Anschrift mitzuteilen. (Vor- und Zuname, Postleitzahl, Wohnort, Straße und Hausnummer).

Allen Freunden der Goßner-Arbeit, Gemeinden und Missionskreisen haben wir sehr herzlich für Ihre Gaben während des ersten Quartals zu danken. Es war eine Zeitspanne, in der wir alle ohne Ausnahme unerwartete Mehrausgaben an Heizungskosten durch die andauernde Winterkälte hatten. Das hat selbstverständlich auch unsere Goßner-Kasse spüren müssen. Umso mehr hoffen wir, daß uns die Einnahmen des zweiten Quartals 1963 den Bitten und Erwartungen des Kuratoriums wieder näherbringen. Unser Dienst müßte andernfalls leiden und schmerzhafte Einschränkungen erfahren.



Goßnersche Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19/20 oder Wiesbaden-Kastel, General-Mudra-Str. 1-3 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin 41; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft, Wiesbaden-Kastel

#### Unser Gabenkontos:

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1963  
betragen . . . . . 82500,00 DM  
sie beträgt . . . . . 51853,98 DM

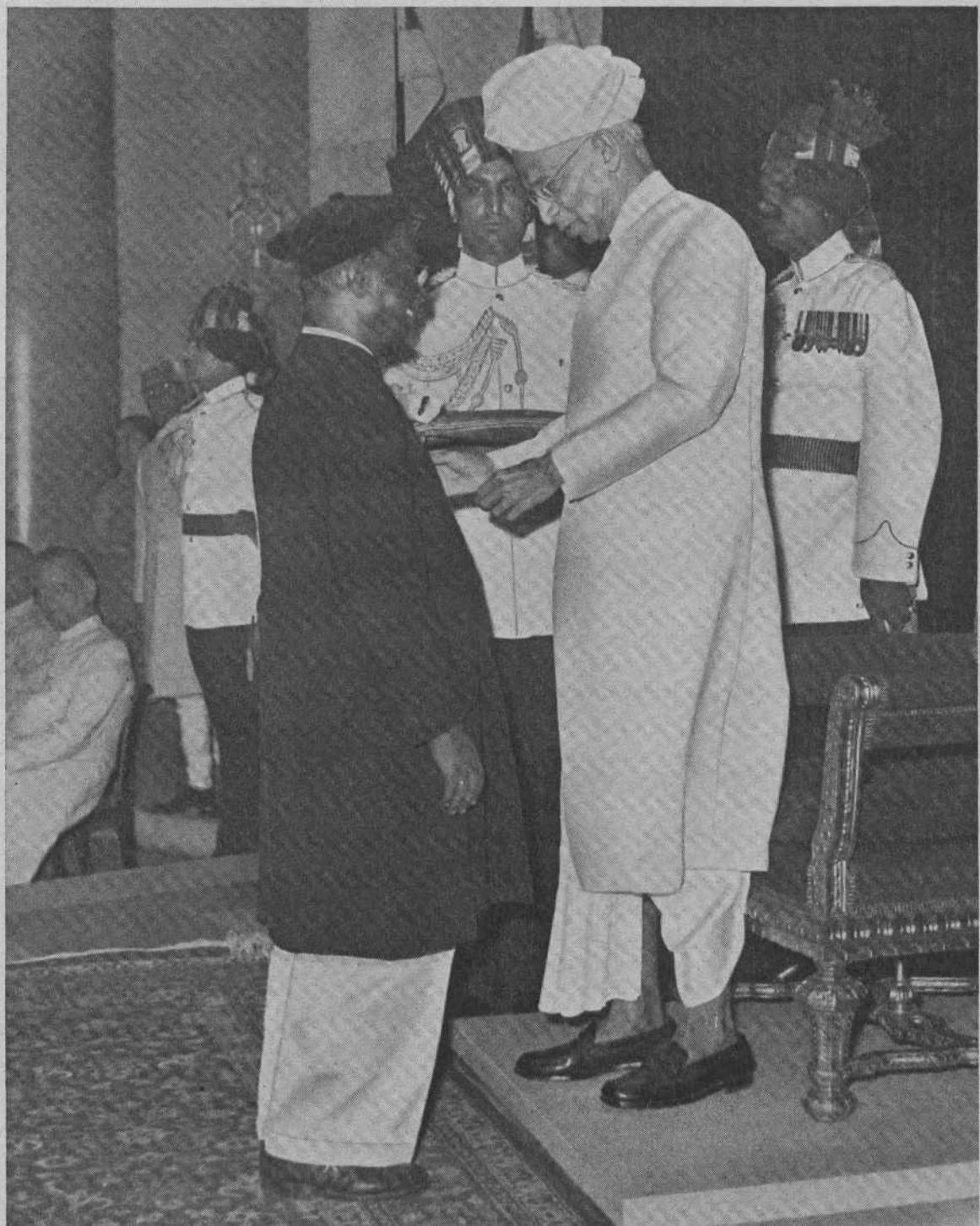
# Gossner's Missionsblatt



Berlin, Juni 1963

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Nr. 3



# Predigt zum Jahresfest der Goßner-Mission am 23. Mai 1963 -Himmelfahrt- im Goßner-Haus

„Ihr werdet meine Zeugen sein.“ Apg. 1, 8

*Himmelfahrt Jesu Christi* – das heißt: Der Startschuß zum Staffellauf der Jünger Jesu ist gefallen. In *ihre* Hände hat der Herr der Kirche sein Werk gelegt. *Sie* sollen das Heil der Welt verkündigen.

Die *Kleinmütigen* bekommen es mit der Angst zu tun: „Das ist zuviel!“ Die *Spötter* behaupten: „Kleiner Mann ganz groß!“ Die *Pessimisten* klagen: „Jetzt geht es abwärts!“

Als die ersten Zeugen Jesu sich auf den Weg machten, war ihre Zahl klein, aber sie fragten nicht daran, ob ihre geringen Kräfte ausreichten, für das gewaltige Werk, Millionen von Menschen das Evangelium zu bringen. Seitdem der Staffettenlauf begann, reicht eine *unabsehbar lange Kette* dieser Zeugen von den ersten Anfängen bis zum heutigen Tag. Diese Kette ist nicht abgerissen, denn sonst hätten wir an diesem Tage nicht zusammen kommen können. Darauf wollen wir uns freuen und Gott loben. „Ihr werdet meine Zeugen sein“, ja, das ist wahr!

\* \* \*

Ich meine, daß diese Verheißung Jesu heute *mehr* sichtbar wird als früher, daß wir *mehr* Möglichkeiten haben, Zeugen des Evangeliums zu sein als zu der Zeit unserer Väter. Die Welt ist anders geworden. Das haben wir inzwischen alle gemerkt. Es ist nur *unverständlich*, daß es so viele unter uns gibt, die das beklagen. Im Gegenteil: wir wollen dankbar die vielen neuen Möglichkeiten *begrüßen*, die durch mancherlei Veränderungen in der Welt uns besser in standsetzen Zeugen Jesu Christi zu sein. Oder sollten wir uns eines Tages sagen lassen müssen, daß unsere Väter mit geringeren Kräften mehr geleistet hätten als wir in unserer Zeit?

Wenn wir heute das Wort Jesu: „Ihr werdet meine Zeugen sein“, zu uns sprechen lassen, dann wollen wir dabei *drei Ereignisse* vermerken, die für den Zeugendienst der Christen in unserer Zeit wesentliche Änderungen gebracht haben.

\* \* \*

*Zunächst:* Unseren *Vätern* war es noch selbstverständlich, daß die Verkündigung des Evangeliums Sache der Pastoren, Missionare und Lehrer sei. Das Kirchenvolk hörte zu und schwieg. Vater Goßner war einer der ganz wenigen, der solchen Menschen, die die Verheißung Jesu für sich persönlich gehört hatten, auch die notwendige *Aufgabe* zuteilte.

Heute nun ist uns endgültig das Verständnis dafür aufgegangen, daß es *mehr als einen Prediger* in der Gemeinde, mehr als das eine Kirchenvorsteheramt gibt. Ja, insofern wir das Wort: Ihr werdet meine Zeugen sein – recht verstehen, ist ohne weiteres klar, daß *wir uns nur Christen nennen können, insofern und insoweit wir zugleich Zeugen der Sache Jesu Christi sein wollen*. Jesus hat keine Sonderaufträge an besonders Interessierte verteilt, sondern die klare und nüchterne Feststellung für dich und mich getroffen: Ihr werdet meine Zeugen sein. Er sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wenn du das glaubst und weißt: ein skandalöser Zustand, würdest du diese Tatsachen für dich behalten, würdest du diesen Namen Jesus Christus nicht mit Nachdruck, Ausdauer und Klugheit weitersagen in deinem Lebensbereich. Ich bin sehr glücklich, daß wir in einer Zeit leben, wo ich *jedem* Gemeindemitglied von dem wunderbaren *Recht* des Christen sagen kann, Zeugen für Christus zu sein.

Sind wir *fähig*, dieses Recht in Anspruch zu nehmen? Kann man da nicht sehr viel falsch machen? *Einwände* gibt es fraglos, aber Jesus hat seine Verheißung noch nicht zurückgenommen. *Er traut uns diesen Dienst zu*, warum wollen wir zögern? Oder ist hier ein einziger unter uns, der – monatlang nicht zu Hause – keinen einzigen Brief schreibt, bloß aus Angst, er könnte ein Wort falsch schreiben?

Die Predigt des Evangeliums in unseren Gemeinden und in der ganzen Welt darf nicht länger einigen so genannten *Facileuten* überlassen bleiben, sondern ist *Aufgabe* und *Möglichkeit* von uns allen. In Indien arbeiten zur Zeit unter der Leitung der Goßner-Kirche Zeugen Jesu Christi aus den verschiedensten Berufen: *Theologen, Techniker, Lehrer, Landwirte, Ärzte und Krankenschwestern*, und jeder auf seine Weise. Auch ohne zu predigen sind sie durch ihr *Tun* Zeugen Jesu Christi. Wieviel mehr Türen würden sich auftun, wenn in der Heimat und draußen jeder unter uns dem Worte Jesu getreu: Ihr werdet meine Zeugen sein, nicht länger bloß Hörer, sondern auch Täter sein würde.

\* \* \*

Das *zweite Ereignis*, das den Zeugendienst der Christen in der weiten Welt wesentlich geändert hat, betrifft unsere *Landeskirchen* und datiert aus jüngster Vergangenheit. Die Kirchen haben sich gewandelt. Die Männer, die in ihr Verantwortung tragen, sind *Männer der Mission* geworden.

Wir sollten uns erinnern, wie es einmal gewesen ist: Seit zwei Jahrhunderten sind aus unserer Mitte Männer und Frauen als Zeugen Jesu Christi hinausgegangen in ferne und fremde Kontinente. Sie haben ihren missionarischen Dienst in bewundern-